J. G. KOHL.

Nordwestdeutsche Skizzen.

II.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
914.35
K82n
v.2

Nordwestdeutsche Skizzen.

Fahrten zu Wasser und zu Lande

in den untern Gegenden

der

Weser, Elbe und Ems

von

J. G. Kohl.

Zweiter Theil.

Bremen.
J. Kühtmann's Buchhandlung.
1864.

Druck von Heinrich Strack.

914.35
K82n
v.2

Inhalt.

Seite.

I. Die Haidschnucken im Lüneburgischen 1
II. Der niederdeutsche Holzschuh 28
III. Die Elbinseln bei Hamburg 47
IV. Ein Obstdorf im Alten Lande 71
V. Die Insel Krautsand 93
VI. Schloß Ritzebüttel 104
VII. Die Insel Neuwerk 124
VIII. Der Nordwestwind in den untern Elbe- und Weserlanden 145
IX. Das Schwarzbrod und der Westphälische Pumpernickel 162
X. Ueber Bausprüche an Thüren, Fenstern, Salzfässern und sonstigen Möbeln in den Westphälischen Bauernhäusern 205
XI. Die Hünengräber des Giersfeldes 218
XII. Der Hümmling 235
XIII. Ausflug in die „Tinner Dose" und zu den Resten der römischen Pontes Longi 264
XIV. Ausflug zum Bourtanger Moor und zur holländischen Gränze 296
XV. Die Hollandsgänger 316
XVI. Aus den Dünen von Norderney und über den Sand im nordwestlichen Deutschland 326
XVII. Der Schellfischfang von Norderney 371
XVIII. Eine Schiffahrt zwischen den Nordsee-Inseln und Watten der Wesermündung nebst Bemerkungen über die Seetonnen und Baaken der Weser 392

442240

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/nordwestdeutsche02kohl

I. Die Haidschnucken im Lüneburgischen.

Verbreitung der Haidschnucken von Jütland bis Holland. — Das Interesse, welches sie dem Historiker und Maler gewähren. — Ableitung und Bedeutung des Namens „Schnucken“. — Körperbau der Haidschnucken. — Vergleich mit den Schaafen der Marschen und Flußniederungen. — Die wandernden Schaafhürden. — Das Leben der Haidschnucken im Sommer. — Ihre Leiden im Winter. — Ein Haidschnucken-Schäfer. — Sein Costüm. — Seine Qualitäten. — Hinrich Mohrmann, über das, was einem richtigen Schaaf-Regenten noth thut. — Die Wolle und das Fleisch der Schnucken. — Schnucken-Socken, „Wull-Laken“, Wullen-Dullaken“. — Die Lüneburgische „Meente“ und die spanische „Mesta“. — Aufhebung der Gemeinweiden. — Ausrottung der Haidschnucken. — Veränderungen im Ackerbau. Fortschritt der Cultur der Haiden.

In der Lüneburger Haide, im ganzen Königreich Hannover, ja fast überall im nordwestlichen Deutschland, kennt fast jeder gebildete Mensch den großartigen Schnitzer, den einmal ein diese Gegenden schildernder Autor machte. Ein Franzose — (wer es eigentlich gewesen sei, ist mir noch nicht recht klar geworden, — Einige schieben die ganze Sache der geistreichen Frau von Staël in die Schuhe, Andere meinen gar, daß der große französische Geograph Balbi, der Erfinder

des Gedankens sei) — kurz irgend ein nach Kunde begieriger Reisender oder Geograph aus dem ungeographischen Lande Frankreich, ein französischer Herodot der Neuzeit, den sein Unglücksstern in die Nähe von Sulingen oder Lüneburg führte, hörte dort die Leute viel von den armen Wollträgern reden, welche gemeiniglich „Haidschnucken“ genannt werden. Man sagte ihm, dieselben bewohnten das Innere der wilden Haidestriche, wären von Farbe braun oder schwarz, mit haariger rauher Wolle bekleidet, außerordentlich scheu, nähreten sich kümmerlich von den Kräutern ihres wüsten Landes, in welchem sie gleich Nomaden herumzögen. Dieß und noch manches andere, was man ihm sagte, und was er nur halb verstand, fand der Franzose sehr interessant, war aber doch zu bequem um selber nachzusehen, ob jene armseligen Geschöpfe bloß zwei- oder vielleicht gar vierbeinig wären. Da er aber überhaupt übertriebene und verkehrte Begriffe von den Zuständen in unseren nordwestdeutschen Wüsten hatte, so hielt er das Erste für wahrscheinlicher. Ein scheues, halbwildes Nomadenvolk schien ihm so gut mit den weitgestreckten uncultivirten Haidestrichen, die er durchwanderte, zu harmoniren. Und er ließ daher in seiner Schilderung von Nordwestdeutschland ein kleines Kapitel über das „Peuple Sauvage des Haidschnucks“ einfließen. —

Das ganze verwunderte, übrigens vermuthlich auch bald eines Bessern belehrte Frankreich nahm nun Notiz von den Haidschnucken. Und die Deutschen, die so gern einmal auf Kosten ihres französischen Nachbars

lachen, hatten ihr großes Gaudium darüber und erzählen es noch bis auf den heutigen Tag jedem Durchreisenden, was „Haidschnucken“ eigentlich sind, und was ein französischer Phantast sich einmal dabei dachte. Und so ist es denn gekommen, daß durch jenen Mißgriff eines Literaten unser gutes Haidevieh in der Welt weit und breit berühmter geworden ist, als es durch sein eigenes Verdienst geworden wäre. In Deutschland kennt sie jetzt fast Jedermann, wenigstens dem Namen nach. Die Details ihrer Natur und Lebensweise sind aber auch den meisten Deutschen nicht bekannt, und einige Mittheilungen darüber mögen daher um so mehr willkommen sein, da die Haidschnucken eben so wie die Wilden der amerikanischen Prairieen zu den verschwindenden Racen gehören. Sie sterben vor der in der Haide um sich greifenden Cultur dahin und werden ihre Rolle vielleicht bald ausgespielt haben. — Mit ihnen werden eine ganze Menge Sitten- und Bodenverhältnisse verändert werden. Und wenn nicht bald ein nordwest-deutscher Historiker auftritt, die merkwürdige Geschichte aller der mit den Haidschnucken verknüpften culturhistorischen Verhältnisse zu schreiben, so wird bald vieles darüber der Vergessenheit anheimfallen. Ich habe mich in der geographischen Literatur vergebens nach einem solchen Historiker umgesehen, und bitte daher den Leser einstweilen, bis derselbe erscheint, mit den wenigen von mir über den Gegenstand gesammelten Notizen fürlieb zu nehmen.

Die Haidschnucken sind als eines der vornehmsten

Hausthiere der Haiden-Bewohner, und, als eine der Hauptstützen ihrer Existenz, eben so weit verbreitet wie die gesellig wuchernden Kräuter der reizenden Eriken, und die großen flachen, trockenen Haiderücken selbst, die sich von der cimbrischen Halbinsel durch den nördlichen und mittleren Theil des Königsreichs Hannover durch die südliche Hälfte des Herzogthums Oldenburg bis an die Hügel und Waldlande Westphalens, und westwärts bis in das Innere der Niederlande erstrecken. In allen diesen Gegenden sind die „Haidschnucken" *) bekannt, und obwohl die mit diesem Namen bezeichneten Hausschaafe in jeder der weit gedehnten Haide-Provinzen in Farbe und Gestalt sehr viele Nüancen darbieten, so haben sie doch wieder so manches Gemeinsame, und auch alle die durch sie hervorgerufenen Zustände gleichen sich so sehr, daß man die Beobachtungen, welche man an einem Orte über sie machte, mit Beschränkungen als auch für den ganzen Rest des großen Landes geltend bezeichnen kann. —

Die harten, trocknen, fast hölzernen Haidekräuter wollen keinem andern Thiere behagen als diesen Haidschnucken. Das Pferd frißt sie gar nicht. Die Kuh nur im Nothfalle und sie wird mager und elend dabei, ja für die Dauer wäre die Existenz des Rindes nicht auf Haide zu begründen. — Nur das Schaaf hat glücklicher Weise das Gebiß, den Magen und auch den rechten Appetit dazu, und allenfalls auch die Ziege,

*) Die Holländer in den Provinzen Drenthe und Overyssel nennen sie „Heedschapen" (Haideschaafe).

die man daher auch mitunter den Schaafheerden beigemischt sieht. — Doch ist es unter den Schaafen auch nur wieder diejenige Gattung', welche seit undenklichen Zeiten in den Haiden lebte, unter ihnen und für sie erzogen und ausgebildet wurde, und die sich der Art mit ihnen verschwisterte, daß sie sie nicht mehr entbehren kann. An den Rändern der Haiden in den Flußniederungen der Marschen haben sich andere Schaafgeschlechter verbreitet, das große langwollige starke „Friesen-Schaaf", die „rheinischen" und die „spanischen Schaafe", — die der Bewohner der Lüneburger Haide auch wohl unter dem Namen „das Weserschaaf" zusammenfaßt. Diese können alle die mit dem Haideleben verbundenen Entbehrungen und Strapatzen nicht ertragen und würden dort entweder ausarten oder aussterben. Die stolzen Marsch- und Weserschaafe sind ihrer großen Vollkommenheit und Nützlichkeit wegen die Freude des National-Oekonomen. Aber eben deßwegen bieten sie auch dem Maler, dem Poeten, dem Ethnographen und Alterthumsforscher beinahe keine interessante Seite dar. Es ist keinem de Roos oder Weeni eingefallen ihre hübschen Thierstücke mit solchen vollkommenen Prachtexemplaren feister Marschhammel zu schmücken. Die Schaafe, welche die Schäfer dieser Maler hüthen, sind lauter arme Haidschnucken, deren zerzauster Pelz etwas vom Streichen durch das Dorngebüsch und andern Abentheuern erzählt, und deren melancholische Physiognomien mit einem fast leidenden Ausdrucke so viel interessanter erscheinen, als die in lauter untadliche Wolle und Fett

eingehüllten Züge eines wohlgenährten Schaafes der Niederungen.

Auch dem Geschichtsfreunde ist das uralte Geestschaaf viel wichtiger als das neu eingewanderte Marschthier. Es erscheint ihm, wie die ganze Geest selbst, in einem weit ehrwürdigeren Lichte, als die erst seit Einführung der Deiche bewohnbar gewordenen Marschen und ihre Geschöpfe. Diese sind die Kinder der Neuzeit und die Träger des Fortschritts. Auf der Geest dagegen wohnte das Urgeschlecht des Landes. Völker, deren Namen und Herkunft wir nicht mehr wissen, und die in den Hünengräbern einen tausendjährigen Schlaf schlafen. Die Feldzüge und Marschrouten der Römer und Karolinger, ihre Schlachtfelder und Kampfplätze, die von Karl dem Großen gestifteten Dome, sie liegen alle auf der hohen Geest. Die Marsch ist ohne alle Spur von Monumenten und von mit der Urgeschichte des Landes verknüpften Erinnerungen. — Die Haidschnucken sind vermuthlich die direkten Nachkommen der Schaafe, mit denen die Vorfahren unserer Väter ins Land zogen und von der Cultur nicht affizirt, sehen sie noch heutiges Tages eben so aus, wie sie vor Jahrtausenden aussahen.

Schon der Name Haidschnucken, — die Haideleute selbst sagen bloß „Schnukken“ oder „Snukken“, auch „Snikken“ — ist ziemlich bezeichnend für die kümmerliche Erscheinung des kleinen Thieres. Er wird von dem Anglosächsischem „snikken“ (= kriechen) abgeleitet und bedeutet also so viel als die Haidekriecher. Es ist wohl derselbe Wortstamm, aus dem auch das

Englische und Plattdeutsche „Snake“ (Schlange) und vielleicht das Deutsche „Schnecke“ hervorgewachsen ist. Manche sagen demnach auch statt Haidschucken — „Haidschnaken“. —

Es ist die kleinste Gattung von Schaafen, die wir haben. Die Länge eines Widders beträgt von der Brust bis zum Schwanze gewöhnlich nicht mehr als 1 Fuß 10 Zoll und die Höhe etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß, und selbst ein gemästeter Hammel bringt es meistens nicht höher als auf 30 bis 35 Pfund. Sie sind die Ponys unter den Schaafen. Die Dürftigkeit der Nahrung bringt bei ihnen dieselbe zwergartige Entwickelung hervor, wie unter den Pferden der Shetlands-Inseln und dem schottischen Hochgebirge. — Wie durch ihre Kleinheit, so sind sie auch überhaupt durch einen schwächlichen Körperbau ausgezeichnet. Sie trippeln auf ihren magern Beinchen zwischen den Haidekräutern mit scheinbar so unsichern und beinahe zitternden Schritten umher, als vermöchten sie es nicht einmal recht fest aufzutreten. — Sie sind etwas empfindlich gegen Feuchtigkeit, und können weder viel Regen, noch das Baden, noch feuchte oder saftige Nahrung vertragen. Wie ihre Lieblingskräuter selbst, lieben sie den Sandboden, und wie diese in den Sumpfstrichen den Moosen oder Schilfen Platz machen, so hören auch die Schaafe in den Sümpfen und Moorästen, in denen sie erkranken, auf. Da ihr Pelz ungemein leicht, dünn, locker und mehr haarig als wollig und filzig ist, so werden sie gleich bei jedem Regen bis auf die Haut naß, und fallen sie einmal in einen Bach,

so ziehen sie alsbald so viel Wasser an, daß sie im Gehen davon beschwert werden, während es auf den dicken, mit fettigem Oel getränkten Pelz der Merinos- und anderer Schaafe halbe Tage lang regnen kann, ohne daß etwas davon durchdringt. — Sonnenschein und Hitze dagegen vertragen die Haidschnucken viel besser als die schweren Marschschaafe und auch im Winter entwickeln sie bei Kälte und trocknem Schnee eine gewisse Zähigkeit und viel Geschick. Sie kommen selbst im Winter nur des Nachts in den Stall und müssen sich am Tage ihre Nahrung im Freien suchen. Wie die schottländischen Ponies scharren sie ihre Haidekräuter unter dem Schnee hervor, selbst wenn er zuweilen fußhoch aufgehäuft ist. Nur bei ganz arger Witterung treibt man sie in die Ställe. Diese Ställe müssen innen recht luftig sein, wie für gewissermaßen halb wilde Thiere. Meistens läßt man bei ihnen einen breiten offenen Raum zwischen dem Strohdach und der Lehmwand. —

Immer pfercht man sie über Nacht in Hürden ein, hauptsächlich um nicht des Düngers verlustig zu gehen. Denn die Düngererzeugung ist eigentlich der vornehmste Zweck bei der ganzen Haidschnucken-Wirthschaft, und wenn der Bauer am Schlusse seiner Bilance nur den Dünger frei und die übrigen Kosten mit der Wolle, dem Fleischverkaufe und den andern Produkten und Erlösen seiner Heerde gedeckt hat, so ist er zufrieden. Die Haidschnucken sind ihre Dünger-Fabrikanten, und spielen als solche eine Hauptrolle in der Cultur der Haiden. Kein anderes Thier kann diese

Fabrikation übernehmen, da kein anderes die Haide zu verdauen vermag. So lange die Haiden daher noch so groß sind, wie sie es bisher waren, beruht ihre Cultur großentheils auf dem kleinen Schaafe. Aller neue Anbau und alle Fortschritte begannen bisher mit ihnen. Wenn ein neues Stück Haideland unter den Pflug gebracht werden soll, so schafft sich der „Neubauer“ zunächst eine kleine Schaafheerde an und setzt damit aus. Er errichtet seine Schaafhürden in einem Winkel des neuaufgerissenen Stücks, läßt sie da für ein oder zwei Tage stehen und treibt des Nachts seine Heerde hinein. Der Schäfer selbst in einem kleinen zweiräderigen Wagen, seiner Schlafstube, zieht mit in die Hürde, in deren Mitte er sich mit seinem getreuen Hunde postirt. Ist das Stück gedüngt, so schlägt er für die nächste Nacht die Hürde um und befestigt sie auf dem benachbarten Quadrate. Die eine Scheidewand kann er dabei stehen lassen, die anderen hat er bald umgesetzt. Die Hürden bestehen aus langen leiterartigen beweglichen Holzeinfassungen, deren senkrechte Queerstäbe zugespitzte Füße haben. Ein Paar Schläge mit dem dicken Holzhammer, den der Schäfer in seinem Wagen mit sich führt, bringen sie bald in den Boden, und Ringe aus Weidenzweigen, von denen er auch immer einen hinreichenden Vorrath bei sich hat und die er über die Köpfe zweier zusammenstehender Hürden stülpt, verketten das ganze Viereck. In derselben Weise wird auch jeder andere schon längst bebaute Acker bedüngt. Daher auch die Uebernachtung in den Ställen, gleich

nachdem gemäht und von neuem gepflügt ist, aufhört. — Um in diesen Ställen den Dünger besser handthiren und transportiren zu können, breiten sie den Schaafen dort Streu aus. Und die hauptsächlichste Streu des ganzen Landes für die Schaafe sowohl als für das übrige Vieh geben wieder die Haidekräuter ab. Dieselben werden für diesen Zweck mit einer Art Sichel, die ein Mittelding zwischen Sense und Hacke oder Schaufel ist, und die sie „Seged“ oder „Seid“ oder „Haidesegd“ oder auch „Plaggen-Sigt“ nennen, geärndtet. Sie hacken damit die Haidekräuter mit sammt einem Theile ihrer Wurzeln und des daran hängenden Erdreichs oder Rasens ab. Das Produkt, die Haiden-Rasenstücke nennen sie „Plaggen“ (von flach = flache Stücke), und die Operation heißt das „Plaggen-Meien“ (Plaggen-Mähen). Da sie für ihre Schaafe sowohl, als auch für ihre anderen Thiere eine unendliche Menge von Plaggen bedürfen, da Plaggen auch noch zu vielen andern Zwecken dienen, z. B. um Erdumwallungen und Zäune zu bilden, zuweilen um Häuser zu decken, so ist das „Plaggen-Meien“ eine Hauptbeschäftigung aller Haidebewohner. Es ist eine höchst langweilige und wahre Sclavenarbeit. Ueberall sieht man sie mit gekrümmten Rücken mitten in der Wüstenei stehen, ihren „Seged“ schwingend und dem Boden die Plaggen entreißend. Da der Winter lang ist, und immer viel Haiderasen nachgestreut wird, so kommen die Schaafe in ihren Stallungen am Ende des Winters zuletzt auf einen förmlichen Berg von Plaggen-Dünger zu stehen. Die

Haideplaggen sind zwar wie das Futter selbst nur ein sehr schwaches und keineswegs sehr nachhaltiges Düngmittel. Aber sie sind, wie gesagt, das Einzige, welches sich der Haidebewohner bei einer Ausdehnung seiner Ackerflur schnell verschaffen kann. —

Die Haide ist ein so kräftig wucherndes und geselliges Kraut, daß sie überall zwischen sich andere Kräuter entweder nicht aufkommen läßt oder sie erstickt und vertreibt. Es giebt nur zwei Sorten von ihr, und sie duldet es nicht, wie die Gräser, daß andere hübsche Unkräuter und Blumen zwischen ihr blühen. Der Haideteppich sieht daher auch zu allen Zeiten des Jahres sehr eintönig und einförmig aus, meistens ist er durchweg braun, zuweilen wenn die Haide blüht, weithin roth. Das Gesäme zur Haide scheint hier überall im Boden zu stecken. Sie erscheint überall da wieder, wo man sie nicht mit Gewalt vertilgt. Wenn man ein mit Mühe angelegtes Grasland verwildern oder einen Acker lange brach liegen läßt, so werden alsbald alle anden Gräser und Pflanzen wieder vom Lande vertrieben, und die Haide schlägt überall aus dem Boden hervor, als wolle sie von ihrem uralten Gebiete und Rechte Besitz ergreifen. Der Ackerbauer ist daher hier in einem beständigen Kampf gegen die wuchernde Haide, beinahe wie der Marschbewohner gegen das Meer. Außer den Heidelbeeren und den Bramen (Ginster), die stellenweise in der Haide wachsen, kommen zwischen ihnen nur ganz wenige dürftige Gräser vor, so z. B. recht häufig eines, welches die Haidebauern

„Bocksbart“ nennen, weil es in Gestalt und Wachsthum die Figur eines in der Erde gepflanzten Ziegenbarts nachahmt. Es ist fast eben so dürr, trocken und struppig wie die Haide selbst, und die Haidschnucken weiden es mit diesen ab obgleich die Kühe diesen Bocksbart nicht anrühren. Alles, was nicht Erika und nicht Bocksbart ist, ist den Haidschnucken verpönt. Ein Haideschäfer braucht daher kein so großer Botaniker zu sein, wie seine Brüder in den fetten Wiesen der Niederungen, wo es hunderte von mehr oder weniger zuträglichen und schädlichen Kräutern giebt. —

Nichts desto weniger hat aber doch auch der Haidschnucken-Vater gar viele Kenntniß und Erfahrung nöthig und gar mancherlei bei dem Regimente der ihm anvertrauten kleinen Gemeinde zu beachten. Die Haideländer sind von einer Menge großer Torfmoore durchsetzt, und hier und da giebt es kleine Flüsse und Bäche, in deren feuchten Thälern allerlei Gräser und Sumpfpflanzen grünen. Auch giebt es vielerwärts mitten auf der hohen sonst wasser- und quellenlosen Haide kleine Vertiefungen, in denen das Regenwasser zusammen läuft und sich, vermuthlich weil dort eine Lehmschicht den lockern Sand bedeckt, längere Zeit hält. Es werden so kleine flache Tümpel oder Seen gebildet, die selbst in der heißen Jahreszeit, wenn sie ganz austrocknen, noch eine feuchte Stelle hinterlassen und mit allerlei saftigen Pflanzen umstanden sind. Die Haidebauern nennen solche kleine Tümpel: „Haidschlats oder Schlades“.

Die saftigen Pflanzen aller dieser Haidschlats und jener Thäler und Torfmoore sind den Haidschnucken so schädlich wie den Hindus, die ihr Leben lang nichts als Reis und Grütze gekannt haben, Fett, Speck und Roastbeefs. Der Schäfer muß daher überall seine Schaafe aufmerksam von diesen Stellen entfernt halten, und er muß sein Revier genau kennen, um im Voraus die Gefahr zu meiden. Die Gesundheit seiner armen Thierchen steht auf so schwachen Füßen, daß eine kurze Beweidung jener feuchten und dickgrasigen Triften im Stande ist, ganze Heerden zu verderben. Die Schaafe werden alsbald „kösch“ darnach, wobei ihre innern Theile in Fäulniß übergehen, und zuweilen Hunderte von Schnucken wie Fliegen dahinsterben. Die Sache ist um so gefährlicher, da die Schaafe gern zu diesen feuchten Stellen hineilen, um mit ihrem Futter ein Mal ein wenig zu wechseln oder ihren Durst zu löschen. Aber selbst das letztere dürfen sie in den Haiden nur selten und nur mit Vorsicht thun. Jene sumpfigen Haideschlats sind dazu gar nicht geeignet. Und andere klarere und frischere Gewässer giebt es oft auf weiten Strecken nicht. Die Thiere sind daher genöthigt oft Tagelang zu dursten. Ja, sie bekommen oft wochenlang nichts Ordentliches zu trinken. Und in diesem Punkte sind sie dann wieder in Uebereinstimmung mit der Natur ihres Landes außerordentlich zäh und ausdauernd. Sie ertragen den Durst und Wassermangel mit großer Langmuth, was um so mehr zu bewundern ist, da außer den trockenen Haidekräutern, die sie beständig wie alten Zwieback knus-

pern noch so vieles Andere Luft und Wege der Haide erfüllt, was wohl geeignet wäre ein Verlangen nach dem Labsal eines frischen Trunkes zu erwecken.

Da giebt es zuerst die sogenannten „Sandwehen", die überall da entstehen, wo die Haidenarbe durch irgend ein Ereigniß eine Wunde bekommen hat und wo der endlos tiefe Sand unter ihr bloß gelegt ist. Am Rande eines Hügels oder kleinen Abhangs, wo der Wind anpacken kann, in den trockenen Flußbetten, in denen nur bei starken Regengüssen und Wolkenbrüchen das Wasser von der hohen Haide abläuft, auf den breiten Fahrwegen der Haide, wo seit Jahrhunderten zahllose Wagen ein Geleise neben dem andern ausfuhren, und, wenn sie im Sommer versanken, wieder einen andern noch festen Haidestrich probirten, bei allen diesen Gelegenheiten ist eine Veranlassung zu „Sandwehen" gegeben. Der Wind frißt sich an sehr günstigen Stellen zu Zeiten, so zu sagen, förmlich ein, arbeitet immer mehr Sand zu Tage und führt ihn, wie bei den wandernden Sanddünen oft Strecken weit mit sich fort. Manche Stellen, benachbarte Aecker oder Wiesen, laufen dabei oft Gefahr völlig zu versanden, und zuweilen wird man gezwungen, mit Kunst, durch Anpflanzung von Föhren und mit aufgelegten Haideplaggen der Verwüstung entgegen zu arbeiten.

Etwas Aehnliches wie diese Sandwehen ist das sogenannte „Mullwehen". Mull (von „mahlen", „Mühle") heißt hier die schwarze lockere, zerriebene und zerfallene Erde der Torfmoore. Wenn heftige

Wirbelwinde in diesen in trockenen Sommern oft massenhaft aufgehäuften „Mull“ gerathen, so treiben sie ihn zu langen Säulen, wie die sogenannten Wasserhosen, in die Höhe, und führen ihn oft meilenweit über die Haide mit sich fort. —

Am Ende sind auch die kleinen Vierfüßer selber große Stauberwecker. Sie gehen von ihren Stallungen auf alt gewohnten Wegen, sogenannten „Schaaftriften“ zu ihren oft weit entlegenen Haideplätzen hin und zurück. Sie haben die Haidenarbe auf diesen Triften überall weggetreten, und eine solche tausendfüßige Heerde wandert daher gewöhnlich in einer Wolke von Sand und Staub. An sehr schwülen und windlosen Tagen sieht man dann oft von ferne eine solche Wolke hinter der andern den Dörfern zuziehen, und entdeckt erst bei näherem Hinzutreten als Kern derselben den armen geplagten Hirten und seine geduldigen Thiere, die statt des Wassers nach ihrer dürren Haidestrauch-Mahlzeit Mull und Staub schlucken. —

Wie die Wassertümpel so muß auch das bethaute Gras von den Schäfern und Schaafen gemieden werden, und ein vorsichtiger Hirte treibt nicht eher aus, als bis die Sonne die Haide überall abgetrocknet hat. Die Regenschauer oder gar ein Gewitter lieben die Haidschnucken noch weniger wie die andern Schaafarten. Sie benehmen sich bei dem Losbrechen eines Unwetters sehr ängstlich und schüchtern und ein sorgfältiger Schäfer muß seine Vorkehrungen treffen, und wo möglich ein Wetterprophet sein. Bei drohenden Anzeichen muß er bei Zeiten seine Heerde in eine

Position bringen, von der aus es ihm leicht wird, den Stall oder sonst einen Schutz mit ihr zu erreichen. Dabei darf er sich jedoch nicht vor jedem drohenden Wetter erschrecken und sich dadurch verführen lassen, die seiner Leitung anvertrauten Thiere unruhig bald hierhin bald dorthin zu treiben. Er muß ein nicht zu ängstlicher Regent sein, und bei aller Vorsicht sich doch eine gute Portion Gleichmuth aneignen. Er muß seinen Schaafen Zeit lassen, sich die Pflanzen selbst in ihrer Umgebung zu wählen und sie mit Muße zu zerkäuen. Treibt er sie, wie junge und heißblütige Schäfer das oft zu ihun geneigt sind, Hügel auf Hügel ab, so rupfen die Schaafe ohne Wahl ihr Futter am Wege, verschlingen es hastig, und schaden ihrem Wohlbefinden. „Deßhalb laß ich meine jungen Burschen so ungern mit den Schaafen allein in der Haide“ — sagte mir der alte Hinrich Mohrmann, ein unter den Haidschnucken ergrauter Veteran, dessen Gesicht so braun und runzlicht aussah, wie die Oberfläche des Haidebodens selbst, ausgenommen da, wo um Kinn und Backenknochen und hier und da auf der Nase die Stoppeln seiner weißen Haare sichtbar waren, und mit dem ich auf einem alten Hünengrabe sitzend, diese Dinge besprach, — „meine Burschen sind viel zu heißblütig. Bald überhetzen sie das arme Vieh, bald lassen sie es auch wieder ganz außer Acht. Eine Schaafheerde muß aber so geleitet werden wie ein Pferd. Wie dieses muß sie immer dann und wann die Zügel spüren, und wissen, daß das Auge des Herrn über ihr ist. Aber wie dieses darf sie auch

nicht zu viel gespornt und gezügelt werden. Sie muß ihre Freiheit und ihre Gemüthsruhe behalten. Die Jugend lernt dieß Alles nur im Laufe vieler Jahre und ich ziehe daher immer am liebsten selbst mit meinen Schaafen in die Haide". —

Man hatte mir die Haidschnuckenschäfer in Bezug auf ihre Intelligenz nicht eben sehr vortheilhaft geschildert. Meistens, so hatte man mir gesagt, nehme man Menschen dazu, die halb schwachsinnig seien oder die es doch im Laufe der Zeiten bei ihrem einförmigen und schweigsamen Geschäfte im Laufe der Jahre würden. Wenn ich meinen Hinrich Mohrmann reden und den Charakter, die Requisiten und Pflichten eines Haidschnucken-Vaters entwickeln hörte, so schien es mir dagegen, daß ein solcher Regent ein wahrer Philosoph, ein halber Solon sein müsse. Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich noch erzählen wollte, was Mohrmann mir sonst noch Alles mittheilte über ein Dutzend anderer Punkte, die der Schäfer bei den Schaafen zu berücksichtigen habe, z. B. über die Behandlung der kranken Thiere, — über die Erziehung der Schäferhunde, — über die Schwierigkeiten, die es habe, jungen Lämmern, welche ihre Mutter verloren, eine Stiefmutter zu verschaffen, und diese Stiefmutter zu bewegen, die Kinder einer Fremden beim Saugen zuzulassen ꝛc. ꝛc. „Bei dem letzten Punkte", sagte Mohrmann, „müssen wir den Charakter jedes unserer Schaafe wohl erwägen. Das eine ist gutmüthiger und läßt die Fremden leichter zu, als ein anderes. Ich weiß genau, wer in meiner Heerde

der zänkische und Specktakelmacher ist. Ich kenne den Furchtsamen, der sogleich, wenn eine Gefahr droht, Reißaus nimmt und die übrigen nach sich zieht. Ich kenne den Naschhaften, der immer zuerst in ein Getraidefeld, oder eine Kräuterwiese einbricht und die ganze Heerde dann zu meinem Verdrusse verführt. Kurzum, mein Herr, ich habe 400 Schaafe, aber ich habe sie alle studirt und weiß sie sowohl nach ihrem Felle als nach ihren Eigenschaften von einander zu unterscheiden".

Mit einem Worte, nachdem ich Mohrmann gesprochen hatte, empfand ich ein viel größeres Interesse für diese von andern klugen Leuten so sehr verachteten und für „halbschwachsinnig" ausgegebene Menschenklasse, und wo ich in der Folge auf meinen ferneren Ausflügen in den Haiden einen alten Schaafhirten, mit seiner langen „Schaafschüte" (den mit einer kleinen eisernen Schaufel versehenen Hirtenstabe) über den Rücken und dabei mit 5 großen hölzernen Stricken an einen langen dicken Wollstrumpfe strickend oder wie sie hier sagen „breidelnd", mit langen gemessenen Schritten, wie einen Storch durch die Haide stelzen sah, da schloß ich mich immer gern an ihn an und erfuhr dann von diesen Leuten über die Natur ihrer Umgebung viel mehr Interessantes, als ich hier mittheilen könnte.

Am meisten werden diese guten Leute, wie auch ihr armseliges Vieh im Winter geprüft, wo sie, vom Hunger getrieben, auch fast bei jeder Witterung in die Wüste hinaus müssen. — Dann ziehen sie eine

dickwollige Zipfelmütze („Timpenmütze“) wie unsere Schlafmütze gestaltet, über den Kopf, hüllen sich den ganzen Leib in einem eben so starken und weiten Wollenmantel („Schäpermantel“ oder „Haik“ genannt) und bekleiden ihre Füße und Beine mit ihren „Holtensteweln“ (Holzstiefeln). Diese Holtensteweln sind ein plumper dicker Holzschuh, an welchem dicke lederne Schafte genagelt sind, die bis über die Knie hinausgehen. In der eleganten Hauptstadt des Haidschnuckenreichs, in der Königsresidenz Hannover, hat man zuweilen bei landwirthschaftlichen Ausstellungen dem Publikum das Schauspiel eines solchen Costüms zum Besten gegeben. Ein Paar Haidschnucken-Regenten wurden dabei in ihrer Winterkleidung mit Timpenmütze und Schäferhute, Einige ihrer Haidschnucken scheerend, Andere ihre „Schnuckensocken breidelnd“, spazieren gefahren.

Jene Saison der „Holtensteweln“ und der „Timpenmütze“ ist für die Schaafe eine Zeit der Noth und Leiden. Wenn sie schon im Frühling, wo die junge Haide sproßt, und wo sie dann in ihrer Art ganz „krimig“ (übermüthig) sind, einem kritischen Agronomen keinen sehr befriedigenden Anblick gewähren, so sind sie im Winter, wo sie sich unter dem gefrornen Schnee oft vergebens bemühen, ihre Haidekräuter auszugraben, und wo sie auch im Stall, dem sie elendiglich blöckend zuflüchten, nichts anders erwartet, als ein bischen dann völlig dürres Haidegestrüpp, das die Hirten für sie zur Aushülfe sammelten, ganz spuchtig, mager und kümmerlich, wahre Bilder des Jammers. Sie kommen sehr schnell herunter. Freilich kommen sie auch eben

so schnell wieder zu Fleich. Und im Herbst genügt es, die, welche man dem Schlächter bestimmt, ein Paar Wochen auf die Stoppelfelder — diese Stoppelfelder sind ihre Fettweiden — zu lassen, um sie in ihrer Art ganz rundlich und fett zu machen. Dann muß man sie aber auch sehr bald auf die Schlachtbank führen. Denn auch dieß Fettwerden und diese „Reihe von guten Tagen“ in den Stoppeln ertragen die Thierchen nicht lange. Will man sie überwintern und lange behalten, so muß man sie immer dicht vor dem Hungertode herführen, und nie übermüthig werden lassen. Sie ersticken leicht im Fette, nicht so in ihren Knochengerippen. — Eine recht heilsame Medizin für sie ist das vielerwärts in den Haiden gelbblühende Pfriemkraut oder der Ginster, das sie in den Haiden selbst gewöhnlich „Bram“ nennen. Die Schaafe scharren im Winter auch dieses Kraut begierig unter dem Schnee hervor. Sein Genuß hat einen sehr wohlthätigen Einfluß auf sie. Auch die Menschen sammeln für sich selbst die gelben Blüthen des Bram, und machen Thee davon, der sehr blutreinigend sein soll. In einigen Haidegegenden, z. B. im Oldenburgischen, pflanzen die Schäfer das Pfriemkraut sogar an und haben einen eigenen „Bramkamp“ (einen Phriemkrautacker) auf dem sie diese Medizin für ihre Schaafe erzeugen.

Vom Monat August an, wo die Schnucken auf die Stoppelfelder kommen, ist Schnuckenfleisch der Hauptbraten in den Haiden. Da die Thiere das ganze Jahr hindurch viel frische Luft genießen, und überhaupt, wie gezeigt,

ein halbwildes Leben führen, so bekömmt ihr Fleisch einen kleinen Beigeschmack von der Wildniß. Es sieht nicht so weiß aus wie das Fleisch der Niederungsschaafe, sondern mehr dunkel wie das Fleisch des Wildes. Es läßt sich auch mit einiger Nachhülfe beinahe in Rehfleisch verwandeln. Man versäuert es und verschenkt oder verkauft die Schnuckenkeulen, die beinahe so gern wie Rehkeulen genommen werden. In manchen Gegenden, z. B. im Oldenburgischen, werden insbesondere die jungen Lämmerkeulen sehr delikat gefunden und in Menge verspeist. Jede solcher Lämmerkeule giebt gerade eine Portion für einen Mann ab. In neuerer Zeit sind diese unter Schaafwolle wachsenden Rehkeulen der Lüneburger Haide mit der Eisenbahn auch viel nach Berlien, Dresden und andern Städten verfahren.

Unglücklicherweise trägt auch die Wolle der Schnucken ein wenig das Gepräge der Wildniß. Ihr Pelz ist mehr haarig als wollig und noch dazu ist die Quantität dieses Produktes sehr gering. Eine Schnucke läßt im Laufe des Jahres nur 1 bis höchstens $1\frac{1}{2}$ Pfund Wolle, während es andere Schaafgattungen giebt, die wohl sechs bis sieben Mal mehr geben. Und noch leichter fällt die Schnucke ins Gewicht, wenn man die Preise der Wolle vergleicht. Die Schnuckenwolle bringt nicht mehr als 4 bis 5 Silbergroschen. Der Pelz eines einzigen feinen Merino-Schaafs ist so viel werth wie die von 20 Schnucken. Und um für 100 Thaler Wolle im Jahre verkaufen zu können, bedarf man schon einer Heerde von 6 bis 700 Schaafen. Milch-

ertrag giebt es dabei gar nicht. Die Schäfer sind froh, wenn zum Aufziehen der Lämmer hinreichend Haidemilch vorhanden ist, und an Schaafkäse und dergleichen Produkte wird in der Lüneburger Haide gar nicht gedacht. — Die Menge muß es also bei diesen Thieren thun, und die Bauern haben sie daher auch meist bei Hunderten wie die Lappen ihre Rennthiere. Wer in Lappland nur 100 bis 200 Rennthiere hat, ist ein Bettler. So in unseren nordwestdeutschen Haiden mit den Haidschnucken. Zuweilen haben die Bauern, selbst die mittleren, 3 bis 400 Schaafe. In den großen Haiden bei Lüneburg giebt es deren, die Tausende besitzen.

Die Wolle spinnen, stricken und weben sie größtentheils in ihren eigenen Häusern. Außer den schon genannten „Timpel-Mützen“ und „Schnucken-Socken“ ist der Hauptartikel, den sie daraus verfertigen, das im ganzen Königreich Hannover berühmte „Wulllaken“ (wollen Laken). Dieses feste, graufarbige Tuch, das nicht viel feiner ist, als die Camelhaargewebe der Beduinen, besteht zur Hälfte aus Flachs und bildet den Hauptstoff für die Alltagsbekleidung der Männer und Weiber in der Haide, natürlich giebt es wie von allen Dingen in der Welt verschiedene Gattungen davon. — Geköpertes Leinenzeug heißt bei ihnen „Dullaken.“ Ist das geköperte Gewebe aus Schnuckenwolle, so heißt es: „Wullendullaken.“ Doch existiren in verschiedenen Haidestrichen noch manche andere dergleichen Produkte und Namen, die ich in keinem Lexikon finde.

In neuerer Zeit sind, wie ich schon andeutete, die Zucht der Haidschnucken und alle die aus ihr hervorgehenden Industriezweige, Beschäftigungen, Sitten und Gebräuche sehr in Abnahme gekommen. Die Schnucken sterben mit dem Haidekraute selber, an welches ihre Existenz geknüpft ist, aus. Und dieses, ihr ihnen anvertrautes Weideterrain wird mehr und mehr beknappt. Denn überall nehmen die Feldmarken der Haidedörfer an Umfang zu und machen das wüste Haidegebiet stets enger. — Bisher lagen diese grünen Feldmarken und die in ihnen steckenden Dörfer auf den weiten Haiderücken vertheilt, wie die Flecken auf einem Tigerfell, wie die Oasen in einer Wüste. Sie waren zum Theil sogar mit Gräben und Wällen umgeben, mit denen sie ihre Aecker gegen die Einflüsse der Haide, gegen die wuchernden Haidekräuter, gegen den wandernden Sand, und — gegen die Haidschnucken schützen. Ich sah noch jetzt häufig solche umwallte Feldmarken, wo der kahle Haideboden, oder wie die Leute sich hier sehr bezeichnend ausdrücken „der Wildboden", so scharf gegen die lieblichen Aecker absetzte, wie Meer gegen Land. Wenn man aus den breiten Haidestrichen in diese umschanzten Feldmarken einzieht, so ist man zuweilen so entzückt wie ein Beduine, der den Wüstenstaub von seinen Schuhen schüttelt und in die Tempel-Oase des Jupites Ammon einkehrt. Da wandelt man plötzlich auf hübschen Fußpfaden mitten durch gesegnete Aecker. Da liegen die alten wohlhäbigen breiten Häuser im Schatten schöner, von den Vorfahren gepflanzter Eichen. Und in der Mitte des Ganzen

klappert wohl eine oft von sehr lieblichen Scenerien umgebene Mühle, deren Wassergefälle vermuthlich den ersten Anlaß zu dieser ganzen Ansiedlung in der Haide gegeben hat.

In diesen lüneburgischen Haidefeldmarken ist nun in letzter Zeit ein ganz neuer und sehr reger Geist erwacht. Da findet man ehemalige Sumpfstrecken, die nichts als ein saures Kraut erzeugten, und in denen ein Paar elende Kühe bis an die Kniee im Morast umherstelzten, durch Entwässerung und künstliche Berieselung in die schönsten Wiesen verwandelt. Da ist neuerdings die „Lupine“ eingedrungen, ein Gewächs, welche man nun auch auf dem Sandboden der Haide gedeihlich aufzupflanzen gelernt hat, und das jetzt in diesen Haiden wahre Wunder wirkt. Sie tritt als Winterfutter immer mehr und mehr an die Stelle der dürftigen Haidegestrüppe, und setzt die Leute in Stand, statt der Haidschnucken auch feinere Schaafe aufzuziehen. Sie wird mehr und mehr der ganzen Wirthschaft in den Haiden eine solidere Basis geben. Sie und noch einige andere jetzt häufiger cultivirte Futterkräuter geben jenen Feldmarken kräftige Säfte und man merkt das überall an den Kornfeldern die in jetzigen Zeiten üppiger und dichter und höher dastehen, als in allen den vorhergehenden Zeiten.

Was aber allen diesen Verbesserungen den wahren Impuls und animus giebt, das ist die Aufhebung der „Meente“ (der Gemeinheit), die endlich in den letzten Zeiten gelungen ist. Die Römer, die im benachbarten teutoburger Walde und auch sonst vielfach

an der Weser fochten, erwarben sich das Verdienst, den wilden Geist der alten Haidebewohner, die früher, Gott weiß wie viele Jahrhunderte nichts thaten als ihre Haidschnucken zu scheren und sich dann in ihren Hünengräbern schlafen zu legen, zuerst geweckt und auf europäische Angelegenheiten hingelenkt zu haben. Fast ein Jahrtausend darnach zog Karl der Große über die Haiden und pflanzte daselbst, indem er ungefähr auf denselben Marschrouten und Schlachtfeldern wie die Römer marschirte und kämpfte, das Christenthum. Wieder ein Jahrtausend nach ihm kam Napoleon und versah diese Haiden zum ersten Male mit Chausseen und fahrbaren Wegen, die er in verschiedenen Richtungen durch sie hin anbahnte. — Aber nicht minder wichtig, umgestaltend und tief greifend, als die Reformen dieser Heroen, ist die von dem Geiste der Neuzeit durchgesetzte Aufhebung der sogenannten „Meente“ gewesen, eines Instituts, das noch aus den barbarischen Nomadenzeiten zu stammen scheint. Zu diesen Zeiten, und im Mittelalter war es Gewohnheit geworden, nur die Aecker, die Jemand unter dem Pfluge hatte, oder mit seiner Schaufel bearbeitete als sein Privateigenthum zu betrachten, die „hohe Haide“ dagegen oder den weit um das Dorf sich herumbreitenden „Wildboden“ als einen gemeinschaftlichen Besitz der gesammten Bauernschaft, als ein Gemeingut, eine „Allmende“ oder „Meente“ anzusehen, und dieselbe für die armen Haidschnucken des Dorfs als Weide, — es war die einzige Benutzungsweise, die in der Haide möglich war — zu reserviren. Jeder trieb auf diese

„Meente“, — die Leute nennen so nicht bloß das Gemeinheits-Recht, sondern auch den ihm unterliegenden Boden, das dem Dorfe gehörende Haideland, — so viel Schaafe, als ihm beliebte. In den Privatbesitz eines strebsamen Individuums konnte nichts davon kommen. Reformen konnten nicht gemacht werden. Es mußte Alles unter dem gefräßigen Zahn der hungrigen Haidschnucken bleiben.

Es ist überflüssig, nachzuweisen, daß diese „Meente“, gleichsam wie ein Alp, wie ein Fluch auf alle Verhältnisse in den Haideländereien lastete, eben so wie oder noch mehr, als die ihr in gewisser Beziehung ähnliche „Mesta“, die Weideberechtigung, welche die spanischen Grundherren zu Gunsten ihrer Merinoschaafe durch ganz Spanien hin übten. Wie die „Mesta“ in Spanien, so ist auch die „Meente“ im Lüneburgischen in der Neuzeit aufgehoben. Man hat sich zur Vertheilung des Gemeindebesitzes entschlossen und man hat dadurch den Haidschnucken ihr Todesurtheil unterschrieben. Die schwierige Durchführung dieses Entschlusses, die Theilung selbst ist zwar noch nicht überall geschehen. Aber selbst schon die Vorbereitungen dazu, und die theilweise wirklich vollendeten Theilungen haben jetzt bereits ganz zauberisch auf die Belebung der Haiden hingewirkt.

Wie unsere alten Städte ihre mittelalterlichen Mauern und Wälle gesprengt und sich aus ihnen mit blühenden Vorstädten in ihre Weichbilder ergossen haben, so haben auch die Haidedörfer angefangen, ihre Verschanzungen gegen den „Wildboden“ zu zerstören,

mit diesen zu verwachsen, und mit vorgeschobenen Saatfeldern und Baumpflanzungen in die „hohe Haide“ und in ihren harten Busen einzudringen. — Bei fast jedem Orte sind „Neubauern“ oder Colonien entstanden, und wie die Haiden selbst, so sind auch die Haidschnucken dabei ins Gedränge gerathen. Man sieht es mehr und mehr ein, daß diese Thiere und die Wirthschaft mit ihnen nicht mehr zur Neuzeit passen. Im Lüneburgischen rangirt man sie überall aus, führt andere Schaafracen und statt der wilden Winterwanderungen Stallfütterung ein. In manchen Gegenden, z. B. in der Sulingenschen Haide oder in den Grafschaften Hoya und Diepholz sind die Schnucken schon so knapp geworden, daß ihre Heerden sich nicht mehr aus sich selbst vollzählig erhalten können, und daß die Leute sie aus andern annoch reicher versehenen Haidestrichen rekrutiren müssen. Die Bauern wandern von dort alljährlich in die großen Haidestriche des südlichen Oldenburg und kaufen dort die überflüssigen Schaafe, jährlich viele Tausende ein, die sie auf ihren Haide- und Stoppelfeldern fett machen. — Aehnliche Rekrutirungen decimirter Haidschnuckenheerden aus noch vollen Magazinen ihres weiten Verbreitungsgebiets mögen auch noch anderswo vorkommen. Wie die wandernden Haidschnucken-Wirthschaft, so treten auch die nomadisirende Bienenzucht und noch andere Industrie- und Culturzweige der Haiden, mit diesen selber immer mehr in den Hintergrund. Doch mag es freilich noch immerhin ziemlich lange dauern, bis wir alle diese Dinge ganz den Antiquaren überweisen können.

II. Der niederdeutsche Holzschuh.

Uebersicht des Gebiets der Holzschuhe. — Sie sind den Nord-Germanen eigenthümlich. — Vergleich mit den Bastschuhen der Slaven und den Mokassins der Indianer. — Die „Sabots“ der Nordfranzosen. — Einwirkung des Holzschuhs auf den Fuß. — Die Traeskoes der Dänen. — Die „Holten-Steveln“ (Holzstiefeln). — Holzschuhe bei den Arbeiten in den norddeutschen Städten. — Material zu den Holzschuhen. — Ihre Fabrikation. — Ein Holzschuhmacher. — Seine Werkstatt und seine Instrumente.

„Alle die auf Rindshaut treten“ sagt Shakespeare irgendwo und er wollte damit das ganze Menschengeschlecht bezeichnen. Aber großer Gott wie viele hat dieser Dichter dabei übersehen, namentlich den ganzen Länder- und Völkerstrich vom dänischen Sunde her durch Deutschland über Holland bis tief ins Innere von Frankreich hinein. Denn in dieser ganzen weiten Gegend wachsen die Schuhe, — für die Mehrzahl der Bewohner — nicht auf dem Rücken der Ochsen, sondern seltsam genug in dem dicken Stamme der Bäume.

Seltsam wenigstens und ganz absonderlich muß diese vermuthlich aus dem schwerfälligen germanischen Geiste hervorgegangene Idee, die zehn Finger unserer vom Schöpfer so zierlich gebauten, zum Klettern, zum

Anklammern, zum Tanzen, zum elastischen Wiegen des Körpers so geschickten Füße in die Enge und Klemme eines plumpen steifen Stückes Holz zu stecken, einem amerikanischen Indianer, oder allen ihm ähnlichen wilden Leuten erscheinen. Der Holzschuh verdirbt die ganze Mechanik des Fußes vollständig und macht ihn untauglich zu allen den mannigfachen Zwecken, zu welchem die Natur ihn eingerichtet zu haben scheint. Er verwandelt seine ganze Gliederung in eine compakte fühllose Masse, und macht ihn dem Pferdehufe ähnlich.

Unser nordwest-deutscher Holzschuh steht im größten Contraste zu den schmiegsamen aus dünner und höchst elastischer Rehhaut gestalteten Mokassins der Urameri-kaner, oder zu den eben so geschmeidigen aus Bast geflochtenen „Pasteln“ der lettischen und slavischen Völker. Auch die Finnen und Lappen haben den Holzschuh verworfen. Obgleich sie eben so viele Sümpfe und gefrorene Moräste, wie wir Germanen betreten, ziehen sie es doch vor, sich ihre Fußbekleidung aus weichem Rennthierfelle zu verfertigen. Auch das Reiter-volk der Ungarn zieht uns Deutschen mit unserem Holzschuh auf. Sie können ihn weder auf dem Pferde, noch bei ihren weiten Wanderungen, noch bei ihren munteren Tänzen gebrauchen. Sie haben statt dessen ihre knappanliegenden und hübsch ausgezierten Stiefe-letten erfunden. Und etwa dasselbe mag ich sagen von sämmtlichen nomadischen Stämmen Asien's und Africa's. In dem ganzen südlichen Europa, in Spanien, Süd-frankreich, Italien und Griechenland laufen die Leute

auf Hanf, Bast, Binsen, Schilfgeflechte, oder haben sie das Geld dazu, wie Shakespeare's Menschheit, auf Ochsenleder. In der That, ich glaube die Norddeutschen stehen mit ihrem Holzschuh fast gänzlich isolirt in der Welt da. Ich kann mich nicht erinnern, daß noch sonst irgend ein Volk den Fuß in ein so unbarmherziges Gefängniß gebracht habe.

Nun läßt sich zwar nicht läugnen, daß die Natur bei unserm Fuße irgend etwas vergessen hat, um ihn für den Gebrauch ackerbauender Menschen, die aufgehört haben, wie die Affen oder die Orinoco-Anwohner in die Bäume zu klettern, vollkommen geeignet zu machen. Er ist gegen Kälte, Naß und Verwundung fast empfindlicher als die Hand, und doch ist er von Haus aus und seinem Zwecke nach diesem Allen weit mehr ausgesetzt. Eine Einhüllung für ihn, ein „Schuh" oder ein „Stiefel" ist daher ein viel dringenderes Bedürfniß als für die Hand, deren Bedeckung, „der Handschuh", meistens ein reiner Luxus und bloßer Zierrath ist. Es kam aber bei dieser nothwendig gewordenen künstlichen Einhüllung nicht nur darauf an, den Fuß zu schützen, sondern auch zu gleicher Zeit ihm seine natürliche Biegsamkeit möglichst zu lassen. Es war die Aufgabe der Kunst, seine zarte verwundbare Haut zu stärken und zugleich seine Elasticität, seine Gelenkigkeit und Gliederung nicht zu verderben. Im Allgemeinen hat man dazu seit den Zeiten Abrahams, der auch seine Füße schon in Felle (Lammsfelle) hüllte, über den ganzen Erdboden hin noch kein passenderes Material gefunden, als die Haut gewisser Thiere, die

zugleich hart und biegsam, für das Wasser eben so undurchdringlich ist, als für die Kälte.

Nur die Nordgermanen sind in dieser Beziehung von der allgemeinen Ansicht abgewichen. Sie haben wahrscheinlich gedacht, daß das Leder doch nur noch ein „pis aller“ ist, und daß es immer mißlich ist, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen zu wollen. Sie haben sich in ihrem etwas einseitigen aber solidem Sinne daher entschlossen, auf Elasticität, Eleganz, und dergleichen zu verzichten, Unverwundbarkeit, Wärme, Trockenheit aber desto sicherer anzustreben und sie haben mithin ihre Füße in kleine hölzerne Schiffe oder Särge gesteckt, in denen sie begraben liegen, wie Gefangene im Kerker.

Gewöhnlich giebt man die Erfindung der Holzschuhe unserm Klima, unserm Regenwetter, unsern Ueberschwemmungen und Morästen schuld. Daß sie etwas dabei betheiligt sind, läßt sich zwar nicht läugnen. Denn das ächte Holzschuhland sind eben unsere nordwestdeutschen Moorgegenden, unsere friesischen und holländischen Marschen und Sümpfe, der ganze oben bezeichnete nordwestdeutsche Schlechtwetterstrich. Wo dieser aufhört, wo der Boden sich aus den ewigen Ueberschwemmungen und dem Flußschlamme zu trocknen Gebirgen erhebt, da werden auch die Holzschuhe seltener, und verschwinden in Mittel- und Oberdeutschland ganz.

Daß aber die Marschen und Sümpfe es nicht allein gethan haben, daß derselbe plumpe germanische Geist, der „Schuhe“ über die Hände zog („Handschuhe“)

auch Holz um den Fuß zwängte, geht daraus hervor, daß viele andere Völker, z. B. die Polen, die Finnen und Lappen noch viel tiefer in den Sümpfen und Wäldern steckten, ohne jedoch dieses Auskunftsmittel nöthig gefunden zu haben.

Wer je unsere ruhigen, phlegmatischen, jütischen, friesischen oder niederländischen Bauern beobachtet hat, wie er klopp! klopp! klopp! mit seinen „Holschen“ an den Füßen schwerfällig und langsam über seine Tenne klappert, — wie er mit krummen Knien wie Einer, dem ein recht schweres Gewicht an den Füßen hängt, und in Folge dessen auch mit gekrümmten Rücken, — sich fortbewegt, — dem wird sich wohl die Ueberzeugung aufgedrängt haben, daß unserem Bauern seine Holschen eben so natürlich aus seiner ganzen Natur hervorgewachsen sind, wie z. B. der Katze ihre weichen stillen Klauen, daß sie unserem Nord-Germanen eben so national und urthümlich sind, wie den Magyaren seine knappen Reiterstiefeln und Sporen, oder dem schlauen Wilden seine geräuschlosen Mocassins.

Wie die plumpe Derbheit unserer Leute, so liegt auch die Geradheit ihres Wesens in ihrer Fußbekleidung ausgedrückt. Sie sind keine Schleicher und Hehler. Sie neigen nicht zum Meuchelmorde und Räuberhandwerk, wie die auf Sandalen oder Socken wandelnden Welschen, Spanier und Griechen. Ihr Holzschuh hat etwas Ehrliches. Man hört ihn schon von weitem. Er verläugnet sich nicht. Unsere Leute sagen daher auch sprichwörtlich von einem Menschen, der seine

Absicht nicht verhehlt: „He geit up Holschen“ (er geht auf Holzschuhen). d. h. „man erräth seine Gedanken und Pläne von ferne“.

Wie die Holzschuhe auf der einen Seite ein Ausfluß des Charakters unserer Leute sind, so tragen sie auf der andern Seite auch wieder dazu bei, diesen Charakter zu conserviren und die Holschen-Männer bei ihren alten festen Gewohnheiten, Sitten und Wesen zu erhalten. In den schweren steifen hölzernen Schuhen sterben vielerlei natürliche Qualitäten des Fußes ab. Er dehnt sich darin breit und massenhaft aus. Die harten hölzernen Wände des Gefäßes, an denen er sich stößt, veranlassen Beulen und Schwielen. Er umgiebt sich mit einer harten Haut und bekommt auf beiden Seiten dicke Ballen. Er verliert dadurch seine Zierlichkeit und Agilität, wird ein schlechter Tänzer und ein träger Marschirer. — Alle diese Eigenschaften circuliren daher auch aus den Füßen und Holzschuhen wieder in das Blut und Wesen der Leute hinauf, und befestigen sie in ihrer Natur. Wer von Kindheit auf in Holzschuhen stampfte und stolperte, der stampft und stolpert auch eben so in Tanzschuhen. Es hält schwer aus ihm einen adretten Soldaten, einen gewandten Tänzer zu machen. Könnten wir unserm gesammten Volke nur einmal alle seine Holzschuhe auf einem Haufen verbrennen, wie Cortes seinen Soldaten die Schiffe verbrannte, und ihnen statt dessen Sandalen oder Mokassins geben, so würden wir dadurch zugleich eine große Reform in ihrem Wesen und ihren Eigenschaften bewirken.

Daß auch ein Theil der gewandten Franzosen den hölzernen Schuhen ergeben ist, kann, glaube ich, nicht als ein Beweis angesehen werden, daß die Erfindung nicht eine im wesentlichen Germanische sei. Denn erstlich scheint es zweifelhaft, daß der Gebrauch dort so wie bei uns urthümlich und alt sei. Caesar und die Römer, die Gallien so gut kannten, hätten gewiß der Holzschuhe in Frankreich Erwähnung gethan, wenn sie sie dort gefunden hätten. Zweitens tragen nur die nördlichen Franzosen, so weit sie an die Gebiete der Belgier und anderer Nordgermanen stoßen, „Sabots“ (hölzerne Schuhe). Im mittleren Frankreich hören diese Sabots völlig auf. Sie gehen so weit, wie einst zur Zeit der Merowinger Austrien und Neustrien, das Reich der germanischen Franken, die so recht aus dem eigentlichen Holzschuhlande kamen. Vielleicht waren es eben diese nordwestdeutschen Franken, welche die Kunst und Sitte aus den deutschen Sümpfen und Wäldern nach Frankreich verpflanzten. Endlich ist auch selbst der Nordfranzose gar nicht in dem Grade mit den Holzschuhen verwachsen, wie unser deutscher Niederländer. In Frankreich tragen die Leute ihre Sabots meistens nur im Nothfalle bei sehr schmutziger Arbeit, oder in schlimmer Witterung. Sie legen sie ausnahmsweise an, etwa wie wir Ueberschuhe oder Stulpenstiefeln. Auch haben sie ihre Sabots bei weitem nicht so verschiedenartig entwickelt und haben sie nicht zu so mancherlei Zwecken benutzt und gestaltet; wie unsere Bauern, die, wie ich zeigen werde, nicht bloß ihre Arbeitsschuhe, sondern auch ihre Pantoffeln

und ihre Reise-, Wasser- und Jagdstiefeln, und noch manche andere Arten von Fuß- und Beinbedeckung aus Holz zu machen pflegen. Man kann gewiß behaupten, daß die Heimath einer Erfindung da anzunehmen sei, wo sie auf die mannigfaltigste Weise in Anwendung kommt und dieß ist in Bezug auf den hier besprochenen Gegenstand der von mir angegebene Strich zwischen Rhein und Elbe. Da liegen die Wurzeln dieses Zweiges der Schuhmacherkunst, dick und dicht, und von hier aus verlieren sich seine Aeste und Aestchen nach allen Weltgegenden hin in immer dünnern Schattirungen, wie südwestlich nach Frankreich, wo sie seltener werden, so nordwestlich nach England, wo man meistens das Holz nur noch zu Sohlen verwendet, so nordwärts, wo mit den dänischen Ebenen an Norwegens Felsen auch der Holzschuh ein Ende nimmt, so auch östlich, wo in Preußen und Pommern mit dem Germanenthum auch der Holzschuh ausgeht und die Slavische Bevölkerung zu Pasteln und Bastschuhen greift, und so auch südwärts, wo in dem gebirgigen und felsenreichen Mitteldeutschland der Holzschuh, der auf Steinen nicht zu gebrauchen ist, scheitert und zersplittert. —

Wo in dem bezeichneten Striche die Leute eigentlich am tiefsten in den Holzschuhen stecken, das ist mir nicht recht klar geworden. Die Bewohner selbst sind sich darüber nicht recht einig. Denn oft passirte es mir auf meinen Ausflügen, daß sie sich da, wo ich offenbar längst mitten im Holschen-Lande war,

noch über die Leidenschaft für die Holzschuhe bei einem Nachbarvolke mockirten. So hört man wohl in Flamland spottweise den Westphälischen Bauern als den Holzschuhmann par exellence bezeichnet, obwohl es mir schien, daß ich an der Schelde nicht weniger Holzschuhgeklapper vernahm, als an der Ruhr. So stand auch noch neulich mitten in den Torfmooren des Herzogthums Bremen, das mir doch für Studien über den Gegenstand so besonders geeignet schien, ein Bauer vor mir und machte sich über die „Traeskoe“ der Dänen lustig. „So ein ächter Däne von der Cimbrischen Halbinsel, so ein plumper Jüte, bemerkte er spöttisch, der kommt Sonntags und Alltags nicht aus seinen Holzschuhen heraus. So ein Jüte ist in seine „Traeskoes“ verliebt wie eine Stadtdame in ihre gestickten Pantoffeln. Kaum daß er sie beim Zubettegehen auszieht. Ja ich habe sie sogar auf dem Heue schlafend liegen gefunden mit ihren „Baumschuhen“ an den Füßen. Jedenfalls schlüpfen sie gleich des Morgens früh wieder hinein. Dort in Jütland gehen sie auch in Holzschuhen spazieren und machen Visite darin bei den Nachbarn“. Ich sah dem guten Manne, der ein Mal weit ins Dänenland hineingereist war, auf die Füße und fand, daß diese auch in Birkenholz steckten. — „Ja“! sagte er, „daß ist was Anderes. Ich mache doch immer nur einen mäßigen Gebrauch davon“. —

Die secessionistischen Amerikaner des Südens, wie man kürzlich in den Zeitungen lesen konnte, warfen den Deutschen im Dienste ihrer nördlichen Brüder den Gebrauch der Holzschuhe vor und nannte in ihren

Journalen diese deutschen Hülfstruppen der Union „holzbeschuhte Tölpel“. Dem eben Gesagten nach scheint es, daß auch im Holzschuhlande selbst einer dem andern aus den „Sabots“ oder „Traeskoes“ oder „Holschen“ einen Vorwurf macht. So sprechen sie auch wohl untereinander so: „Man hört die wol gaan, du hest Holschen an“, d. h. „du bist so lärmig und plump wie ein Holzschuhträger und man versteht deine groben Anspielungen, die wie die Faust auf das Auge passen“.

Gewöhnlich sind die Holzschuhe unserer nordwestdeutschen Bauern nichts weiter als was der Name besagt, nämlich eine Bekleidung die nicht über den Fuß hinaus geht. In manchen besonders wasserreichen Strichen aber haben sie auch hölzerne Stiefeln, bei denen das ganze Bein bis zum Knie hinauf in diesem unnachgiebigen Stoffe steckt. Dieß kommt jedoch nur ausnahmsweise vor, namentlich da wo in den Sümpfen und Morästen die Entenjagd stark betrieben wird. Da müssen die Jäger zuweilen halbe Tage lang auf dem Posten sein, und dabei im kalten oft mit Eisschollen bedeckten Wasser stehen. Sie finden, daß sie sich bei diesem anstrengenden Geschäfte weder mit Leder noch mit sonst einem Stoffe hinreichend schützen können und sie höhlen daher halbe Baumstäme aus, um mit ihnen angethan der Kälte und Nässe zu trotzen. Diese hölzernen Stiefeln sind natürlich vollkommen gelenklos, dabei aber sehr weit, so daß der Fuß leicht hineinfährt. Die Zwischenräume werden noch mit Stroh vollgestopft, theils um das Abfallen zu verhüten, theils um die Wärme zu vermehren. Sie können darin

stundenlang im beeisten Wasser stehen, und noch wie Störche damit herumwaten. Doch müssen sie sich vor dem Fallen hüten. Denn stürzen sie in diesen Stiefeln um, so geht es ihnen wie den eisenbeschienten Rittern oder schweren Kavalleristen in ihren Küraſſen. Ohne Beihülfe anderer können sie sich nicht wieder erheben. Und schon mancher einsame Jäger ist in seinen Stiefeln umgekommen und im Sumpfe liegen geblieben. Stiefeln dieser Art kommen z. B. im Herzogthum Bremen bei dem Orte Fischerhude vor. Doch mögen sie sich noch in vielen andern sumpfigen Jagdstrichen finden. Hätte Herodot von diesen Leuten gehört, so würde er gewiß berichtet haben, daß es in Germanien ein Riesengeschlecht gäbe, welches in hohlen Baumstämmen einherlaufe. —

Für gewöhnlich erhebt sich indeß die Kunst des Holzschuhmachens nicht so hoch — nicht bis zum Knie. Vielmehr werden die meisten sogenannten Holzstiefeln zur Hälfte von unsern gewöhnlichen Schustern gemacht, die den Holschen lange bequeme Lederschäfte ansetzen. Aber auch diese Holzstiefeln — in einigen Gegenden nennen sie sie „Holtensteveln“ in andern umgekehrt „Stevelholschen“, — sind schon ein ziemlich plumpes Machwerk. Das fingerdicke Leder wird dabei an das daumendicke Holz mit Nägeln und mit eisernen Bändern oder Dräthen gehörig angeschmiedet. Sie sind die Winterbeschuhung der Haide- und Moorschäfer und aller Derer, die wie unsere Leute sich ausdrücken „an der Wasserkante“ arbeiten. — Je nach den Zwecken und je nach der Landessitte sind auch

diese halbledernen „Holzstiefeln“ in fast allen Strichen und Dörfern etwas verschieden. —

Bei weiten am mannigfaltigsten und stärksten aber ist der Gebrauch und Verbrauch der simplen Holzschuhe. Sie werden von Kindern und Erwachsenen, von Mädchen, Weibern und Männern getragen. Man findet sie nicht bloß bei der ackerbauenden Bevölkerung, sondern auch in den Städten Norddeutschlands, in welchen sie die Landleute, die sich dort als Arbeiter verdingen, eingeführt haben. Selbst in solchen großen Städten wie Hamburg, Hannover, Lübeck, Bremen, Cöln ꝛc., auch in Kopenhagen ist der Verbrauch von Holzschuhen nicht unbedeutend. In diesen Orten pflegen sich ihrer alle Arbeiter zu bedienen, die viel im Freien und im nassen Schmutz zu thun haben, z. B. die Bierbrauer, Weinküper, Branntweinbrenner, Gerber, die Gemüsegärtner der Vorstädte ꝛc. Doch tragen sie dieselben nur bei der Arbeit selbst, in ihren Höfen und Werkstätten, und man vernimmt daher in diesen Städten nicht das unangenehme Geklapper, durch das man in einigen englischen Manufaktur-Orten aus dem Schlafe geweckt wird, wenn die Fabrikarbeiter früh Morgens auf ihren hölzernen Sohlen zu ihren Maschinen pilgern. Auf dem schlechten Steinpflaster unserer Städte, würde selbst der Holzschuh bald zersplittern, auch wenn er aus dem besten Birkenholz gedrechselt wäre.

Denn dieses Birkenholz ist das gewöhnlichste Material für die Holzschuhe. Wenigstens werden alle diejenigen daraus verfertigt, bei denen man einigen

Anspruch auf Dauerhaftigkeit macht, d. h. die eigentlichen Arbeitsschuhe. Das Birkenholz ist zugleich zäh, elastisch und dicht. Es saugt das Wasser nicht so leicht ein, und ist nicht so „splitterich“ wie das Tannenholz, aus dem man keinen brauchbaren Holzschuh gewinnen kann. — Zum Theil hat daher auch wohl das Holzschuh-Gebiet einigen Parallelismus mit der Verbreitungs-Zone der Birke. Und der Holzschuh ist schon deßwegen vom südlichen Europa, wo es gar keine und von England, wo es wenige Birken giebt, ausgeschlossen. Freilich aber giebt es wieder große Birkenländer, z. B. das nördliche Rußland in denen auch die Leute das Birkenholz zu allerlei Utensilien in ihrem Haushalte, dennoch aber nicht zu Holzschuhen benutzen.

Man könnte die Birke den deutschen „Schuh-“ oder „Pantoffelbaum“ nennen, so wie man in Nordamerika den „Tupelo“ oder „Fischerbaum“,*) von dessen elastischem Holz die dortigen deutschen Colonisten sich ihre geliebten „Holschen“ schnitzten, den „Amerikanischen-Holzschuhbaum“ genannt hat. —

Das Birkenholz ist nicht nur solide, sondern zugleich auch etwas schwer, und wer seine Holzschuhe daher nicht eben bei seiner Arbeit benutzen, „wer“ wie sich ein Haidebewohner gegen mich ausdrückte, „bloß für Plaisir darin gehen will“, nimmt sie lieber aus einem leichteren Stoffe, von der „Eller“ (Erle)

*) Auch „Gum-tree“ oder „Black-Gum“ genannt, ein Baum von dem Genus „Nyssa“. —

oder noch lieber von der Weide oder Pappel. Das Pappelholz ist das allerleichteste und sanfteste von allen und obwohl uns andern das „Plaisir“ und der Luxus beim Tragen von pappelhölzernen Holzschuhen noch nicht recht fühlbar werden will, so kommt es einem schwieligen Haidebauer doch dabei vor, als hätte er Sammt und Seide über den Fuß gezogen. — „Doch“ wie gesagt, „auch schon im Weideholz geht man recht lichtfarig“ (leichtfahrig, hurtig). — Zugeben muß man übrigens, daß unsere Bauern sich allerdings manchen wirklichen Comfort vermittelst ihrer Holzschuhe verschaffen können, dessen wir mit unserm Leder nicht so leicht theilhaftig werden. Wenn sie sich nämlich recht etwas zu gut thun, oder ihre Füße nach einer angestrengten Tour oder nach stundenlanger Durchweichung im kalten Sumpfe vor Erkältung schützen wollen, dann füllen sie ihre Holzschuhe mit glimmender Asche oder auch mit Kohlen, durchglühen sie bis zur Hitze eines Russischen Dampfbades und stecken darnach statt der Sohlen ihre Füße hinein, die sanft darin schmoren und backen, wie Bratäpfel. Es ist dieß ungefähr das Umgekehrte von dem Amerikanischen oder Ostindischen „Champoing“, wobei sich die Angegriffenen vom andern Ende des Körpers, vom Kopf her und statt des Feuers mit kalten Wasser restauriren. Man kann dabei bemerken, daß unsere niederdeutschen Moor- und Marschleute sich überhaupt wenn auch nicht Kohlen aufs Haupt doch in vielfacher Weise Gluth und Kohlen unter die Füße sammeln. Neben den ausgeglühten Holzschuhen sind die von

Holland her berühmten „Feuer-Stübchen“ oder „Feuer-Kieken“ fast allgemein bei ihnen in Gebrauch. Sehr gewöhnlich auch nehmen sie erhitzte Steine mit ins Bette, und auch am Tage glühen sie gern einen Ziegelstein um die Füße darauf zu setzen. Da sie fast alle ein amphibisches Leben führen, und unzählige ihrer Krankheiten, Rheumatismus, Gicht, Podagra durch die beständig im Wasser wandelnden Füße bei ihnen einziehen, so ist diese Sorge um ihre Piedestal sehr begreiflich.

Für manche ihrer Moraft-Arbeiten haben sie besonders construirte Holzschuhe so z. B. die Moorbauern für ihre Torfstechereien. Bei diesen, die oft besonders weichen Grund unter die Füße bekommen, zieht sich der Holzschuh in die Breite wie der Schneeschuh bei den Indianern. Diese Torf-Holzschuhe haben unten beinahe die Größe eines Quadratfußes. Man nennt sie „Brett-Holschen“. Sie werden aus einem einzigen dicken Stücke Birkenholz geschnitten. Es ist ein Glück, daß der Seiltänzer Blondin diese ungethümen menschlichen Fußbedeckungen noch nicht gesehen hat. Denn gewiß würde er alsbald auf die Idee kommen, sich mit ihnen auf dem Seile zu produciren und am Ende noch an diesem Nec plus ultra der Kunst des „Seiltanzes mit Hindernissen“ zu Schanden werden.

Nicht bloß die Menschen, sondern auch die unglücklichen Vierfüßer welche diese Friesen und Chauken mit in ihre Sümpfe verpflanzt haben, müssen es sich zuweilen gefallen lassen, ihre Füße in Holzblöcke zu

stecken. Ich denke hier nicht etwa an die kleinen zierlichen Holschen, die ausgehöhlten Nüsse, welche zuweilen die grausamen Buben der Hauskatze an die 4 Pfoten binden, um sie vermuthlich zur Nachäffung des beholzten niedersächsischen Menschen auf Boden und Treppe spektakeln zu lassen. Nein auch für andere Thiere namentlich die edlen Pferde wird die Beholschung der Füße in vielen besonders wäßrigen Sumpfstrichen eine bittere Nothwendigkeit und eben so rathsam, wie auf dem steinigen Boden, ihre Armirung mit Eisen. Die „Peere-Holschen" (Pferde-Holzschuhe) findet man in verschiedenen Gegenden unserer deutschen Niederlande. Den Pferden wird dazu eigens das Maaß genommen, damit ihre Hufen recht genau hineinpassen. Sie sind den oben beschriebenen „Brett-Holschen" der Menschen ähnlich, und bestehen wie diese aus einer Höhlung für den Huf oben und aus einer breiten brettartigen Unterlage. Alles übrigens aus einem Stücke und meistens recht correkt und sauber geschnitzt. Der Schuh geht dabei den Pferden nur etwas über die Mitte des Hufs hinauf, damit das Fleisch oberhalb desselben nicht verletzt werde und wird dann mit einem starken Riemen über dem Hacken des Hufs befestigt. Es werden ihnen solche Schuhe in sehr morastigen Feldern, sowohl beim Pflügen, als beim Heimführen der Aerndtewagen und sonstigen Arbeiten angeschnallt. Meistens bekommen sie nur zwei an den Hinterfüßen. Zuweilen aber, wenn es eine große Regenfluth und unergründlichen Schmutz gab, werden sie auch an allen vier Füßen in den Block gelegt. Es ist ein

wahrer Jammer, dann die edlen Thiere mit solchen vier Klötzen, an denen noch bedeutende Stücke des Erdglobus hängen bleiben, marschiren und arbeiten zu sehen. Wahrscheinlich haben die Griechen ihren an allen vier Füßen beflügelten Pegasus als diametrales Gegenstück zu einem solchen nordwestdeutschen Ackergaule erfunden. —

Obwohl diesem Allen nach die Holzschuhmacherkunst nicht nur ein durch viele Länder ausgebreitetes, sondern auch keineswegs ein sehr einfaches Gewerbe ist, obwohl sie vielmehr mit sehr mannigfaltigem Material, das sie zu verschiedenen Zwecken verwendet, zu thun hat, und vom Pferdeschuh und von jenen zu Jagdstiefeln umgestalteten Bäumen, bis zu den zierlichen Kinder-Pantöffelchen und den „sammtweichen" Pappel-Holzschuhen, die man „zum Plaisir" und des Luxus halber trägt, gar mancherlei Produkte hervorbringt, so ist sie doch nie von ehrgeizigen Innungsgenossen, oder ambitiösen Meistern und Gesellen in die Ketten einer Zunftgenossenschaft geschlagen. Vielmehr ist sie immer eine freie Kunst geblieben. Jeder niedersächsische Bauer, der sich darauf versteht, übt sie zum Hausbedarf. In vielen Familien, namentlich in einsamen Gehöften sägen, kloben und bohren sie sich das ihnen nöthige Schuhwerk eben so zurecht, wie ihr Brennholz oder ihre Leitern und Wagendeichseln. Es ist eine häufige Winterbeschäftigung der jungen Burschen und Knechte. — Indessen lernen diese doch meistens nur das Nothdürftigste. Allen Anforderungen deren, diese Kunst fähig ist, genügen zu können, das erfordert seinen

eigenen Mann. Man findet daher auch in den meisten niedersächsischen Dörfern kleine Leute angesiedelt, die aus besagter Kunst ein besonderes Gewerbe machen und nebenbei ihr Gärtchen und Feld bestellen.

Ich kenne keine Classe von Handwerkern, mit denen Schriftsteller und Bücher sich weniger beschäftigt haben, als mit diesen Holzschuh-Drechslern, die doch durch einen so großen Abschnitt von Europa verbreitet sind und die man von Limousin im mittleren Frankbis zum Jütischen Vorgebirge Skagen fast in jedem Orte findet. Man erkennt ihre kleinen Werkstätten und Wohnungen bald an den Birken-, Erlen- und Pappelnklötzen, die sie umstehen, sowie an ihrer bescheidenen Stellung, die sie am Rande des Dorfes, wo sie ein vergessenes Stückchen Land bebauen, einnehmen. — Sie haben allerlei sehr sonderbar gestaltete Instrumente, die den Werkzeugen unseres Lederschusters in gar nichts ähnlich sehen, obwohl sie für dasselbe Bedürfniß wie dieser sorgen und auch auf die Erzeugung eines Produkts von derselben Gestalt hinarbeiten. — Am meisten Aehnlichkeit haben die Werkzeuge des Holzschuhmachers mit denen des Tischlers und Drechslers. Wie diese gebrauchen sie das Beil, die Säge und den Hammer. Aber die Aushöhlung des Schuhes, die vornehmste Aufgabe des Holzschusters, ist eine Arbeit so eigenthümlicher Art, daß sie auch ganz eigenthümliche Werkzeuge nöthig macht, die zum Theil sehr wunderlich aussehen, und die ich noch nirgends dargestellt fand, obwohl sie schon seit

uralten Zeiten in jenen obscuren Werkstätten unserer Haidedörfer in Gebrauch sein mögen.

Das wichtigste darunter ist der sogenannte „Holschen-Bohrer", mit dem der zum Schuh bestimmte Klotz zunächst sowohl in der Richtung des Hackens als nach den Vorderfüßen hin angebohrt wird, um vor allen Dingen das Grobe auszuräumen und ein wenig Platz zu schaffen für die feinere Ausarbeitung. Darnach kommt das sogenannte „Holschen-Isen", ein Messer, um die Hacken-Höhlung auszuarbeiten, und dann das sogenannte „Holschen-Messer", das sehr wunderlich gestaltet ist und dazu dient um die Haupthöhlung für den Vorderfuß zu Stande zu bringen.

Ein Schuster bringt mit diesen Instrumenten wohl 4 bis 5 Paar gewöhnliche Holschen zuwege. Es ist das ungefähr eben so viel als ein Bauer im Laufe des Jahres aufbraucht.

III. Die Elbinseln bei Hamburg.

Wie das Hamburger Gebiet zusammengebracht wurde. — Zwei Hauptabschnitte des Hamburger Gebiets: Geestland und Marschland. — Die Vierlande". — Die „Werder". — Die Marsch-Praetoren. — Der „sechste und siebente Herr Senator". — Der Eid der Werder-Voigte. — Alte Zustände und Sitten auf den Elbwerdern. — Wie Hamburg sie erwarb und mit dem Hause Braunschweig-Lüneburg theilte. — Privatbesitzer auf den Werdern. — Die „Alten-Werderer." — Ihr Milch- und Gemüsehandel — Die „Wallhöfner" und die „Groß und Klein Kathner". — Die Finken-Werder Fischer. — Der „Neßbauer".

Wer einen Blick auf die bunte kleine Karte der Ländereien und Dorfschaften wirft, welche die Hamburger Bürger und Rathsherren im Verlaufe des Mittelaltees und der Neuzeit, theils mit dem Schwerte, theils mit Geld von den holsteinschen Grafen und von verschiedenen großen Herren und edlen Rittern erwarben, indem sie daraus allmählich ihr jetziges Staatsgebiet gestalteten, der wird finden, daß dasselbe sich in der Hauptsache in zwei große Hälften oder Flügel theilt.

Der eine Flügel geht von der Stadt nördlich längs des kleinen, aber seiner Anmuth wegen welt-

berühmten Alsterflusses hinauf. Hier eroberten und kauften sich die Hamburger ihre „Walddörfer“ *) zusammen. Es ist alles hohes und etwas hüglichtes Geestland. Und daher ist es in euerer Zeit ebenso wie der hohe Geestrücken von Hamburg über Altona nach Blankenese, die vornehmste Gegend des Naturgenusses und Landlebens der Städter, ihrer Gärten und Villen geworden. Es reiht sich jetzt hier ein reich geschmücktes Lustrevier an das andere. Es ist ein großer und anmuthiger Irrgarten von Palläſten, kunstvollen Blumenanlagen und untermischten natürlichen Gehölzen

Der andere Flügel senkt sich südwärts ins große breite Elbthal hinab und erstreckt sich in demselben etwa acht Stunden weit von Osten nach Westen. Es ist ein Stück Landes, um dessen Besitz auch viel Blut und Geld geflossen ist, von letzterem Manches in die Cassen der Könige von Dänemark und sogar einmal an 300,000 Rthlr. Banco, im Jahre 1750 in die des Kaisers von Rußland (Peter's, Herzog's von Holstein) für die schöne Halbinsel, Rethbrook genannt. Meistens ging es dabei so zu, daß die großen Herren in der Nachbarschaft Geld nöthig hatten, welches die Hamburger, die immer ziemlich bei Casse waren, ihnen vorschossen und sich dafür irgend einen schönen Wiesenstrich verpfänden ließen, der dann nachher nicht wieder eingelöst wurde, und so der Stadt verblieb.

Die ganze bezeichnete Südhälfte des Hamburger Gebiets ist im Gegensatz zur Nordhälfte ein breiter

*) Ein Strich jener Gegend führt wenigstens diesen Namen.

Streifen schönen, fetten reichen Marschlandes. Er steckt der Elbe, die sich hier meerbusenartig erweitert, wie dem Wallfische seine dicke Speckzunge im Hintergrunde des Rachens.

Uranfänglich war es vermuthlich, wie noch jetzt die Elbe unterhalb Hamburg, ein breites Gewässer, der obere Zipfel jenes langen und eine Meile breiten Busens, in welchem der Strom von Hamburg an zum Meer hinabfließt. Allmählig sammelte sich von oben her Schlamm in diesem Busenende an und es entstanden große weite und zum Theil mit Busch bedeckte Sümpfe, die im Frühling bei Hochwasser wieder überschwemmt waren. Jemehr Schlamm die Elbe bei ihren Ueberschwemmungen herbeiführte, desto höher wurde das Land, und der Fluß zog sich am Ende in mehre schmale Rinnsale zusammen, die durch das Deltaland in vielen Armen hindurch brachen und daraus einen Archipel zahlreicher größerer und kleinerer Inseln machten. Aber zu Kaiser Ludwigs des Frommen Zeit und auch noch später werden sie als die „Paludes, (Sümpfe) bei Hamburg“ bezeichnet.

Diese „Sümpfe“, die schon bald einige höhere und trockene Stellen erhalten mochten, dienten zunächst als „Zufluchtsstätten vieler flüchtigen und herrenlosen Leute“, und wurden so allmählig bebaut und nutzbar gemacht. Da das Land außerordentlich ergiebig und fruchtbar befunden wurde, und, um auch einträglich zu sein, nur des Schutzes gegen die Gewässer der Elbe entbehrte, die immer dann und wann wieder in ihr altes Gebiet einbrach, so riefen, wie anderswo, auch

hier die Landesfürsten des Deichbaus kundige Holländer zu Hülfe.

Diese Holländer und ihre Nachkommen haben im Laufe der Zeiten einen jener „Paludes“ nach dem andern eingedeicht, gegen die Fluthen geschützt und sie nach und nach unter dem Beistande der von Hamburg ausfließenden Capitalien, die eben so befruchtend wirkten, wie das schlammige Geschenk der Natur in die lachendsten Gärten und Wieseninseln verwandelt und sie mit den hübschesten Holländereien und Dörfern bedeckt.

Obgleich der ganze Insel-Archipel von da an, wo die Elbe sich zuerst in Arme zu spalten beginnt (eine Meile oberhalb Bergedorf) bis dahin, wo der ganze Fluß wieder in einer Ader beisammen ist (eine Meile unterhalb Altona) sowohl naturhistorisch als geschichtlich ein zusammenhangendes Ganze bildet, so theilt er sich doch wieder auch in beiden Hinsichten in zwei sehr verschiedene Hälften, in eine obere und eine untere Partie.

Die obere Hälfte, eine besondere Colonie der Holländer, besteht aus vier kleinen Stücken und ist unter dem Namen der „Vierlande“ ziemlich berühmt, sowohl wegen seines fleißigen und schönen Menschenschlages als wegen seiner mannigfaltigen willkommenen Produkte. Es ist bekanntlich der Obst- und Blumengarten der Hamburger, die den Hauptnutzen davon ziehen, obwohl sie die Herrschaft dieser „Vierlande“ seit mehr als 400 Jahren mit den Lübeckern theilen, weil die vereinigten Hansen von Hamburg und Lübeck

dieß Land gemeinschaftlich eroberten. — Obwohl Marschland, ist es doch höher, älter, trockener und mehr continental als die andere Hälfte des Insel-Archipels, hat eine andere Bodenbenutzung, andere Produkte, und eine eigen geartete Bevölkerung für sich.

Diese untere Hälfte ist noch niedriger, wäßriger und mehr zerstückelt, und hat daher vorzugsweise den Namen „der „Elbwerder" erhalten. Schon der Name deutet an, daß es in der Hauptsache fette mit Wiesen bedeckte Flußinseln sind. Denn dieß bedeutet in allen untern Elbe- und Wesergegenden ein „Werder", oder wie die Hamburger sprechen „Wärder".

Dem kleinen Paradiese der so ganz eigenthümlichen Vierlande sollte eine eigene Schilderung gewidmet werden. Ich will mich hier mit meinen Bemerkungen nur auf die „Elbwerder", die großen Milch-Magazine, Viehtriften und Kuhweiden der reichen Stadt, so wie auf ihre Gemüsegärten beschränken.

Weil man bei der Eindeichung der Inseln den verschiedenen Stromarmen immer einen möglichst weiten Spielraum zu lassen wünschte, so verlegte man die Deichmauern etwas ins Innere und es bleibt daher bei jedem Werder ein Kranz mehr oder weniger breiten sogenannten Außen-Deichslandes („Butenland"), das immer noch dann und wann im Winter oder Frühling überschwemmt wird und daher nur zu Weiden, zu diesen aber vortrefflich, taugt. Manche kleine Inseln sind auch gar nicht eingedeicht. Andere haben nur einen sogenannten „Sommerdeich", der sie gegen die

kleinen, auch im Sommer zu Zeiten vorkommenden Fluthen schützt. Nur die Hauptstücke sind in recht solide, jedem Andrange der Fluthen und des Eisgangs widerstehende „Winterdeiche“ eingeschlossen.

Die gesammten Elbinseln sind daher in Bezug auf Deiche in dreierlei verschiedenen Zuständen: „Butenland“, „Sommer“ und „Winterdeichsland“. Man kann sich denken, daß dies Alles auf die Verschiedenheit ihres Anbaues und ihres Anblicks von großem Einflusse ist. Einige sind reine, baum- und häuserlose Weidestriche, die nur im Sommer mit einem schönen Teppich von Gras und Wiesenblumen geschmückt und von üppigen Viehheerden belebt sind und auf denen bloß Milch aber kein Honig fließt. Andere haben einzelne verstreute Häuser und Hirtenwohnungen. Die meisten aber sind mit stattlichen Dörfern besetzt und erlauben Acker-, Garten- und Gemüsebau. Manche Partien des „Außenlandes“ sind sogar noch nicht einmal Wiese geworden, stecken vielmehr noch wie in der Urzeit im Sumpfe und können zu nichts weiterem benutzt werden als zu Schilf- und Reitpflanzungen. Doch sind sie nichtsdestoweniger werthvoll, weil sich in der Nähe einer so reichen Handelsstadt eben Alles hoch verwerthen läßt. Ein großes Schilfröhricht im Angesichte der Thürme von Hamburg ist so viel werth wie ein Hochwald in Ungarn. Sie pflanzen und pflegen diese Schilfwaldungen ordentlich, können dies aber nur da thun, wo die tägliche Ebbe und Fluth den Boden abwechselnd naß und trocken legt. Denn einen solchen Boden verlangt das Schilf zu seinem

Gedeihen. Wird ein Flußarm abgedeicht, so daß die Fluthen nicht mehr herbeikönnen, so gehen die Schilfpflanzungen aus und ihre Besitzer machen Bankerott. In alten rohen Zeiten haben die Insulaner, um ihren „Schilf- und Rohrschnitt“ oft blutige Händel gehabt, und zu Zeiten, wenn Fehden ausbrachen, sich ihre Röhrigte in Brand gesteckt. Einige Inselchen erzeugen nicht einmal Schilfrohr, sondern sind kahle Sandbänke, heißen daher auch nicht „Werder“, sondern „Sande.“

Im Ganzen, kann man wohl sagen, sind die Elbinseln weiter östlich oder flußaufwärts größer. Da liegen die großen Eilande Billwerder, Ochsenwerder und Wilhelmsburg, die mehre Meilen im Umfange haben. Weiter abwärts wird das Land noch mehr zerstückelt, die Flußarme häufiger und die Inseln kleiner, und im Westen endigt endlich die ganze Gruppe mit einem kleinen Halbinselchen, das der „Neß“ (Nase, Spitze) heißt.

Uebrigens haben sich die Umrisse der Inseln im Laufe der Zeiten vielfach geändert. Selbst noch seit der Einführung des Deichbaues, der nie stark genug war, um die Karte des Archipels unveränderlich zu fixiren. Man hat eine 300 Jahr alte Landkarte desselben, auf der die „Elbwerder“ ganz andere Figuren zeigen und auch mehrfach ganz andere Namen tragen als jetzt. Mehre Länderflicken, die früher getrennt waren, sind jetzt, da ihre Flußarme verschlammten, zu Eins verwachsen. Andere dagegen sind durch breite Flußcanäle, die in sie einbrachen, zerschnitten, und in

dem Bette solcher Canäle liegen dann die ehemaligen Ackerfluren, Dörfer und Kirchen begraben.

Eben so bunt und zu verschiedenen Zeiten verschieden wie die physikalische ist auch die politische Karte der Inseln zugeschnitten gewesen. Manche Inseln gehörten seit alten Zeiten den Herzogen von Holstein Braunschweig-Lüneburg und stehen nun unter dem Erben der letzteren, dem Könige von Hannover. Einige sind innerhalb derselben Deichmauern halb Hamburgisch, halb Hannöversch, oder wie sie hier auf den Inseln noch zu sprechen pflegen „Lüneburgisch". Denn der Name „Hannöversch" ist diesen Leuten noch zu neu. Sie sprechen immer von der „Lüneburgischen Hälfte" ihrer Inseln. Zuweilen sind Hamburgische Unterthanen bei einer Hannoverschen Kirche eingepfarrt und vice versa. So wunderlich indeß die politischen Gränzen in dem Archipel herumzuspringen scheinen, so läßt sich doch die Regel erkennen, daß fast alle Inselstücke, die an dem größten südlichen Elbarm (die Süderelbe genannt) liegen und als Produkte seiner Anschlammungen betrachtet werden können Hannöversch wurden, während Hamburg alle die, welche aus dem noch größern Elbearm (der Norderelbe) hervorgingen, acquirirt hat. Da diese Norderelbe bei weitem der vornehmste Arm ist, so weht daher auch das Banner der Republik von den „Vierlanden" her bei weitem über die Mehrzahl der Werder. Die Stadt Hamburg hat daraus ein eigenes Gouvernement ihres kleinen Reichs gemacht, die sogenannte „Land-Praetur der Marschlande." Von alten Zeiten her waren die Posten

der beiden Marsch-Praetoren „dem achten und neunten Herren Senatori“*) aufgetragen, und diese haben dann auf jedem „Haupt“-Werder „ihren Insel- und Landvogt“ unter sich. Diese Inselvögte mußten bei ihrer Amtseinsetzung schwören, „daß sie dem Ehrenvesten, Hochweisen Rath und den Verordneten Landherren getreu und hold sein wollten, daß sie auf die Deiche und Dämme die Wasser- und Landscheidungen der Inseln schauen, auf die Todtschläger, die sich auf der Insel niedersetzen möchten, fleißig Acht haben und denselben kein Geleite geben, und daß sie, was sie von Verbrechen und strafbaren Vorgängen auf den Inseln erführen, den Herren Land-Praetoren eilig und ungesäumt, bei Tage und bei Nacht, so bald sie nur wegen Wassers und Windes in die Stadt kommen könnten, anmelden wollten.“

Die Verfassungen und Eigenthumsverhältnisse der Inseln sind sehr verschieden. Manche Inseln waren schon in alten Zeiten im Privatbesitze von Hamburger Bürgern. Andere waren das Eigenthum alter adlichen Geschlechter. So z. B. waren die Werder Peute und Müggenburg ein altes Lehn der von Holzenschen Familie, deren Lehns-Oberherr im Jahre 1750, die Republik Hamburg wurde, als Kaiser Peter von Rußland ihr die Superioritas Territorialis über diese Werder abtrat.

Auf einer andern Insel hat seit Jahrhunderten

*) „Der vierte und fünfte Herr Senator“ hatten die Ver- Verwaltung der Geest- und Wald-Dörfer.

ein adliches Geschlecht die Barone von Grote ziemlich unabhängig, wie eine Art Dynasten geherrscht. Die Grafen von Holstein schenkten diesen Baronen im Jahre 1319 die Insel „Stillhorn“, und im Jahre 1672 tauschte der Herzog Wilhelm von Celle die Insel Stillhorn, die nun den Namen „Wilhelmsburg“ erhielt von den Baronen von Grote gegen die alte „Insel Kirchhof“ ein, die nun „Neuhof“ hieß. Die besagten Barone hatten auf dieser ihrer Insel bis auf die neueste Zeit herab so ziemlich alle Rechte, die ein Landesherr haben kann, d. h. das erbliche Eigenthum, das Nieder- und Obergericht, die Polizei, das Patronat der Kirche und die Besetzung ihrer Stellen ꝛc. Nur die „Landes-Herrlichkeit“ der lüneburgischen Herzoge mußten sie anerkennen.

Auf andern Inseln wieder dominirt eine einflußreiche Bauern-Oligarchie. So ist z. B. die lüneburgische Insel Altenwerder, die ein Paar tausend Einwohner hat, der Hauptsache nach in den Händen von einem Dutzend großen Bauerfamilien.

Auch auf andern Inseln, z. B. auf der, welche Finken-Werder heißt, macht der Hauptstamm der Bauern „nur eine Verwandtschaft, gleichsam eine Familie aus, und wer mit einem von ihnen zu schaffen hat, macht sie alle gegen sich rege.“ Diese alten ursprünglichen Bauerngeschlechter liegen auf allen Inseln in Hader mit den bürgerlichen oder städtischen Bevölkerungs-Elementen, die besonders in neuerer Zeit von dem mächtig anwachsenden Hamburg auf die Inseln eindringen. Manche der Hamburg benachbarten

kleinen Werder sind in den letzten Jahren mit dichter städtischer Bevölkerung bedeckt worden, und bilden so zu sagen Vorstädte Hamburg's. Einige reiche Hamburger Bürger-Familien haben zuweilen bald diese bald jene Insel ausschließlich in Besitz gehabt. Eine oder zwei Inseln gehören der Chatoulle des Königs von Hannover, der seine eigenen Ochsen darauf weiden hat. Als im Jahre 1858 eine dieser Inseln („Rugenbergen" genannt) zur Versteigerung kam, boten sich der König von Hannover und die Stadthamburgische Cammer dabei auf, weil beide begierig waren, ihren Besitz zu erlangen. Die Stadt, die immer einige tausend Thaler mehr zu legte, gewann den Streit um den Preis von einer halben Million Mark Banco. Vor 300 Jahren konnte man solche Inseln für ein Paar tausend Mark kaufen.

Was man sich von den alten Sitten und von den Culturzuständen unter den Bewohnern dieser Elbinseln erzählt, klingt zum Theil recht wunderbar und abentheuerlich, und noch bis auf den heutigen Tag hat sich mancher uralte Gebrauch unter ihnen mit einer nur auf Inseln gewöhnlichen Zähigkeit erhalten.

Noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert herrschte unter ihnen „altgermanische Wildheit und arabische Rachsucht." Die Blutrache war bei ihnen so herkömmlich wie noch jetzt bei den Montenegrinern. Wenn Einer ihrer Vettern erschlagen und der Mörder flüchtig geworden war, so forderten sie den nächsten Verwandten des Letztern auf Leben und Tod zum Zweikampfe auf. Fiel dieser, so erfolgte wieder eine

Herausforderung von der andern Seite, und so rieben sich oft ganze Familien unter einander nach und nach auf. Die Grafen von Holstein nannten dies sehr milde: „irrationabiles consuetudines“ (unvernünftige Gewohnheit) und machten dagegen einige sanfte Einwendungen und beschränkende Verbote. Doch sogar noch im vorigen Jahrhundert pflegten die Werder-Leute nicht anders als mit Beilen und Messern bewaffnet in die Kirche zu gehen, und noch in spätern Zeiten ist es vorgekommen, „daß einige dieser independenten Insulaner ihren Schulmeister mit Schlägen bedrohten, wenn er mit consequenter Strenge die Erlernung biblischer Sprüche von ihren wilden Buben verlangte.“ —

Vieles trägt wohl zu der Alterthümlichkeit der Zustände und Sitten die Unwegsamkeit der Elbinseln bei. Die Landwege, Fuß- und Reitpfade, wie die Fahrstraßen, waren und sind noch jetzt zum Theil auf diesen Inselmarschen der Art, daß zu Zeiten Monate lang der Nachbar nicht ohne Lebensgefahr zum Nachbar gelangen kann. Sie können in der Regenzeit oft nur auf Stelzen zu einander kommen und im Anfange dieses Jahrhunderts war das Gehen auf untergeschnallten Stelzen auf einigen Werdern noch sehr gewöhnlich, selbst bei öffentlichen Leichenbegängnissen. „Die Schulknaben gingen dabei auf hohen Stelzen vor dem Sarge her.“ „Dieser stand auf einem reichlich mit Pferden bespannten Wagen. Ihm folgte der Prediger mit dem Küster, beide zu Pferde, die Zügel in der Linken, das Gesangbuch in der Rechten, und

ihre Psalmen daraus vortragend. Hinterher kamen die Angehörigen und das übrige Gefolge, ebenfalls theils zu Pferde, theils auf Stelzen, den unergründlichen Koth durchwatend, so gut es jeder konnte und wußte. Dabei ereignete es sich aber zuweilen, daß wenn Halt gemacht werden mußte, um die ermüdeten Rappen vor dem Todtenwagen erst etwas verschnaufen zu lassen, der Wagen sich inzwischen dermaßen versenkte und festsog, daß die bestelzten Begleiter sich selbst vorspannen mußten". — Man kann sich denken, daß in einem Lande, wo es so viel Mühe machte, die Todten auf ihrem letzten Wege zu fördern und aus der Stelle zu bringen, auch der Fortschritt der Lebenden sich vielfach behindert sah. Auch bei den Festen und Ceremonien, die sie anstellten, wenn entweder von Hamburg her einer der „Marsch-Praetoren" oder vom Schlosse zu Harburg her der dort residirende hannoversche „Amtmann" in die Inseln herabkommen, um eine Deichschau zu halten, ist noch viel Althergebrachtes und Eigenthümliches, dessengleichen man sonst nirgends mehr antrifft. Die Schilderung dieser Dinge, von denen man mir zwar viel hübsches erzählte, möchte mich hier aber zu weit führen, besonders weil sie auf jeder Insel sehr verschieden sind.

Trotzdem, daß sie jetzt so schön bebaut und von so lachenden Fluren und Dörfern bedeckt sind, wirket der ganze Insel-Archipel mit seinen mächtigen Flußarmen und seinen zu Zeiten überschwemmten Niederungen noch heutzutage, wie ein breiter und scharf trennender Sumpf zwischen den Ländern nördlich und

südlich der Elbe. Man hat ihn bisher noch mit keiner Eisenbahn durchschnitten, man hat seine Stromarme noch nicht überbrückt, obwohl die Inseln und Lagunen Venedig's, die einige Aehnlichkeit mit den Elbinseln besitzen, beides, Brücke und Eisenbahn, längst erhalten haben.

Der Verkehr Hamburgs mit dem Süden, ist in Folge dessen vielfach behindert und gehemmt. Nur zur Zeit der Herrschaft Napoleon's, der bald erkannte, was hier noth thue, wurde diesem Uebelstande auf einige Zeit abgeholfen. Er ließ von Harburg nach Hamburg queer durch die Elbinseln hindurch eine hölzerne Brücke von fast einer Meile Länge bauen. Dieses so wichtige Bauwerk wurde im Jahre 1818 auf Geheiß deutscher Nachbarmächte, die es hätten repariren, kräftigen und noch solider umgestalten sollen, wieder abgebrochen. — Es in großartigerer Weise wieder herzustellen bleibt nach den Brückenbauten bei Cöln, Straßburg und Danzig noch immer eine der wichtigsten Aufgaben unserer deutschen Straßenbauer und Ingenieure. Jetzt führt in der Richtung jener ehemaligen französischen Brücke ein Stück mit Dampffähren combinirter Chaussee über die Inseln, die das transalbingische Eisenbahnnetz mit dem südalbingischen Lande in sehr unvollkommener Weise verbindet.

Jeder, der Hamburg von daher besuchte, hat die Elbinseln auf diesem Wege durchkreuzt, und eine derselben, Wilhelmsburg, ist daher allen Reisenden bekannt. Weniger besucht und bekannt sind diejenigen Inseln, die seitwärts von dieser großen Heerstraße nach Westen

liegen, und unter denen „Alten Werder“ und Finkenwerder“ die merkwürdigsten sind.

Zu ihnen gelangt man von Hamburg auf dem großen Elbarme, der „der Köhlbrand“ heißt. Derselbe zieht mitten in die westliche Partie der Inseln hinein, ist jetzt der tiefste Canal, und dient daher auch dem neuaufblühenden Hafen von Harburg als Hauptpassage durch die vorliegenden Inseln zu den großen Seewegen hinaus. Er ist eben einer jener verhältnißmäßig neuen Durchbrüche, der seine Wellen über versunkene Wiesen und Kirchen dahinwälzt. Er sammelt durch die in ihm einmündenden Sritenarme die kleinen mit den Inselprodukten beladenen Schiffe auf, und entsendet täglich eine kleine Flotte von theils mit wohlgenährtem Vieh, theils mit duftigem Heu oder Rohr, hauptsächlich aber mit Gemüsen, Früchten und Milch beladenen Böten zur Stadt. Es sind ziemlich geräumige Schiffe, die mit großen Segeln einherfahren, und in der Mitte einen ganzen Hügel von Blumen, Frucht uud Gemüsekörben bergen.

Am meisten zeichnen sich unter ihnen die „Milch-Ewer“ aus, weil sie ein Produkt bringen, welches das ganze Jahr hindurch verlangt wird, und auch zu allen Zeiten beschafft werden kann. Einer der Haupt-Milcher hat gewöhnlich ein eigenes Schiff, und die andern, die keins besitzen, zahlen ihm Fährgeld. Er selbst ein kundiger Schiffer steht am Steuer, das Ganze commandirend. Die hübschen und nettgekleideten Milchfrauen und Mädchen sitzen am Rande des Schiffes umher, in der Mitte zwischen sich ihre breite

Pyramide von künstlich aufgebauten, und von blanken Metallen strahlenden Milcheimern. Auf jedem ihrer Eimer und Körbe haben sie ihre Hausmarken gemalt, alte Wappenzeichen, die schon seit Hunderten von Jahren an ihren Bauerhöfen und an allen ihren Geräthschaften kleben. Für Antiquare und Hausmarkensammler bemerke ich, daß sie auf dem Markte Hamburgs und auf diesen Elbinseln noch eine reiche Ausbeute finden können.

Wenn ein recht frischer Wind auf der Elbe und dem Köhlbrande weht, wie dieß denn an den meisten Tagen der Fall ist, so gewährt es ein recht anmuthiges Schauspiel, dieser täglichen Markt-Versorgung der Stadt zu zuschauen, und die vielen freundlichen Böte mit so willkommenen Ladungen auf den Wellen mit geflügelten Schritten an sich vorübertanzen zu lassen. Es ist für Hamburg, welches fast wie Venedig eine Lagunenstadt ist, ein großer Vorzug, daß es alle sein tägliches Brodt, ich meine seine Küchenbedürfnisse, auf dem kühlen und staublosen Elemente des Wassers empfängt. In manchen unserer Binnenlandstädte vergeht Einem schon manch Mal der Appetit, wenn man die empfindlichen Küchengewächse und Eßwaaren auf Schiebkarren oder Hundekarren oder sonst wie durch Schmutz, Sand und Staub der Landstraßen zu Markte gebracht sieht.

Will Jemand einmal die Insulaner, welche jene Waaren nach Hamburg bringen in ihrer Heimath besuchen und die Quellen selbst sehen, aus denen der Hamburger Küche diese Dinge zufließen, ihre Gemüse-

gärten, ihre Weiden und Milchkammern, so leisten ihm dabei die vielen jetzt täglich von Hamburg aus und durch den Köhlbrand abfahrenden Dampfböte den prompteſten Dienſt und er mag ſich dabei, wie ich es einſt that, die Inſel Altenwerder, eine der merkwürdigſten des ganzen Archipels zum nächſten Ziele wählen. Sie liegt im Hintergrunde des Köhlbrandes und man fährt zu ihr beim Steinwerder, beim Mühlenwerder, bei der Grenz-Weide, dem Woltershofe und Rugenbergen (lauter Elbinseln), die mit

„ihren Matten, voll Schatten, begraſeten Waſen
den närbigt und färbigt beblümeten Raſen"

wie einſt die alten pedantiſchen Pegnitzſchäfer aus der Hagedornſchen Zeit von ihnen ſangen, einen recht freundlichen Anblick gewähren. —

Altenwerder kann als ein rechtes Muſter einer Elbinſel gelten. Es iſt rings umher von einem Deiche eingeſchloſſen, der etwa zwei Stunden im Umkreiſe hat. Die 2000 Bewohner der Inſel haben ſich rings herum längs dieſes Deichkamms eingeniſtet. Ihre Häuſer liegen alle hart am Deiche, an dem von der Waſſerſeite her auch ihre Schiffe anlegen. Der Rücken des Deiches ſelbſt bildet die Hauptſtraße und Promenade dieſes wunderlichen kreisrunden Dorfs. Wenn die Milch- und Gemüſeflotten des Morgens ausgerüſtet werden, oder des Abends heimkehren, ſo ſind dieſe Inſel-Boulevards auf das munterſte belebt. In jedem der kleinen Einſchnitte oder Häfen in dem Vordeichslande, deren es unzählige giebt, ſteckt ein Schiff, und die geſprächigen Mädchen laden ihre Waaren

aus und ein, des Morgens mit ihren an den Rand gefüllten Eimern, des Abends mit ihren wohl gespickten Geldsäcken klappernd. — Die Stallungen und Milchkammern liegen auch wie die Wohnhäuser alle hart am Deiche, so daß es nur ein Paar Schritte von der Milchkammer zum Schiffe ist. —

Die Wohnungen der Altenwerder sind äußerst behaglich und stattlich, namentlich die der sogenannten „Vollhöfner". So nennen sie die Bauern der ersten und höchsten Classe. Es giebt deren 14 auf der Insel, und dazu kommt noch der Pastor der Gemeinde, der der 15. Vollhöfner ist. Denn dieser der Pastor ist die einzige Person auf der Insel, den die alten reichen aristokratischen Bauern im Range beinahe sich selber gleich halten. Diese 14 Vollhöfnerfamilien, die seit mehren hundert Jahren immer dieselben geblieben sind, heirathen nur unter einander. Sie haben ursprünglich den Boden der Insel erobert oder urbar gemacht und dann getheilt. Sie besitzen ihn noch heutzutage, wie vor 300 Jahren und betrachten sich als die Könige der Insel. Bei der Beerdigung eines Vollhöfners wird zum Zeichen dieser Souveränität daher auch noch immer eine Krone auf den Sarg gestellt, zu welcher Auszeichnung sonst niemand berechtigt ist, auch nicht der Vollhöfner-Pastor.

Die Vollhöfner haben übrigens nicht umhin gekonnt zu besserer Verwerthung ihres Landes auch Andere auf ihren Grund und Boden wohnen zu lassen und diese sind ihre zu Erbenzins verpflichteten Lehnsleute geworden. Dieß hat denn auch zu Zeiten Mes-

allianzen und sogar Bodentheilungen zur Folge gehabt, und daraus sind denn „Halbhöfner“ und „Viertelhöfner“ entstanden. Auch dieß sind noch ziemlich große Leute, und sogar ein „Großköthner“, der im Range auf die Viertelshöfner folgt, kann noch ein ansehnlicher Bauersmann sein. Darnach folgen aber die gewöhnlichen „Köthner“, die „Anbauer“ und allerschließlichst die „Häuslinge“, die zusammen die Masse der Inselbevölkerung bilden und von denen die letztern auf der untersten Rangstufe der Bauernschaft stehen.

Diese Rangordnung der Bauern macht sich schon auf eine äußerst auffallende Weise in der Bauart des Dorfs bemerkbar. Fast ganz regelmäßig nämlich, alle zweihundert Schritte, bietet sich der ländliche, mit vielen Fenstern geschmückte und mit seinem breiten Dache sich spreizenden Pallast eines Vollhöfners dar, und zu beiden Seiten hat er wie Trabanten seine „Groß- und Halb-Kathen“, die ihm zinsen. Auch viele von diesen Kathen würden anderswo noch sehr stattliche Bauernhäuser sein. Hier aber stechen sie auffallend gegen die „Vollhöfner“ ab.

Bei diesen letztern einzutreten und ihre inneren Einrichtungen zu besichtigen, ist ein sehr behagliches Vergnügen. Die großen preiswürdig reinlichen Hausfluren, die netten Wohnzimmer, die hübschen Stallungen und Kornböden, dieß Alles kann man in Holland nicht besser sehen, als bei diesen Elbinsulanern, die auch ihre Traditionen noch aus Holland haben. —

Das Innere der Insel, um die sich jene belebten Boulevards wie eine anmuthige Schaale schlingen, ist

unbewohnt. Es ist darum aber doch keine taube Nuß. Denn es ist alles Wiese, Garten und Gebüsch. Gerade im Centrum liegt die Kirche und von dem Hause jedes Vollhöfners führt mitten durch seine reichen Aecker ein Weg zum Gotteshause, so daß wenn er Sonntags mit seiner Familie auf diesem Wege wandert, Niemand mehr Ursache hat mit dankerfülltem Herzen im Gotteshause anzukommen als so ein Altenwerder Vollhöfner.

Die Vollhöfner haben den Hauptstapel der Produktion der Insel in Händen, nämlich die Weiden, die Viehzucht, die Ochsenmast, die Milchwirthschaft. Der Bau des Gemüses oder wie sie hier sagen des „Grünzeugs“ (Greuntüg) ist mehr Sache der Groß- und Kleinköther. Aber eine Stadt wie Hamburg ist wie gesagt eine Art Midas, unter dessen Fingern sich Alles, was sie berühren, in Geld verwandelt. Auch das Greuntüg schafft wohlhabende und reiche Bauern, und sogar ein bloßer Stachelbeeren-Garten oder ein Gurkenfeld wirft wohl seine jährliche Rente von 100 Thalern ab. —

Eine dem Hannöverschen Altenwerder in Größe und andern Beziehungen ziemlich ähnliche Insel ist das halb Hamburgische halb Hannöversche „Finkenwerder“. Es ist wie Altenwerder von einem kreisrunden Deiche umschanzt und zwischen beiden großen Landbefestigungen erstrecken sich andere unbedeichte Inseln, flache Niederungen tiefe herrliche Wiesengründe, die im Winter unter Wasser stehen, im Sommer aber mit den schönsten Kräutern und Viehheerden prangen.

Eine derselben heißt das „Neufeld“, die andere „die große Dradenau“ und eine dritte „die kleine Dradenau“. Sie sind unter sich und von den bedeichten Inseln durch Elbarme und Flußrinnen getrennt. Ein Schweizer ist vielleicht kaum in seinen Träumen so kühn gewesen von solchen unabsehbaren Triften zu träumen. — Auf der einen dieser Inseln steht nur ein einsames Gebäude, eine auf hohen Balkengerüsten errichtete Hirten-Wohnung. Auf der andern, der großen Dradenau, haben sich nur zwei Bauern, — es sind aber wieder Vollhöfner, — hinter Deichen verschanzt und sich ein Paar Dutzend Morgen Acker und Gartenland aus den Fluthen gerettet. Ihre Gehöfte sollen schon seit unvordenklichen Zeiten bestanden haben, und ich kenne nichts die Phantasie mehr Ansprechendes als die Lage dieser von der Welt abgeschiedenen alten prachtvollen Bauerngehöfte. Auf einem sanftgleitenden Schiffchen erreicht man ihre Insel. Die Wiesen, auf denen ihre Pferde sich tummeln, umgeben sie wie ein ringsumher ausgelegter Teppich, und spaziert man hindurch, so entdeckt man unter den Wipfeln der alten Bäume die netten geräumigen Gebäude, die weitläuftigen Stallungen und die stattlichen Wohnhäuser in ansprechendster Ordnung und darin ein wohlhäbiges Bauerngeschlecht, das von seinen Vorfahren wie die Edelleute etwas zu melden weiß.

„Finkenwerder“ endlich, das ich zuletzt besuchte, soll seinen Namen von einer Art kleiner Wasserschnepfen bekommen haben, die ehemals besonders zur Herbstzeit sich hier in ungewöhnlicher Menge einfanden und

„Schlüsselfinken“ genannt wurden. Seine zahlreichen Wohnungen reihen sich wie bei Altenwerder rings in einem Kranze längs des Deiches um die Insel herum, und auch hier liegt wieder wie dort die Kirche und dazu auch das Pfarr- und Schulhaus einsam im Centrum. Zu diesem Pfarrhause führte mich ein langer queer durch das ganze Land streichender Pfad, und ich fand daselbst einen frommen Pfarrer, der über seine kleine Insel ein fleißiges und ausführliches Buch geschrieben hatte, das er zum Vortheile des Baues eines seiner Kirche noch fehlenden Thurmes verkaufte*). Es sollen ehemals zwei durch einen Elbarm geschiedene Inseln gewesen sein. Jetzt aber sind sie längst zu einer verwachsen. Die südliche Hälfte der Insel bildet einen Theil des Königreichs Hannover, die nördliche gehört der Republik Hamburg. Dieser Umstand mag noch aus der Zeit der natürlichen Abtheilung herstammen. Beide aber das königliche und der republikanische Finkenwerder bilden nur einen Deichverband, schanzen an denselben Schutzmauern gegen die Fluthen und haben auch zusammen denselben Prediger, Tempel und Gottesacker. — Wie denn Hamburg für alle diese Inseln gleichsam die Sonne ist, so findet sich auch bei Finkenwerder die Lichtseite, die bevölkertste und

*) Dieses Buch, obgleich in Deutschland und zu unserer Zeit gedruckt, dürfte eine literarische Seltenheit sein, und ich empfehle es daher Denen, die sich über die Elbinsel Finkenwerder weiter unterrichten wollen und schreibe seinen Titel hin: Denkwürdigkeiten der Elbinsel Finkenwerder. Herausgegeben von F. W. Bodemann. Hamburg bei Perthes. 1860. Einige mit Gänsefüßchen bezeichnete Stellen meines Aufsatzes habe ich diesem Buche entnommen.

bestbebaute Hälfte in dem Hamburger Antheil. Die „Lüneburger Seite“ ist öder, bäurischer, ohne Häfen und Verkehr.

Da es die am meisten seewärts gelegene Insel ist, so beschäftigt sich ein Theil der Insulaner vorzugsweise mit der Schiffahrt und dem Fischfange. Die „Finkenwerder“ sind weit und breit auf der Elbe berühmt als glückliche und kühne Fischer. Sie besitzen eine kleine Flotte auf der Insel selbst gebauter Schiffe, mit denen sie die Elbe hinunter in die Nordsee hinausfahren. Dort treiben sie sich oft Wochenlang auf den Wellen und Watten und an den Inselstranden herum und fangen Seefische. Die Störe der Elbe sind ein Hauptgegenstand ihrer Jagden. Sie bereiten aus ihnen den in neuerer Zeit mit dem Russischen konkurrirenden Elbkaviar. — Sie fahren mit ihren kleinen schnellsegelnden Fahrzeugen bis Helgoland und auch noch weiter hinaus, und haben auch immer ein wachsames Auge auf Alles, was sonst noch auf der See passirt, nehmen dabei jedes schwimmende und unbewachte Objekt für eine gute Beute. Und für Das, was sie rechtmäßig bergen, lassen sie sich die Hälfte oder ein Drittel des Werthes als Lohn bezahlen. Obgleich sie nur eine kleine sehr wenig zahlreiche Gemeinde sind, so haben sie doch schon in einem Jahre zuweilen für nahe an 100,000 Mark Banko „Beutegelder“ aufs Trockne gebracht. Doch soll es dabei nicht immer ganz gesetzmäßig zugehen, und die, welche leicht dem bösen Gerüchte trauen und hart

urtheilen, setzen „Finkenwerder-Fischer“ und „Seeräuber“ in eine Classe.

Finkenwerder die äußerste der Elbinseln endigt im Westen, wie ich schon sagte, mit einer ganz kleinen Halbinsel, die „der Neß“ (Nase, Spitze) heißt. Dieser Neß ist ein höchst fruchtbares Stück Land, das in seiner eigenen Deichbefestigung eingeschlossen und von der Hauptinsel gesondert ist. Er bildet seit alten Zeiten einen einzigen Bauerhof. Der Besitzer wird der „Neßbauer“ genannt. Er ist unter den Bauern des ganzen Elb-Archipels ein großer Herr, weithin bekannt, wie der Brockenwirth auf der obersten Spitze des Harzes. Reich und sehr independent lebt er auf seiner Inselspitze nach dem Prinzipe l'etat c'est moi. — Mit diesem Neßbauern schließt die ganze Gruppe der Elbinseln im Westen ab. Was darnach noch kommt und sich noch weiter ins Wasser hinaus erstreckt, sind lange von jedem Hochwasser überfluthete Sandbänke, von denen man sich aber erzählt, daß sie einst auch lachende Weiden gewesen seien.

IV. Ein Obstdorf im Alten Lande.

Eindeichung der Marschen und Ummaurung der Städte — Die Sümpfe bei Stade. — „Terra Vetus“. — Der Ursprung der Altenländer aus Flamland. — Ihre alten Sitten und Gebräuche. — Geographie des Landes. — Die „Erste“, „Zweite“. „Dritte“ Meile. — Contraste des Alten Landes mit den andern Marschen. — Ackerbau, Viehzucht und Obst-Cultur. — Die Kirschengärten und Obstdörfer längs der Flüsse. — Das Blüthenmeer im Frühlinge. — Die Obstfülle im Herbste. — Dorf-Scenen. — Alte Kirschbäume. — „Bauerhöfe“. — Das Innere der Gärten und Häuser. — „Obstschiffe. — „Obstmärkte“. — „Altenländer“ Obst in Petersburg und Ostindien.

Unsere nordwestdeutschen Marschländer datiren den Anfang ihrer Geschichte von der ersten Eindeichung wie unserer Städte Existenz mit ihrer ersten Ummaurung beginnt. Vor dem Bau des Deiches ist die Marsch ein Chaos, ein Tummelplatz der wüsten Wogen, der Fische und Frösche gewesen. Die Aufwerfung des Deiches ist das große gemeinsame Werk, an dem sich alle betheiligen müssen, das von vornherein ihre bürgerlichen Angelegenheiten begründet und ordnet, durch welches das Land seine Fassung und Verfassung bekommt, wie das Buch im Einbande, das Bild im Rahmen, der Wein zwischen den Tonnenbändern. In jedem Marschlande ist es daher immer die Hauptfrage und

Aufgabe der Historiker, mit ihren Untersuchungen bis zu dem Zeitpunkte vorzudringen, wo das Land zuerst eingedeicht wurde, wie es in der Geschichte Rom's so wichtig ist, zu wissen, wann Romulus und Remus und Numa Pompilius zuerst ihre Mauern zogen. —

Vom „Alten Lande" behauptet man, daß sein Deich älter sei, als der irgend eines andern Landes an der Elbe und Weser. Manche sagen, daß es schon kurz vor Erbauung der Stadt Stade, die beim Nordende dieses Landes liegt, geschehen sei. Und da die Stader Chronisten mit der Gründung ihrer Stadt bis auf das Jahr 320 vor Christi Geburt zurückgehen, so verdiente denn, wenn diese Angabe ihre völlige Richtigkeit hätte, das Alte Land seinen ehrwürdigen Namen mit vollem Rechte. Es wird schon in den ältesten Lateinischen Urkunden jener Gegenden „Terra Antiqua" „Terra Vetus" oder auch „Palaeogea" genannt. Noch älter aber als diese Namen mag der von „Palus Stadensis" (der Stader Sumpf) sein, da derselbe sogar noch auf die Zustände vor der Eindeichung hinzudeuten scheint. — Die Landeskinder selbst kennen natürlich diese schönen griechischen und lateinischen Titulaturen der Chronisten nicht. Sie nennen ihre Heimath schlicht plattdeutsch „dat Ole Land" und sich selbst „Olenlander" (kurz ausgesprochen Olander).

Wie unzählig viele andere Colonien in den weiten Ebenen unseres nordwestlichen Deutschlands so leiten auch diese „Olander" ihren Ursprung aus den Niederlanden her. Die Erzbischöfe von Bremen, die einst

zwischen Elbe und Weser gewaltig waren, sollen sie von der Schelde und vom Niederrhein hierher verpflanzt haben, um sich ihrer Tüchtigkeit und Erfahrung im Deichbau bei der Organisirung und Urbarmachung des Landes zu bedienen. Von der Art und Weise ihrer Einwandrung und von ihrer speciellen Heimath in den weiten Niederlanden haben sich aber alle Nachrichten verloren. Doch glauben Einige, daß diese in Flandern in der Nähe von Gent zu suchen sei. Dort soll sich manches von den Besonderheiten der Altenländer in Verfassung, Kleidung, Hauseinrichtung und Familiengewohnheiten wiederfinden.

Es ist merkwürdig wie eigenthümlich in allen diesen Beziehungen die Altenländer bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Sie sind von ihren Nachbarn durch nichts als durch einen künstlichen Damm, über den ein guter Springer allenfalls mit einem Satze hinweg hüpft, getrennt. Und dennoch sind sie so verschieden von ihnen, sowohl von denen auf der hohen Geest als von denen in den andern benachbarten Marschländern, als wären sie von alten Zeiten her durch unübersteigliche Gebirgsmauern von ihnen gesondert gewesen.

Sie haben ein ganz nationales und alterthümliches Costüm, von dem sie nicht abgelassen haben. Sie bauen ihre Wohnungen anders als jene. Sie haben auf dem Gipfel ihrer Häuser nicht das alte sächsische Nationalzeichen des doppelten Pferdekopfs; statt dessen vielmehr zwei aus Holz geschnitzte sogenannte „Schwanenköpfe“, oder vielleicht — wie ich

vermuthe — Pelikane, die man sonst in Deutschland nirgend wieder findet; und von denen der treffliche Marschenschilderer Herr Almers glaubt, daß sie wie die Olander selber, aus Flandern stammen.

Um die Absonderlichkeit und Alterthümlichkeit der Verfassung der „Alten Länder“ zu erkennen, braucht man nur Notiz zu nehmen von den altgermanischen Titeln und Benennungen ihrer Behörden, Gerichts- und Landesvorsteher, von ihren „Land-Gräfding“ oder „Obersten-Guding“ (Appellations-Gericht) ihren „Yarten- und Jättens-Tagen (Gerichts-Tagen) ihren „Gödings-Gerichten“ ihren „Findings-Männern“ und ihren „BodeneBotting“, lauter Namen und Dingen, von denen man sonst in Deutschland nichts mehr vernimmt, die aber hier noch immer bis auf die letzten Jahrzehende herab in ihrer ganzen altgothischen Pracht und Zopfigkeit bestanden.

Auch die vielen technischen Ausdrücke und Unterschiede, die in Bezug auf Verbrechen hier im Alten Lande im Schwange sind, schmecken noch so recht nach der Faustrechtszeit oder führen die Phantasie in noch ältere Zeit hinauf. Die Personal-Injurien z. B. classificiren sie in bloße „trockene Schläge“ und in „Blutwunden“. Und bei diesen letztern unterscheiden sie wieder solche, die sie „openbare“ (offenbare) nennen, von „denen, welche sich mit den Kleidern bedecken lassen“. Unter jenen verstehen sie klaffende Wunden, die kunstmäßig verbunden werden müssen, und über die man die Kleider nicht gleich wieder überziehen kann. —

Die meisten unserer nordwestlichen Fluß- und Seemarschen, und nicht bloß sie, sondern auch viele unserer Marken im Innern und Osten von Deutschland haben zu verschiedenen Zeiten Colonien aus den Niederlanden empfangen, die Mark Brandenburg z. B. sehr bedeutende sogar noch unter dem großen Kurfürsten vor kaum 200 Jahren. Es ist merkwürdig, daß während das niederländische Wesen unter diesen viel neuern holländischen und flämischen Colonien längst verloren und verwischt ist, es sich in einem der allerältesten, unserm „Alten Lande“ ausnahmsweise so vollständig erhalten hat. Und zwar ist dieß um so auffallender, da diese Leute nichts weniger als in einem Verstecke oder abgelegenen Winkel, vielmehr so zu sagen, recht an der offenbaren Heerstraße hausen. Sie sitzen der großen von allerlei Sitten und Völkern wimmelnden Handelsstadt Hamburg gegenüber, in deren Verkehr sie fast wie Vorstadt-Gärtner verflochten sind. Ihre Dörfer und Fluren strecken sich längs des breiten Elbstroms, der sie mit allen Ländern der Erde in Verbindung setzt. Auch haben die Olenländer durchaus nicht hinterm Berge gehalten. Vielmehr sind sie als eifrige Schiffer immer fleißig in die Welt hinausgesegelt und sie sind mit den Weser-, mit den Ems-, mit den Rheinmündungen so vertraut, wie mit denen der Elbe. Und dennoch weiß man überall, wo sie sich zeigen, sogleich die „Olander“ an Kleidung, Sprache, Benehmen und Sitte zu erkennen und von allen andern auszuscheiden, als wären sie

eine besondere Gattung von hinter Mauern abgeschiedenen Klosterbrüdern.

Sogar in der geographischen Abtheilung ihres Landes sind sie auf ganz absonderliche Ideen gerathen. Weil ihr Land sich lang und schmal an der Elbe hinzieht und durch mehre kleine Nebenflüsse, die Este, die Luhe, die Schwinge, die alle gleichweit nämlich etwa eine Meile von einander entfernt sind, in gleich große Stücke zerlegt wird, so zählen sie diese Stücke, wie die Sproßen einer Leiter, und nennen sie, „die erste Meile", „die zweite Meile", „die dritte Meile", Diese „Meilen" sind ihre Hauptprovinzen, was man anderswo etwa Nieder-, Mittel- und Obergau nennen würde. Jede „Meile" zerfällt wieder in ihre Hauptmannschaften und Vogteien", deren eine den wnnderlichen Namen: „die vierzig Stücke", trägt, während einer andern der eben so absonderliche und großartige Eigennamen „das Königreich" zu Theil geworden ist. Es ist wohl das kleinste Königreich auf Erden. —

Wie in allen diesen Dingen, so ist das Alte Land auch namentlich in seiner Bodencultur und in Folge dessen in seinem landschaftlichen Charakter und Aussehen von allen übrigen Marschlanden grundverschieden. Manche Marschländer z. B. das „Land Osterstade" oder das Butjadinger Land an der Weser sehen aus wie eine einzige große mit Vieh bestreute Wiese. Andere z. B. das Land Wursten und das Land Hadeln gleichen einem einzigen großen und etwas einförmigen Korn- und Rappsaatacker. —

Das alte Alte Land gewährt dagegen den bun-

testen Anblick von der Welt. Seine Culturen sind aus verschiedenen Ursachen sehr mannigfaltig, zum Theil wohl weil sie schon sehr alt sind, zum Theil vielleicht wegen der Nähe der großen Stadt Hamburg, die so vielerlei bedarf, — vornehmlich aber wegen der geographischen Lage und des dadurch vortheilhaft beeinflußten Klimas. Die andern mehr nördlichen und westlichen Marschen sind dem in diesen Gegenden so verderblichem Anhauche des Nordwestwindes sehr ausgesetzt. In manchen von ihnen kann daher kaum etwas anderes als niedriges Gras- und Kornwuchs aufkommen. Das Alte Land ist durch den hohen waldreichen Geestrücken, den es im Westen hinter sich hat, gegen einen baumzerstörenden Wind geschützt, hat dagegen sein Antlitz gegen den Osten gekehrt, dessen milde und sanften Winde es in seinem Schooße empfängt. Es hat auch gegen Norden das hohe Holsteinische Geestland zum Schutz und kann demnach gewissermaßen als ein breites Thal, ein Elblandstück zwischen zwei Geestrücken betrachtet werden. Es hat von allen norddeutschen Marschen das mildeste Klima, und ist daher dem Baumwuchs und namentlich dem Obstbau günstiger als sie alle.

In den mehr nördlichen und westlichen Marschländern an der Weser und untern Elbe läßt der Nordwestwind fast gar keinen Baumwuchs und Obstbau aufkommen. Die Länder Wursten und Hadeln sind fast ganz baum- und obstlos. Im Lande Kehdingen, dem nächsten Nachbarn, der dem Alten Lande die Hand reicht, fängt schon der Obstbau an. Je weiter man

nach Südosten kommt, desto bedeutender wird er, und das Alte Land endlich selbst bildet einen einzigen großen zusammenhangenden Obstgarten.

Sein fetter, humusreicher, fruchtbarer Boden wäre zwar zur Producirung unvergleichlicher Wiesen, und schwerer Rapps- und Getraide-Aecker eben so geeignet, wie der Boden anderer reicher Marschen. Und in der That findet man auch im Alten Lande neben dem Obstbau etwas Ackerbau, etwas Vieh- und etwas Pferdezucht. Hätten die andern Marschen auch ein wenig Obst und Gartenbau, so würde sich Alles ausgeglichen haben und das Alte Land wie sie aussehen. Weil aber, wie gesagt, in der ganzen Nachbarschaft weit und breit kein Obstbau möglich war, so ist das Alte Land fast ganz in diese Branche hineingetrieben, und hat sich darin an die Spitze gestellt, um die Mängel seiner Nachbarn auszugleichen.

Es ist auf diese Weise das weit berühmte Kirschen-, Apfel- und Pflaumenmagazin für einen großen Theil von Nordwestdeutschland geworden. — Es stellt sich als unsere norddeutsche Bergstraße dar. Denn wie dort in jenem blühenden Berggelände der Pfalz, so liegt auch hier an diesem altländischen Elbufer Dorf an Dorf da, im Frühlinge unter Blüthen begraben, im Herbst von Fruchtfülle überschüttet. Weiter nordwärts giebt es in Europa keinen zweiten von Pomona so reich ausgestatteten Landstrich mehr.

Ein Frühlingsspaziergang durch dieses reiche, glückliche Land, wenn Alles umher von Hoffnung grünt und blüht, und die Landschaft so weit man

schauen kann, von einem weißen Blüthenteppich bedeckt ist, — oder eine Sommer- und Herbstfahrt, wenn in allen Gebüschen und Dickichten die Bäume mit lachenden Aepfeln und mit glänzenden Kirschen wie mit Millionen Thautropfen behangen sind, gehört zu den anmuthigsten Reisen, die man in Norddeutschland unternehmen kann. Ich bin zu beiden Jahreszeiten in jenem kleinen Paradiese gewesen, und wanderte ein Mal in einem längst entschwundenen Jahre am Estefluß unter Blüthen hinab, und ein anderes Mal in einem kürzlich verflossenem Herbste am Lühebach unter schwer behangenen Fruchtzweigen hinauf.

Längs dieser beiden Hauptflüsse des Landes zu beiden Ufern liegt Haus an Haus, Garten an Garten, deren Doppelreihen gleich anfangen, so wie man sich von der öden und schwachbewohnten Geest mit den Flüssen in die Marsch hinabläßt, und die da enden, wo die Flüsse in die Elbe ausmünden. Auch längs des Elbeufers und am Fuße seines Deiches erstreckt sich meilenweit eine solche fast ununterbrochene Gärten- und Häuserkette hin, so daß man sagen kann, das ganze Land habe im Grunde nur drei endlose Dörfer, zwei längs der beiden genannten kleinen Flüsse und eines längs der Elbe. Die niedrigen Flächen, die dazwischen liegen, sind lauter Aecker, Wiesen, Obstwald ohne Wohnungen und Dörfer. Allerdings giebt es davon einige Ausnahmen.

Natürlich sind die kleinen Flüsse, in die auch Fluth und Ebbe eindringen, eben so gut wie die

große Elbe auf beiden Seiten mit Deichen gepanzert. Auf dem Rücken dieser Deiche ziehen sich die Fußpfade, die Reisewege hin. Sie sind meistens mit Sand und Grand bestreut und wie Gartenwege in gutem Stande gehalten, und fördern geläufig des Wanderers Schritte. Die Scenen zu beiden Seiten des Weges sind von der überraschendsten Mannigfaltigkeit. Am Fuße des Deiches hat man auf der einen Seite den Fluß. Auf der andern landeinwärts liegen die friedlichen Häuser und Gehöfte. Ihr Besitzthum erstreckt sich aber auch über den Deich und Reiseweg und geht bis an den Rand des Flusses. Die Hecken und Gränzscheiden laufen daher queer über den Deich hinauf und hinab. Wo der Marsch des Wanderers durchgeht, sind kleine Pforten angebracht, und man hat dann alle vierzig Schritte eine solche zu öffnen, was Manchem langweilig sein mag. Ich fand es aber nicht so. Denn bei jeder Pforte, die man öffnet, wird die Erwartung von Neuem gespannt. Man tritt jedes Mal in ein neues Besitzthum, in eine andere kleine Welt, in der ein anderes Individuum haust und sich auf seine Weise eingerichtet hat. —

Der Fluß, obgleich er in der Ebene fließt, ist doch nichts weniger als geradelienig, vielmehr mäandrisirt er umher, wie in dem schönsten Gebirge und beschreibt malerische Krümmungen und Schlangenlinien bis zur Elbe hinab. Weil der Kirschbaum hier der Stab und Stecken, die milchgebende Kuh des Landes ist, so hat man ihn überall hingepflanzt, wo nur ein freies

Plätzchen war. Diese wohlgefälligen und nützlichen Bäume wuchern daher hier wie Unkraut, haben sich nicht nur innerhalb der Umzäumung ihrer eigentlichen Pflanzstätten oder Gärten gehalten, sie marschiren vielmehr auch an der Böschung des Deiches hinauf, haben auch auf dem Deiche selber Posto gefaßt, und drängen sich auch auf der andern Seite noch wieder bis zum Flusse hinab, wo sie bei Fluthzeit oft tief im Wasser stehen und wo sie das ganze Thal und jede Scene, jede Flußkrümmung, jede Deichversperrung, jedes Häuschen, jede Werkstätte, jede Rindvieh-Gruppe, auch jedes Schiff in erfreuliche Kirschenzweige einfassen und malerisch einrahmen, wie die dichten Frucht- und Blumenkränze auf den Gemälden niederländischer Maler wohl eine Madonna umzirkeln. Auch die Kirchthürme stecken bis an den Rand im Kirschenwalde. Wenn man ein Mal an einer erhöhten Stelle einen weiten Blick ins Land gewinnt, sieht man sie wie Leuchtthürme aus dem Obst- und Buschmeere hervorragen. Und wie die Kirchthürme so ragen auch hier und da einige großgewachsene Eschen über diese Kirschenfluth hinaus. —

Zuweilen, wenn ich unterwegs eine Bekanntschaft gemacht hatte oder mich Einer freundlich einlud, ging ich vom Deiche herab, ruhte mich in einem Hause aus, und durchforschte mit einem gefälligen Besitzer die Gärten oder, wie sie hier sagen, die „Baumhöfe".

Diese „Baumhöfe" dehnen sich weit und breit hinter den Wohnungen aus, wie anderswo die Kornfelder. Kleine schmale Flußarme und Gräben zur

Bewässerung laufen überall zwischen ihnen herum. Da entdeckt man gar mannigfaltige Scenen. Manche „Baumhöfe“ sind schon sehr alt, Jahrhunderte alte Pflanzungen. Da sieht man Bäume, die von Krankheit und Wetterunbill schon halb zerstört überall mit Moos bedeckt sind. Ihre morschen Zweige und Gliedmaßen wollen schon auseinderfallen. So lange sie aber noch ein wenig Lebenskraft in sich haben und wenigstens stellenweise Früchte produciren, stützt und flickt sie der Altenländer, hält sie mit Strohstricken und Queerbalken zusammen, legt ihnen auch Pflaster auf und umdüngt sie alle Jahre. Gepflastert, d. h. mit einem tüchtigen Theerpflaster versehen, sind hier fast alle Bäume, damit die Ameisen und andere wandernde Insekten von unten nicht heraufsteigen können. Zum Düngen der Bäume hält sich jeder Baumhofsbesitzer ein Paar Kühe und Schweine. Der Pferde- und Schaafdünger ist ihnen zu hitzig. —

Das Hauptobst des Landes sind Kirschen, obwohl auch der Aepfel und Pflaumen nicht wenige sind. Die Gattungen ihrer Kirschen sind sehr zahlreich und die Namen, die sie dafür haben eben so wie die oben angeführten Namen ihrer „Gräfdinge“ und „Richter“ so partikularistisch, daß man bei Grimm's und Graf's allgemeinen deutschen Sprachschätzen vergebens Auskunft darüber sucht. Eine Sorte kleiner schwarzer Kirschen z. B. nennen sie „Mettentwisseln“. Eine andere Sorte „dicke Twisseln“. Viel auch erzählten sie mir von ihren großen rothen „Blaujehnern“. Doch ich will der Herkunft dieser und anderer Ausdrücke

nicht weiter nachforschen. Kirschen im Allgemeinen nennen sie „Kassebeeren“ (Kirschenbeeren). Und unter diesem Rufe: „Kassebeeren! Kassebeeren!“ bieten sie ihre Waare, gravitätisch und langsam unter der süßen Last in ihren weiten manchesternen Hosen umherschreitend, in unsern norddeutschen Städten aus.

Sie sagten mir, daß sie in der Regel auf einer Quadratruthe (die Ruthe zu 16 Fuß) wohl 4 Bäume stehen hätten. Und ein solcher Baum giebt in guten Jahren wohl 300, ja bis 500 Pfund Kirschen, im Durchschnitt zwar nur 100. Dieß gäbe also etwa 4 Centner Kirschen auf die Quadratruthe. Weder an Gewicht noch an Werth würde so viel aus einer mit Getreide besäeten Quadratruthe herauszubringen sein. Einige Bauern haben mehr als tausend Bäume, verkaufen auch wohl für 1000 ℳ Obst im Jahre. Nichts desto weniger ist doch auch in diesem Obstlande nicht der „Baumhofbesitzer“ sondern der Getraideland-Eigenthümer und Viehzüchter der reiche Mann. Entweder haben von vornherein die „kleinen“ Leute sich dem Obstbau gewidmet, und der große Grundbesitz ist in den Händen der wenigen Kornbauern geblieben, oder der Obstbau hat es wie der Weinbau in seiner Natur, daß er mehr kleine Leute und Besitzthümer erzeugt, als das Kornfeld. —

Wie nach Dem, was ich oben sagte, in ihren Gebräuchen, Sitten und Costümen so steckt auch in der innern Einrichtung der Häuser der Altenländer noch viel Alterthümliches und Holländisches. Ihre Möbeln, Tische, Stühle, Betten und Kleiderschränke

prangen noch oft von alter Solidität und Zierrathen-Fülle. Sie haben wie ihre Vorväter, die Holländer, eine charakteristische Vorliebe für das Bunte, für Farbenfrische, für Mosaik- und Holzschnitzwerk aller Art. Wie der Boden ihrer Hausfluren und selbst die Wege in ihren Gärten mit allerlei höchst phantastischen Muschel- und Steinmosaiken ausgelegt sind, so sind auch sogar die Mauern ihrer Häuser nicht Stein auf Stein gelegt prosaisch aufgebaut, sondern aus lauter bunten höchst mühsamen Ziegelstein-Mosaiken zusammengesetzt. Sie bestehen nämlich aus einer Menge von eingerahmten Quadraten, und innerhalb jedes Quadrats liegen die Steine nach einem andern Muster, und bilden die verschiedenartigsten Figuren, wie Bilder in einem Kaleidoskop. In dem einen formiren sie Kreuze. In dem andern Zickzacklinien. In dem dritten kleine sich einschließende Vierecke oder Kreise. In dem vierten sind sie schräg von der Rechten zur Linken, in dem fünften von der Linken zur Rechten aufgeschichtet. Zuweilen sind die Steine auch so zusammengelegt, daß sie die Figur eines Tisches, oder eines Hauses, oder einer Mühle nachahmen. So eine Altenländer Hausfaçade sieht daher aus, als wäre es aus lauter Schnörkeln zusammengesetzt, wie ein altes Kalligraphisches Kanzleiaktenstück.

In derselben buntscheckigen Weise sind ihre Zimmer austapeziert, nämlich mit sogenannten „Fliesen“ d. h. mit kleinen flachen viereckigen Fayenceplatten, die eine neben der andern in die Wand gepflastert sind. Jedes Plättchen ist mit einem in Blau auf

Weiß ausgeführten Bildchen versehen. Das eine stellt eine Windmühle dar, oder sonst eine landschaftliche Scene. Das andere einen kleinen Hafen mit einem Schiffe. Das nächste Moses vor dem brennenden Busche. Das Folgende die heiligen drei Könige. Das darüber einen Bauer mit einer Kuh am Strick. Und das darunter die drei Engel vor Abraham. Es ist eine ganz unterhaltende Gallerie von zahllosen Miniaturbildern, und es sieht so aus, als hätte man lauter bemahlte Theetassen in die Wand gemauert. Diese in Holland noch sehr gebräuchliche Wandausschmückung kommt zwar im Alten Lande jetzt etwas in Abnahme, „Doch“, so sagten sie mir, „setzen sie auch noch jetzt bei einem Neubau gern wenigstens ein Zimmer mit Fliesen aus“. Da die glasirten Fliesen wenig Schmutz annehmen und leicht gereinigt werden können, so sehen diese Zimmer immer wie lackirt aus.

Die „Altenländer“ sind nicht nur die Producenten ihrer Waare, sondern sie verhandeln, verschiffen, verfahren und verschleißen sie auch in der Welt und behalten sie so zu sagen so lange in der Hand, bis sie sie den Consumenten in den Mund schieben, indem sie alle Provisionen als Fuhrleute, Krämer und Herumträger dabei selbst in die Tasche stecken. Bei weitem das Meiste ihres Obstes verführen sie auf dem Wasser. Nur wenn große Gefahr im Vorzuge ist, und zu Orten, wohin die Landwege sehr viel kürzer als die Wasserwege sind, bedienen sie sich der ersten. In neuerer Zeit haben sie sich auf Federn gesetzte Frachtwagen gebaut, auf denen sie ihre mit

Kirschen gefüllten Körbe, durch Schnellfahrten zu ziemlich entlegenen Städten verführen. Auch kommt jetzt ihr Obst durch die Eisenbahnen bis nach Berlin und weiter ins Innere von Deutschland.

Viel weiter aber gelangen sie namentlich mit ihren Aepfeln, die sich länger halten, auf dem nassen Wege. Sie führen dieselben zu fast allen Hauptstädten des Nordens, nach London, Kopenhagen, Stockholm und sogar nach Petersburg. — Ihr Hauptgebiet bleibt freilich das Königreich Hannover, die Weser- und Emsgegend bis nach Holland hin. Dort sieht man im Herbst in den Städten Bremen, Bremerhaven, Emden, Amsterdam, wo sie seit alten Zeiten ihre bestimmten hergebrachten Anlegeplätze haben, ihre mit Obst gefüllten Schiffe in Reihe und Glied nebeneinander liegen, und sich in Fülle ihrer rothwangigen wohlgefälligen Waare gegenseitig überbieten. —

Keineswegs sind alle unsere am Meere und Flüssen liegende Marschbewohner auch als tüchtige Seeleute ausgezeichnet, z. B. nicht die Viehzüchter von Butjadingen und Osterstade oder die reichen Rappsbauern des Landes Wursten. Es giebt viele arme Geest- und Moorgegenden, aus denen unsere norddeutsche Flotte weit tüchtigere Seeleute bezieht. Das Alte Land dagegen ist darin vor mehren andern Marschen ausgezeichnet und durch seine kühnen Schiffer auf der Nord- wie auf der Ostsee berühmt. Man findet sie überall auf den Flotten der Hamburger und Bremer, und auch viele Hannoversche Schiffsführer und Capitaine sind aus dieser Alten Marsch gebürtig. Die

Schiffahrt ist neben der Obstbaumzucht ein Hauptgewerbe des Landes geworden, und die Hannoversche Regierung hat daher auch neuerdings eine ihrer Navigationsschulen mitten unter den Kirschbäumen des Alten Landes in dem Dorfe Grünendeich begründet.

So wenig Zusammenhang auf den ersten Blick auch die friedliche Beschäftigung eines Gärtners und Baumzüchters mit dem stürmischen Gewerbe des kühnen Seefahrers zu haben scheint, so ist doch hier, glaube ich, dieses unmittelbar aus jenem hervorgewachsen und durch dasselbe erzeugt worden. Fast alle Gartenprodukte der Altenländer sind nämlich zart und leicht verderblich. Sie müssen dieselben also geschickt und schnell verführen. Wollen sie hohen Gewinn machen, so müssen sie zugleich auch weit damit segeln, denn alle großen Preise winken in der Ferne. Sie lernten es daher in Folge ihres Gartenbaues, kleine schnellsegelnde Fahrzeuge zu bauen, und mit diesen unter Benutzung aller Vortheile rasch über die Sandbänke und Watten dahin zu streifen. Sie lernten auf diese Weise alle Küsten westwärts bis nach Holland und England, und ostwärts sogar um Dänemark herum bis nach Meklenburg und Pommern und weiter kennen. Sie nennen dieß „de lütje Fahrt“ (die kleine Fahrt). Aus dieser kleinen Fahrt erwachsen dann mit der Zeit die Neigungen und die Talente für die „große Fahrt“, ich meine die Steuerleute und Capitäne für den Weltverkehr und die Erdumseglungen. — Die andern Marschen, welche Getraide und andere dauerhaftere Produkte liefern und denen das Feuer

so zu sagen nicht so auf dem Nagel brennt, mögen zum Theil deßwegen langsamer geworden und in Schiffertüchtigkeit zurückgeblieben sein. —

Ueberall mitten zwischen ihren blühenden Obstgärten an der Lühe und Este findet man Schiffsbauplätze, wo sie ihre kleinen „Smacks“ und „Ewer“ und „Jollen“ zusammenzimmern, theeren und ausmalen. Auch sieht man fast vor jedem Besitzthum einen kleinen Hafen, in welchem die rundlich, prallig und festgebauten und recht keck und unternehmend aussehenden „Fiduzias“ oder „Mariannas“ oder wie nun die Schiffchen eben getauft sind, vor Anker schaukeln, indem sie mit ihren Masten und Raaen die fruchtbedeckten Zweige der alten knorrigen Bäume berühren und ihre Wimpel zwischen den Kirschen herum flattern lassen. Wie viele hübsche Bilder sieht man da, die noch niemand gemalt hat!

Im Herbste stecken die Bäume alle voll mit „Theerjacken“, welche die Früchte pflücken, zu den Schiffen heranschleppen und dann wieder munter in die Masten klettern, um die Segel aufzuhissen und im Fluge diesen leicht verderblichen Segen durch die Welt zu verführen.

Weil „Kaffebeeren“ bei weitem die Hauptfrucht des Landes sind, so nennt man daher das Alte Land auch wohl das „Kirschenland“. Ich sagte aber schon, daß sie auch viele schöne Aepfel, andere Früchte, auch verschiedene Gemüse-Arten erzeugen und eben so weit verführen. Unter den Gemüsen ist eines der dem Alten Lande eigenthümlichsten Erzeugnisse der Meer-

rettig, oder wie sie ihn selbst nennen „Marretik“ und abgekürzt „Marrek“. Die Altenländer haben auch das fast ausschließliche Privilegium Hamburg, Bremen und andere norddeutsche Städte mit Meerettig zu versehen. Und zu der Zeit wo es keine Kirschen zu verschleppen giebt, sieht und hört man sie wohl in den Straßen dieser Städte, ihren „Marrek! Marrek!“ ausrufen.

Bedeutend hat auch in neuerer Zeit die Zwetschen- und Pflaumen-Cultur zugenommen, und zwar durch die Nachfrage der Engländer, die jetzt angefangen haben, für ihr großes nimmersattes London unsere Marsch-Aecker, Viehtriften, Gemüsegärten und Kirschenländer an der Weser und Elbe auszubeuten, die von da jetzt geräuchertes Fleisch, ganze Heerden gemästeter Ochsen, Butter, Meerrettig und andere Nahrungsmittel beziehen, und uns dadurch weit in Deutschland hinein die Preise vertheuern. Sie kaufen auch die Zwetschen und Pflaumen des Alten Landes auf. „Und zwar will der Englisch-Mann unsere Pflaumen, — kurios zu sagen! — immer grün, bevor sie nur noch einen blauen Fleck an sich haben“, sagte mir eine Altenländerin, die ich antraf, wie sie diese unreifen Früchte von ihren Bäumen holte. „De Englisch-Man hät dit Jor enen Breef herdal schreven, dat se se alle upkopen schölt“ (Der Engländer hat dieß Jahr einen Brief herunter geschrieben, daß sie sie alle aufkaufen sollen), was sie auch kosten mögen. Nun reißen wir alle unsere grünen Pflaumen ab, wenn sie kaum aus den Blüthen gekrochen sind, schütten sie in

die Schiffe und schaffen sie nach Hamburg. Dort werden sie in Tonnen verpackt und gehen nach England. Was die Engländer damit machen, das wissen wir nicht". — „Ich wußte es erst auch nicht", sagte mir später ein vielgereister Altländer-Seekapitain, den ich darum befragte, „bis ich anfing, auf Ostindien und China zu fahren, wo ich meine unreifen Altenländer-Pflaumen wiederfand. Dort kennt und genießt man sie überall. Wenn ich in Batavia oder Calcutta oder meinetwegen in Hongkong oder Schanghai mein Frühstück bestelle, und einen „Zugebiß" dazu verlange, so bekomme ich regelmäßig dazu ein elegantes Töpfchen Altländer Pflaumen und habe 2 Rupien dafür zu zahlen. Der Engländer kauft sie von unsern Leuten massenweise zu Spottpreisen, kocht sie dann zwei mal mit Zucker auf, thut sie in elegante Büchsen, schreibt was drauf und nennt das „Sweet Pickles" und wie gesagt wenn ich in Hongkong frage, was ich dafür zu zahlen habe, so heißt es: „Zwei Rupien". Ja wenn den Altenländern alles theure Geld zu Gute käme, was in Petersburg, London und Ostindien für ihre an Ort und Stelle so wohlfeilen Landesprodukte bezahlt wird, so würden sie bald lauter Capitalisten werden".

Unter solchen Gesprächen und Scenen wanderte ich auf dem Rücken des Deiches an der Lühe hinauf, hunderte von Pforten vor mir öffnend und hinter mir schließend, und eben so viele Gärten und Gehöfte durchpilgernd, vom Dorfe Grünendeich nach Steinkirchen, und von Steinkirchen nach Mittelkirchen und endlich nach Neuenkirchen und Horneburg. Es ist

aber trotz dieſer vielen Namen, Alles, wie ich ſchon ſagte, nur ein einziges prächtiges, mehrere Stunden langes und höchſt amüſantes Dorf, das ich das Lühedorf nennen möchte.

Bei Horneburg hat dieß lange Dorf und zugleich auch das Alte Land ſein Ende. Dort ſchließt „de Achter Dyk“ (der hintere Deich) die Provinz zu und ab. Dieſer Hinterdeich iſt ein ſolches Schutzwerk gegen die von der hohen Geeſt herabkommenden Gewäſſer, wie jedes Marſchland deren eins beſitzt und bedarf. Die Hinterdeiche ziehen ſich im Rücken aller Marſchländer eben ſo meilenweit hin wie die großen mächtigen Seedeiche in Front des Landes gegen das Meer. Sie dienen dazu, um die Schneeſchmelze und die Frühlingsgewäſſer, welche von der hohen Geeſt kommen, und ſich in die Marſchen ergießen abzuhalten, oder in ihrem Ablaufe zu reguliren. Sie haben daher auch wie die großen Frontdeiche gegen die See Durchläſſe und Schleuſen und Canäle. Es ſind dieſe Hinterdeiche faſt eben ſo wichtige und in hiſtoriſcher Hinſicht wohl noch intereſſantere Werke als die Seedeiche. Denn ſie waren von Anfang herein nicht nur gegen die Elemente gerichtet, ſondern ſtellten auch immer Völkerſcheiden vor. Sie gränzten die ganz anders gearteten Marſchbewohner von den alten Geeſtvölkern ab, und beide fochten oft untereinander am „Hinterdeiche“ ihre Grenzſtreitigkeiten aus. Vielleicht tragen daher die Hinterdeiche auch zuweilen den Namen „Landwehren“. So heißt z. B. der lange Hinterdeich des Landes Kedingen: „die Kedingenſche Landwehr“.

Zwischen Kedingen und Hadeln läuft ein Grenzdeich, der „die Landmark“ genannt wird. Die Bewohner des Landes Wursten nennen ihren Hinterdeich: „den grauen Wall“. An diesen „grauen Wällen“ und „Landwehren“ ist in alten Zeiten sowohl viel Blut als Wasser geflossen.

So wie man aus dem Hinterdeich des Alten Landes hinaustritt, und sich auf den wenige Ellen hohen Rand der Geest hinaufhebt, wo man statt der klebrigen Marschkleie den Sand unter den Füßen fühlt, tritt man in eine andere Welt. Die von Frucht und Blüthenfülle strotzenden Obstgärten haben da ein Ende, eben so die bunten Fliesenhäuser mit den Pelikanzeichen, und dazu die gefälligen Costüme der hübschen Altländerinnen. Keine Seefluth und keine Seeschiffe steigen da mehr hinauf und keine Kanalschiffer schlüpfen mehr auf stillen Marsch-Canälen dahin. Statt dessen vernimmt man den polternden Postwagen, der den Reisenden in die öden Haidelandschaften und zu den Torf- und Moorlanden entführt.

V. Die Insel Krautsand.

Fluß-Inseln der Weser und Elbe. — Die Luner Plate in der Weser. — Vergleich mit Krautsand. — Die Benutzungsweise dieser Inseln. — Ihre Viehtriften und Hürden. — Ihre Schilfpflanzungen. — Ihre Weidenbäume. — Tonnenbänder für Deutschland. — Allmähliges Wachsthum dieser Inseln und namentlich Krautsands. — Erste Bevölkerung vor 400 Jahren. — Bildung einer Gemeinde. — Früheste Zustände. — Die Grafen Königsmark auf Krautsand. — Jetzige Blüthe. — Kampf mit der Elbe. — Unsicherheit der Aerndten. — Zukunft.

Die Weser sowohl als die Elbe haben unterhalb Bremen und Hamburg bis zum Meere hinab noch eine Menge Inseln gebildet, welche im Schooße der beiden großen Flußbetten liegen, und dieses hie und da in zwei Arme spalten.

In der Weser werden diese eigenthümlichen Inseln „Platen“ genannt (z. B. „die Luhner Plate“). In der Elbe heißen sie „Sande“ (z. B. „Medemsand“, „Kreuzsand“, „Krautsand“). Sie sind alle ohne Eindeichung und daher, wie die „Halligen“ an der schleswig-holsteinischen Küste, vielfach ein Spiel der Wellen, die sie im Laufe der Jahrhunderte mannigfaltig umgestaltet, zerstört und wieder aufgebaut haben. Man könnte sie als unsere Fluß-Halligen

bezeichnen. Nichtsdestoweniger sind einige der größeren unter ihnen bewohnt, mit Häusern besetzt, und von Rinderheerden beweidet. Die kleineren nutzt man vorzüglich zu Schilf-, Reit- und Weiden-Pflanzungen, deren sich indeß auch auf den größeren finden.

Die größte dieser Inseln in der Weser ist jetzt*) die sogenannte „Luhnerplate", oberhalb Bremerhafen. Und die bedeutendste und berühmteste in der Elbe ist „Krautsand" geheißen. Dieselbe liegt ein Paar Stunden unterhalb Stade dem holsteinischen Hafen Glückstadt gerade gegenüber. Sie ist nicht ganz 3 Stunden lang und in der Mitte etwa eine Stunde breit. Ein schmaler Elbarm, auf der Insel selbst „die Süder-Elbe" genannt, trennt sie vom Festlande. Auf der andern nordöstlichen Seite hat sie den Hauptast der großen breiten Elbe im Angesicht.

Jetzt hat diese Insel über 1000 Einwohner. Ueberall ist sie mit verstreuten Gehöften bedeckt und theils als Weide theils als Ackerland benutzt. Doch scheint es, daß diese jetzigen blühenden Zustände sehr neu sind. Zwar kommt die Insel schon im Jahre 1573 unter dem Namen „Krautsand" vor. Doch war sie damals schwerlich schon regelmäßig bewohnt und bebaut. Die Historiker glauben, daß sie ihren Namen daher bekommen habe, „weil sie vermuthlich ‚das erste Sand dieser Gegenden war, darauf etwas Grünes oder Kraut gewachsen, da sonst die anderen

*) Ich sage „jetzt". Denn sie ist erst in der neuen Zeit entstanden.

Sände der Elbe, kahle und laufende Sände genannt werden".

Damals (im 16. Jahrhundert) wurde Krautsand im Sommer vom Vieh beweidet und es wohnten dann temporär die Rinderhirten und Melker darauf, die im Winter mit ihren Heerden aufs Festland zurückkehrten, wie dieß noch jetzt auf einigen kleinen Weserplaten und Elbsanden statt hat.

Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts gingen einige Heuerleute und Pächter für beständig auf die Insel hinüber, machten sich auf ihr seßhaft und bauten sie an. Zum Schutz gegen die Ueberschwemmungen setzten sie ihre Häuser auf hohe „Warthen" oder Warfen, pflanzten Bäume umher und beackerten und besäeten den „riesenhaft" fruchtbaren Boden dieses jungfräulichen Bodens.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges muß die Insel schon nicht unbedeutende Revenuen abgeworfen haben. Denn als nach dem Abschluß des westphälischen Friedens die Gegenden zwischen der unteren Weser und Elbe der Krone Schweden zufielen, da schenkte die Königin Christine dem Schwedischen Eroberer und ersten General-Gouverneur der Herzogthümer Bremen und Verden, dem berühmten Grafen Hans Christoph von Königsmark, dem Großvater der durch ihre Schönheit noch berühmteren Gräfin Aurora, die Insel Krautsand mit den Aemtern Rotenburg und Neuhaus als Lehngüter. —

Die Insel blieb über ein halbes Jahrhundert lang ein Besitzthum dieser Schwedischen Familie.

Wie kurz vor und dann während der Schwedischen Zeit die Culturzustände der Insel allmählig wuchsen, das schildert ein Landeskind in sehr unterhaltender zugleich und belehrender Weise. Als (im Anfange des 17. Jahrhunderts) sich einige Einwohner eingefunden, da haben sie erst einen gewöhnlichen Dorfschulmeister angenommen. Darnach haben sie einen Lateinischen Schüler, Fridericus geheißen, engagirt, der ein Paar Jahre daselbst Schule gehalten und gepredigt. Dann haben sie zu obgedachter Condition einen Academicus Henricus von Stade angenommen. Nach diesen Herrn aus der Nachbarschaft, nahmen sie alsdann ihre Lehrer aus weiterer Ferne und erhielten einen Warnericum Ascanium Clausing Brunswicensem und endlich Ulricum Becker aus Hamburg. „Alle die vorgenannten bis auf den letzten mußten aus Mangel einer Kirche ihre Schule und ihren Gottesdienst in eines gemeinen Hausmanns Hause halten. Der Herr Studiosus oder Academicus stand dabei an dem einen Ende der großen Haustenne hinter einer Kiste, die mit einem weißen Tuche bedeckt war, und als Altar diente. Vor der Kiste auf der Tenne waren Bänke aufgestellt, auf denen die Frauenzimmer saßen. Rund herum standen die Mannspersonen. Allein bald krähte der Hahn, bald blöckte das Kalb, bald schrie ein Kind im Hause. Im Sommer aber pflegten sie das Predigen ganz einzustellen, und fuhren dann zu Schiff hinüber zu einer der Kirchen am Festlande. Weil der Studiosus oder Academicus die heiligen Sakramente

nicht ertheilen konnte, stand es im Winter zuweilen schlimm um die Insulaner, vorzüglich wenn das Treibeis in der Elbe war. Da starben die Kranken ohne Nachtmahl, die Kinder lagen Monate lang ohne Taufe, und die Todten verweseten fast in den Häusern, bevor sie ihre Ruhestätte auf dem Kirchhofe des Festlandes finden konnten". *)

Endlich (um das Jahr 1670 herum) gab der König von Schweden die Erlaubniß zu einem Kirchenbau auf der Insel, und die beiden jungen Grafen von Königsmark, die damalige Obrigkeit der Insel, gruben die ersten Soden für die „Kirchen-Worth". Zwar wurde diese Kirchen-Worth noch ehe das Gotteshaus selber darauf stand, bei dem im Jahre 1675 einfallenden Kriege mit Dänemark zunächst ein Mal als Schanze benutzt. Doch gelang es endlich, nach hergestelltem Frieden mit des Königs von Dänemark Hülfe, dem die Schweden das Land abtraten, und der dem „Krautsande" auch eine Glocke schenkte, die Kirche zu bauen und dieselbe im Jahre 1680 formaliter zu richten und es wurde nun der oben genannte Ulricus Becker Hamburgensis ordinirt und als Inselpfarrer mit einem Salarium von 100 Thalern installirt. Im alten Rom „reiften die gewaltigen Dinge",

*) Siehe den Bericht des Pastors Lunecke von Krautsand in Dr. Fr. Köster's Alterthümer, Geschichten und Sagen der Herzogthümer Bremen und Verden. Stade 1856. S. 182 ffg. Diesen Aufsätzen habe ich die historischen Notizen über die Insel entnommen.

nach Schlegel's Gedicht, „langsam“. Man sieht, daß es auf Krautsand von dem ersten hinter einer Kiste predigenden „Lateinischen Schüler“, bis zu diesem ordinirten Pastor Becker in einer ordentlichen Kirche, „mit 100 Thaler Salarium“, fast eben so langsam ging, obgleich das Resultat nicht so „gewaltig“ war.

Ich besuchte einst diese merkwürdige Insel vom Lande Kehdingen aus, längs dessen Deich sie sich hin erstreckt. In einer altmodigen Fähre wurden wir über den trennenden Elbarm gesetzt und fuhren dann in das eigenthümliche Ländchen hinein, in welchem Häuser, Bäume, der ganze Anblick der Wirthschaft und Landschaft einen andern Charakter trug, als auf dem Festlande. Solchen auffallenden Contrasten begegnet man überall in diesen unteren Gegenden der Elbe und Weser, sobald man die Deicheinfassungen überschritten hat. Es ist als wenn man aus den Mauern und Befestigungen einer Stadt in ihre Vorstädte träte. Das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines Deichs gruppirt die Menschen anders, macht ihre Lebensweise, ihren Ackerbau, den Zuschnitt ihrer Felder und auch die Gegenstände ihres Anbaues, die ganze Vegetation und so auch die Physiognomie der Landschaft — anders.

Die Gehöfte liegen verstreut auf der ganzen Insel umher und schließen sich nirgends zu einem Dorfe aneinander. Die Warthen, auf denen sie ruhen, scheinen in Verhältniß zu der Größe des Flusses und zu den von ihm zu erwartenden gewaltigen Fluthen zu stehn. Denn sie sind besonders hoch und mächtig.

Der Weidenbaum ist das vornehmste Gewächs auf der Insel. Das ganze Ländchen ist so zu sagen mit Weiden durchflochten. Die niedrigen und mattgrünen Kuppeln dieses nicht sehr malerischen aber nützlichen Baumes umgeben in Fülle jedes Gehöft. Sie stehen in dichten und langen Reihen längs der Gräben, und umzingeln auch hie und da die Felder. Die Weide ist eine wahre Sumpf- und Wasserpflanze. Sie widersteht leichter den Fluthen uud Eiszerstörungen als irgend ein anderer Busch. Sie vermehrt sich äußerst leicht und wuchert daher auf allen diesen „Sanden“ und „Platen“ der Elbe und Weser. Es giebt manche Inseln, die aus ihren Weidenanpflanzungen ihre einzige und zuweilen eine sehr bedeutende Revenue haben. Auf Krautsand dienen die dicht neben einander gestellten Weidenregimenter zum Theil statt des mangelnden Deiches. Sie schützen namentlich gegen die Eisschollen. Auch dienen sie nicht selten als Fangzäune. Wenn nämlich eine besonders hohe Fluth die Heu- und Getreide-Aerndte wegschwemmt, so bleiben die Garben oder Heuhaufen nicht selten bei oder zwischen den Weidenbäumen stecken und meist wird so ein bedeutender Theil von ihnen noch wiedererlangt. Diese Rettung der Aerndte durch die Weiden scheint hier etwas recht Gewöhnliches zu sein. „Wir haben die Weiden so dicht gepflanzt“, erzählten sie mir zu wiederholten Malen, „um unsere Früchte aufzufangen“.

Zuweilen helfen aber die Weiden auch nichts und es ereignet sich immer wieder von Zeit zu Zeit, daß die Elbe je nachdem sie gerade zu dieser oder

jener Epoche unheilvoll anschwoll, die ganze Waizen-Aerndte oder die gesammte Bohnen-Aerndte auf ihrem Rücken mit fortnimmt. Etwas dieser Art hatte sich noch das Jahr vor meiner Anwesenheit auf der Insel zugetragen. Die Krautsander sind daher immer herzlich froh, wenn sie im Laufe des Sommers eine Aerndte nach der andern, ohne vom Fluß gestört zu werden, richtig hereingefischt oder doch wenigstens die Haupt-Rudera derselben „zwischen ihren Weidenbäumen" wiedergefunden haben. —

Jeder Besitzer verschanzt und vertheidigt sich gegen den Landesfeind (die Elbefluth) mit Weiden und Warthen und andern Befestigungen so gut als er es vermag. Wir besuchten einen reichen Bauern, der kürzlich auf seine Kosten und aus seinen Privatmitteln einen kleinen Sommerdeich um seine ganze Feldmark herum zu Stande gebracht hatte. Warum es nicht zu einer gemeinsamen Anstrengung sämmtlicher Insulaner, zu einem großen allgemeinen Deichbau, zu einer Befestigung der ganzen Insel durch einen mächtigen Winterdeich gekommen ist, warum sich die Gemeinde den Elementen so sehr Preis giebt, ist mir nicht recht klar geworden. Vielleicht ist dazu die Insel noch nicht bevölkert genug. Vielleicht gewinnen sie in der Lotterie, in der sie spielen, noch immer zur Genüge. —

Wenn ihnen das Einheimsen oft erschwert wird, so macht sich das Säen und Wachsen desto leichter. Denn der Boden ihrer Insel ist so fett, daß sie gar keines Düngers bedürfen. Die Düngstoffe

welche ihr Vieh producirt, verkaufen sie daher aufs Festland. Man gewahrt alsbald die Fruchtbarkeit des Bodens an der außerordentlichen Ueppigkeit der wilden Pflanzen der Insel. Mächtige Huflattige und andere Unkräuter füllen alle Gräben, Rinnen, Wege und Felder, und wenn man dieß so anblickt, findet man noch heute den Namen Krautsand recht passend. Wenn ich den Leuten über diesen Ueberfluß an Unkräutern meine Bemerkungen machte, sagten sie mir, sie könnten sich ihrer nicht erwehren, der Boden wäre zu geil, und zum Jäten hätten sie keine Zeit, sie hätten genug zu thun, die Hauptsache hereinzukriegen. —

Einen großen Theil ihrer Einkünfte beziehen sie aus ihren Reith- und Schilfpflanzungen. Dieselben sind sehr leicht angelegt und gedeihen schnell und üppig. Wenn sie eine solche Pflanzung machen wollen verstreuen sie ein Paar Ladungen Schilfstücke auf einem weiten Terrain und stampfen die Pflanzen mit den Füßen etwas ein. Die Stecklinge fassen rasch Wurzel und nach zwei Jahren steht ein dichter Schilfwald da. Wo der Boden sehr feucht und „schlickig“ ist, da können sie das Reith (oder „Reet“) nur im Winter, wenn Alles gefroren ist, ärndten. Dieß nennen sie dann „Eis-Reet“. Das Reith giebt das schönste Material zur Bedachung der Häuser und sie verkaufen und schaffen große Quantitäten davon ans Festland, in die Marschen und Geesten von Holstein und Hannover, wo viele Häuser mit diesem Krautsander Inselprodukte gedeckt werden. —

Eben so ergiebig sind ihre „Band-Weidenpflan-

zungen". So nennen sie die Anlagen von Weidengebüschen, deren Zweige meistens zu Tonnenbändern verbraucht werden. Ihre Unterhaltung und Pflege ist schwieriger als die der Reetpflanzungen. Sie machen fast so viel Mühe, wie der Weinbau. Sie sind von einem dichten Netze zahlloser Gräben durchzogen, zwischen denen auf den aufgehäuften schmalen Dämmen die Bandweiden wachsen. Diese Gräben müssen häufig gereinigt und das Erdreich aus ihnen auf die Dämme geworfen werden. Die Weiden bedürfen zwar beständig reichlicher Wässerung, dürfen doch aber auch nicht so ganz im Sumpfe sich selber überlassen werden wie das „Reet". Es giebt Bauern auf der Insel die wohl 50 Morgen und mehr mit ihren Landweiden-Plantagen bedeckt haben, und die daraus jährlich für 1000 Thaler und mehr an Tonnenbändern verkaufen. Dieselben gehen fast alle nach Hamburg und verbreiten sich von da noch weiter in der Welt, um die Gefängnisse unserer Wein- und Biergeister zu befestigen.

Die meisten dieser Pflanzungen befinden sich längs des südlichen Armes der Elbe, der die Insel vom Lande Kehdingen trennt. Die Leute glauben bemerkt zu haben, daß seit vielen Jahren dieser Arm immer mehr und mehr „zugehe" oder versande. Noch vor 10 Jahren war er viel tiefer und breiter als jetzt, und sie glauben daher, daß ihre Insel über kurz oder lang Festland werden wird. Dasselbe glaubt man von der oben genannten „Luhner Plate" in der Weser.

Den interessantesten und merkwürdigsten Anblick

bietet Krautsand auf seiner Nordost-Seite dar. Hier geht die große, mächtige, eine Stunde breite Elbe selber an ihr vorüber. Aus den Gehöften und Weidengebüschen der Insel hervortretend wird man durch den Anblick des gewaltigen Stromes überrascht. Er hat den Rand der Insel überall angefressen und die schönen fetten Ackerkrumemassen ragen in dicken zernagten Bänken und Spitzen in das Wasser hervor. Hie und da steht auch schon ein Haus in gefährlicher Lage und die Anstalten, welche die Leute mit Dämmen und Weidengeflechten und Pfahlwerken gemacht haben, um ihre Wohnungen zu schützen, sind oft sehr mannigfaltig und gewähren einen interessanten Anblick. Meist sind es aber doch nur Palliativ-Mittel und schwache Pflaster, die der mächtige Strom mit einem Finger abstreift. Ich sah ein Haus hart am Rande des Wassers, dessen Bewohner seit 10 Jahren von Winter zu Winter auf alle mögliche Weise geschanzt und gemauert hatten. Der Fluß, der Alles wieder eingerissen hatte, war der Schwelle des Hauses jedes Jahr unwiderstehlig näher gerückt. Bei der nächsten großen Fluth sahen sie dem Einsturze ihrer alten Behausung entgegen. Sie hatten den Kampf jetzt aufgegeben und zeigten mir 100 Schritt landeinwärts eine neu aufgeschaufelte Wurthstelle zu der sie ihre Wohnung transportiren wollten.

VI. Schloß Ritzebüttel.

Nördlichste Spitze der Halbinsel zwischen Weser und Elbe. — Der „Galgenberg.“ — Der Wetterberg. — Die Herrschaft der alten Dynasten von Lappe auf dieser Halbinsel. — Der Krieg der Hamburger und Wurstener mit denen „von Lappe.“ — Eroberung des Schlosses Ritzebüttel. — Alter und jetziger Zustand dieses Schlosses. — Die jetzigen Regenten von Ritzebüttel. — Oberhoheit der Hamburger über die Elbemündung. — Berühmte Proconsuln des Amtes Ritzebüttel. — Senator Abendroth. — Senator Brockes. — Wie die Muse dieses classischen deutschen Dichters mit der Gegend verschwistert ist. — Geist seiner Dichtungen und der Landes-Natur. — Brockes und Denner. — Studien des jetzigen Amtmanns auf Schloß Ritzebüttel. — Seine Naturgeschichte der Elbtonnen. — Curhaven und die „Alte Liebe“.

Die Halbinsel zwischen der unteren Elbe und Weser verläuft sich am Ende in eine breite und zuletzt etwas umgebogene und spitze Landzunge, die auf der Landkarte ungefähr eine Figur macht, wie die Umrisse eines dicken Rhinoceroshornes. Es ist das äußerste schmale Ende des hohen Geest- und Haidelandes des Königreichs Hannover. Es scheidet die beiden fetten Marschen der Länder Hadeln und Wursten, fällt selbst mit einer hohen Geest- und Dünenküste gegen das Meer ab und hat hier entweder nie einen Marschen-

Kranz an seinem Fuße gehabt, oder hat denselben in den Fluthen verloren. Wie die Marschen, so scheidet es auch die beiden Flüsse Elbe und Weser, die sich hier, — wenigstens nach der Ansicht der Geographie der Landeskinder — so nahe kommen, wie sonst nirgends. Denn diese nennen alles Wasser, was im Osten besagter Landspitze ihre Ufer bespült, „Elbe“; alles dagegen was im Westen derselben liegt, „die Weser“. Obgleich von Bremerhafen an schon jede Welle ganz salzig ist, so sprechen doch alle Bewohner des Landes Wursten nie vom „Meere“ an ihren Küsten. Bis ans Landesende behaupten sie, es sei „die Weser“, und ihrer Ansicht gemäß bespült „das Meer“, das erst weit jenseits der vorliegenden Sandbänke und Watten anfängt, die Küsten Deutschlands demnach hier gar nicht. —

Das bezeichnete „Horn“ ist aber für die Elbe entschieden von größerer Bedeutung als für die Weser. Denn das tiefe Fahrwasser dieser wendet sich weit mehr westlich von ihm ab, während der tiefste Elbarm sich hart an dasselbe herandrängt. Die Geschichte der Gegend ist daher auch weit mehr mit den Elblanden verflochten. Als eine Festlandwarte, als eine Spähe-burg und Elbmündungsfeste mag sie schon in den ältesten Zeiten betrachtet und benutzt worden sein. Nahe bei ihrem nördlichsten Rande, in der Nähe der kleinen Küstendörfer Dösen und Duhnen liegt auf der hohen Haide eine wahrscheinlich uralte, höchst merkwürdige Verschanzung, jetzt (weil im Anfange dieses Jahrhunderts einige Missethäter darauf hingerichtet

wurden) „der Galgenberg“ genannt. Sie verdiente aber wohl einen anziehenderen Namen. Denn es ist offenbar, daß dieser cirkelrunde bewachsene, von Hünengräbern umgebene „Galgenberg“, mit seinen hohen Wällen, seinem kraterartigen Innern, aus dem man schon viele alte Granitblöcke (Grabsteine?) hervorgeschafft hat, ein sehr ehrwürdiges Monument ist, eine jener uralten eigenthümlichen Festungen, wie man sie auch an der Küste von Jütland zuweilen findet, und die vielleicht die Sitze ehemaliger Seekönige oder Küsten-Häuptlinge gewesen sein mögen. —

In geringer Entfernung vom Meeresufer erhebt sich das Land schließlich noch ein Mal zu einer von den Diluvial-Fluthen und Stürmen zusammengewirbelten Sanddüne, dem sogenannten „Wehr-“, oder „Wetter-Berge“. Dieser „Wehrberg“ bildet eigentlich den alleräußersten Landeszipfel, den die Natur sich hier gewissermaßen selbst als Monument und Gränzpfosten gesetzt hat. Es ist ein etwa 30 Fuß hoher Sand- und Grandhaufen, von einigen hundert Schritt im Durchmesser, der zum Theil aus groben abgerundeten Steinchen besteht. Er liegt beinahe völlig isolirt, hängt nur durch einen schmalen Rücken mit dem Hochlande zusammen, und wird bei hohen Fluthen, die dann das Tiefland zu seiner Seite bedecken, derartig auf drei Seiten vom Wasser umgeben, daß er dann wie ein runder Halbinselkopf im Meere steht.

Wie auf allen in oder zwischen den Marschländern hinausragenden Geest-Halbinseln, so haben sich auch auf der von Ritzebüttel bei Zeiten adliche Geschlechter und

Dynasten des Binnenlandes festgesetzt, die dann mit den Marschbewohnern in ewigem Hader lagen und sich zuweilen auch ein Stück der Marsch aneigneten. Hier waren es seit unvordenklichen Zeiten die „Herren von Lappe“, die das Land umher, dazu auch ein Stück der Hadeler Marsch an der Elbe als reichsfreie Lehnsherren, d. h. mit andern Worten als unumschränkte Gebieter und Despoten inne hatten. Diese Dynasten, deren Geschichte sich in das Dunkel der Vorzeit verliert, residirten auf einer Marschinsel, die von den Armen des kleinen Flusses „Wetterung“ umgeben war, und auf der sie ein festes Schloß gebaut hatten. Von diesem Sitze aus mögen sie gleich ihren Nachbarn, den seeräuberischen Hadlern und Wurstern, oft genug die Schiffe der Hamburger und Bremer Kaufleute geplündert haben. Mit den Hamburgern namentlich lagen sie vorzugsweise in Hader, und diese hatten daher längst nach einem festen Punkte an der Mündung ihres Flusses zur Sicherung ihrer Schifffahrt ausgesehen. Seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts hatten sie die benachbarte Insel Neuwerk besetzt und befestigt. Doch bot diese nur wenige Vortheile dar. Sie lag mitten auf den seichten Watten, war hafenlos und für alle größeren Schiffe unzugänglich. Bei Ritzebüttel dagegen geht das tiefe Wasser der Elbe hart ans Ufer hinan, und die Mündung des bereits genannten kleinen Flusses Wetterung mochte leicht zu einem Hafen umgestaltet werden. Eines solchen Hafens so recht an der Schwelle und innerhalb des Thores seines mächtigen Stromes

bedurfte Hamburg sehr. Seine auf der See bedrängten Schiffe mochten dort schnelle Bergung und Hülfe finden, und im Winter, wenn die Elbe bis weit unterhalb Hamburg hinab mit Eis bedeckt war, hier einstweilen Station machen.

Aus diesen und andern Gründen hatten die Hamburger schon oft mit den besagten reichsfreien Herren von Lappe gestritten, und als diese im Jahre 1392 „wiederum die Schifffahrt beläſtigten“, und darob abermals ein Krieg entbrannte, da beschloß endlich die Republik der Herrschaft dieses Dynasten-Geschlechts das Garaus zu machen. Die bedräuten Herren von Lappe suchten Hülfe bei ihren Nachbaren, den Marschbauern des Landes Hadeln. Die „ehrhaften und bescheidenen Leute von Hamburg aber, ihre Bürgermeister, Rath und ganze Gemeinheit, versöhnten, verabredeten und verbündeten sich freundlich mit den Erzfeinden der Hadeler, nämlich mit den Forsten und Rathgebern im Lande zu Wursten und allen denen, welche in diesem Lande wohnhaftig und brodessend waren.“ Achthundert Wurster Friesen machten sich auf, stießen zu den Hamburger Truppen und erstürmten mit diesen das Schloß Ritzebüttel, die Residenz derer von Lappe. Die Hamburger besetzten das Land und Lehn derselben und ließen die Ueberwundenen schwören, „daß dieß in rechter und ehrlicher Fehde geschehen sei.“ — Dieß geschah im Jahre 1393.

„Doch damit begnügte sich der Rechtssinn der Hamburger noch nicht. Sondern sie wünschten das Recht des Besitzes dieses nützlichen Ländchens noch auf

einer andern Grundlage, als bloße Eroberung zu fundiren". Und es wurde demnächst ein Kaufkontrakt mit den alten Reichslehnsträgern abgeschlossen, wodurch Hamburg für 2000 Mark in völlig ehrenhaften und unanfechtbaren Besitz des Schlosses und der Dörfer des Gebiets kam.

In das alte Schloß der Herren von Lappe zogen nun als Regenten dieses nördlichsten Zipfels des westlichen Deutschlands Hamburger Senatoren ein, die das Ländchen im Namen des Hochweisen Rathes der Republik bis auf die Neuzeit herab mit ziemlich unbeschränkten Vollmachten, so etwa wie sie aus dem ursprünglichen Rechtstitel der „ehrlichen" Eroberung hervorgegangen sein mochten, verwalteten. Es ist noch jetzt eine der in vieler Hinsicht interessantesten Beamten-Posten in ganz Deutschland. Denn unter der Leitung dieser rathsherrlichen Statthalter von Ritzebüttel stehen nicht nur die kirchlichen und politischen Angelegenheiten des kleinen etwa $1\frac{1}{2}$ Quadratmeilen großen Landes, und des für die Elbe- und Nordsee-Schifffahrt so wichtigen Hafens von Cuxhaven, sondern auch das Lootsen-, Quarantäne- und Beleuchtungswesen der Elbemündung und die ganze Polizei der untersten Partie dieses Stromes, man kann beinahe sagen, bis in die Umgegend von Helgoland, wo die Polizei der Engländer beginnt. Für alle diese Dinge existiren in Cuxhaven Central-Anstalten, die dem besagten Nachfolger der Herren von Lappe untergeben sind.

Rechtlich durch Gesetze und Verträge sind diese

Verhältnisse auf der Elbe nur wenig regulirt. Aber faktisch übt Hamburg, — wenigstens in gewöhnlichen friedlichen Zeiten, — die Oberhoheit und Polizei des ganzen Fahrwassers der Elbe von Hamburg bis zur „rothen Tonne", die in dem äußersten Munde des Stromes, in der Mitte zwischen Cuxhaven und Helgoland liegt. Die Hamburger mögen diese Oberheit über ihr Wasser schon seit alten Zeiten beansprucht haben und die benachbarten Könige und größern Staaten haben sie im Besitz derselben gelassen, weil die Republik dabei zugleich auch die damit verknüpften Onera und Kosten auf sich nahm. Schon auf einer 300 Jahre alten Karte*) der untern Elbe, sieht man an der Elbmündung Schifffahrts-Anstalten verzeichnet, welche „Hamborger Baaken" und „Hamborger Thonnen" genannt werden. Selbst an den Elbeküsten, welche jetzt Hannovrisch sind und auch damals unter fremder Herrschaft standen, waren schon solche „Hamborger Baaken" errichtet. Ich war bei meiner Anwesenheit in Ritzebüttel selbst so zu sagen ein Augenzeuge von der Wirksamkeit der Hamburger Polizei in diesem Meereswinkel. Die Offiziere der Hamburger Lootsen-Cutter hatten bei der Elbemündung ziemlich weit auf See hinaus einen einzelnen verdächtigen Menschen in einem kleinen Schiffchen gefunden und angerufen, der dort umher abentheuerte, und vorgab, er habe nach England segeln wollen, um

*) Ich meine die von Melchior Lorichs, Flensborgensis, vom Jahre 1568.

Kohlen zu kaufen. Sie arretirten ihn mit sammt seinem Fahrzeuge und brachten ihn zur Examinirung „vor den Amtmann“.

Da der Posten eines Amtmanns von Ritzebüttel als ein viel Einfluß und Unabhängigkeit gewährendes Amt natürlich auch ein vielbegehrtes ist, so wird niemand sehr lange darin belassen und der Genuß desselben wechselt unter den Mitgliedern des Hamburger Senats alle 6 Jahre. Es hat seit dem 15. Jahrhundert in der Reihe der sich hier ablösenden Hamburger Elbemündungs-Proconsuln wohl viele weise und treffliche Männer gegeben. Manche von ihnen sind ihrer Zeit auch weit über die Elbemündungen hinaus berühmt geworden, so z. B. der hochverdiente deutsche Patriot, der Senator und spätere Hamburger Bürgermeister Amandus Augustus Abendroth, der zuerst im Jahre 1809 und dann später, nach der Franzosenzeit noch ein Mal im Schlosse Ritzebüttel befehligte und im Anfange des Jahres 1814 diese alte Eroberung der Republik schon in Besitz nahm und von der Fremdherrschaft befreite, als die Franzosen Hamburg selbst noch nicht ein Mal verlassen hatten. Von ihm rührt auch die einzige umständliche Schilderung der Verhältnisse dieses Landstriches, die wir besitzen, her, so wie auch er es war, der das erste deutsche Seebad an der Nordsee (zu Cuxhaven) begründete.

Fast merkwürdiger aber noch als dieser war ein anderer Mann, der im Anfange des 18. Jahrhunderts auf dem alten Schlosse der Herren von Lappe seine 6 Jahre als Regent verlebt hat, nämlich der erste

deutsche Naturdichter, der Vorläufer Hagedorns und Klopstocks, der deutsche Jahres-Zeiten-Thompson: Barthold Heinrich Brockes, der hier einen großen Theil seines neunbändigen „Vergnügens in Gott“ dichtete. Brockes, der für die „schöne Gegend von Ritzebüttel“ schwärmte, weil er die Natur eben in allen ihren Produktionen zu bewundern fähig war, und der hier jedes Wäldchen, jedes Dörfchen, jede Jahreszeit in einer langen Canzone besang, hat diesem deutschen Erdwinkel eine gewisse classische Weihe gegeben; und wahrscheinlich hat seinerseits das einsame Schloßleben daselbst mitten in der ländlichen Natur und fern von dem forum der Hauptstadt dazu beigetragen, die dichterischen Anlagen in diesem so empfänglichen und überschwänglichen Gemüthe noch mehr zu entfalten und ihn in seiner Naturschwärmerei zu fördern.

Als ich selbst ein Mal das Glück hatte in den Räumen dieses alten Schlosses ein Paar Tage zu weilen, packte mich sogleich vor allem der Geist des guten alten Brockes. Ich las dort seine Schriften, seine zwar ganz unglaublich zopfigen, perückigen, geschmacklosen und jetzt natürlich von den Meisten als ungenießbar bei Seite gelassenen Dichtungen, die dennoch aber selbst den, der mit den Specialitäten der deutschen Literaturgeschichte nicht vertraut sein sollte, unwillkürlich reizen und anziehen, weil ein wahrhaft religiöser Sinn in ihnen waltet und weil überall durch ihre Nebel und Gewölke die Morgenröthe der späteren mehr abgeklärten deutschen Naturdichtung durchschimmert.

Das Residenzschloß der Ritzebüttler Proconsuln hat schon durch sein Alter, seine Bauart und seine ganze Umgebung etwas poetisches. Es ist vermuthlich das älteste Wohnhaus im ganzen Lande zwischen Elbe und Weser. In der Hauptsache ist es noch dasselbe alte Gemäuer, wie es vor 500 Jahren die alten Herren von Lappe errichteten, nämlich ein plumpes, quadratisches, thurmartiges Gebäude, mit Zinnen und Schießscharten auf der Dachbrüstung. Den hohen Giebel und seine Spitzen, die man auf diesen Thurm gesetzt hat, erkennt man weithin im Lande und auch die Schiffer, welche in die Elbe einsegeln, bemerken ihn vom Meere aus und haben ihn als eine ihrer See-Marken auf ihre Schiffskarten gesetzt. Die Mauern haben eine Dicke von 10 bis 12 Fuß, doch sind in ihnen jetzt eine Menge hübscher und gemüthlicher Cabinete, Clausen und Wohnräume für die Schloßbewohner ausgehölt. Um diese Räume noch etwas zu vermehren, hat man in neuerer Zeit der alten durchlöcherten Stein- und Felsmasse auch noch einen Ausbau vorgeklebt, der sich aber in seinem Style mit dem mittelalterlichen corps de logis nicht eben sehr harmonisch verbindet.

Das Ganze mit seinem blumigen Vorhofe und seinen niedrigen Nebengebäuden steckt in einem dichten Neste von hohen Bäumen und hübschen Parkanlagen, zu denen die künstlichen Höhen, Thäler und Gewässer der alten noch jetzt mit Kanonen bespickten Festungswälle und Gräben benutzt worden, auf welchen sich einst das Blut „der bescheidenen Leute von Hamburg“,

und der „Brodesser des Landes Wursten“ mit dem der seeräuberischen Ritter mischte. Wer auf jenen Gewässern vergnüglich schifft, und auf jenen vielfach abgestuften und umgestalteten Wall-Terassen wandelt und sich der Ausblicke, der wechselnden Ansichten, der zierlich eingefügten kleinen Blumen-Plateaus und Garten-Piecen erfreut, und dabei gegenwärtig hat, in welchem Lande er sich hier befinde, nämlich in einer von der Natur vernachlässigten Marsch und einer von unbarmherzigen Nordwest- und Seewinden gepeitschten Landspitze, der kann sich einer Bewunderung des kleinen Paradieses, welches mittelalterliche Geschichte und moderne Gartenkunst im Verein hier schufen und eines freudigen Behagens nicht erwehren. Man muß von Ritzebüttel südwärts schon bis nach Hamburg und Bremen reisen, um etwas Aehnliches wiederzufinden, und von dort pilgern denn auch Manche hierher, um die hübsche Oase im Norden zu besuchen.

Zur Zeit als der kaiserliche Pfalzgraf, Rathsherr und Dichter Brockes daselbst waltete (1735 u. f.) mag es hier wohl bei weitem keine solche Fülle von Naturreizen gegeben haben. Allein dieser reiche Geist, der die Welt so zu sagen mit hundert Augen belauschte, bedurfte wenig. Er fand ja sogar das Farbenspiel in einer Seifenblase einer sieben Seiten langen dichterischen Betrachtung und versificirten Untersuchung werth. Er setzte sich auf seinen Pegasus schon, wenn er auch nur ein Mal einen „überaus großen Hyacynth“ zu sehen bekam und vollführte einen gewaltigen Galopp um die kleine Blume herum. Er stimmte auch schon

seine Lyra, — oder vielmehr man sollte eigentlich statt Lyra sagen seine große vielregistrige, mit einem gehörigen Blasebalg und einem Accompagnement von obligaten Trompeten, Posaunen und Flöten versehenen Orgel — an, wenn er auch nur ein Mal, wie jener gefangene französische Graf in der reizenden Novelle Picciola zwischen zwei Steinen des Ritzebüttler Schloßhofes ein kleines Pflänzchen keimend sich hervordrängen sah.

Einst sah ich durch ein kleines Ritzchen,
Das kaum zu sehen war,
Ein neu gebornes Grases-Spitzchen,
So zart, als wie ein grünes Haar
Sich sanft erheben, brechen, drängen,
Es kam dieß Spitzchen mir,
Zumal sie mehrentheils gedoppelt waren, für
Als wenn das Kraut und Gras nach Art der klugen Schnecken,
Zwei kleine Hörnchen thät von sich strecken.

Der Geruch einer einzigen Blume war genug um unsern guten Brockes in Extase zu versetzen und ihm ellenlange Elegien oder Lobgesänge auszupressen. Es findet sich bei den spätern Naturdichtern keine „letzte Rose“ oder „Brombeerblüthe“ des Sommers, kein „dürres Herbstlaub“, kein „erstes Schneeglöckchen des Frühlings“, mit einem Worte kaum irgend ein Thema, das nicht dieser erste aller deutschen Naturdichter in seinem „Landleben in Ritzebüttel“ oder in sonst einem andern Lande seines „Irdischen Vergnügens in Gott“ behandelt, ja, man möchte beinahe sagen, erschöpft hätte.

Brockes war einer von denen, die das Graswachsen belauschen, und die die Natur statt mit zwei Augen durch zwei Loupen ansehen. Er beschrieb und besang die Stauden und Blumen, wie sein Zeitgenosse, persönlicher Freund und Landsmann Denner, die Barthaare und Poren der Haut. „Denner", so heißt es bei den Kunstkritikern und Historikern „führte die Maler wieder auf die Natur zurück, und eben daß er die feinsten Einzelheiten und das Geringfügigste nicht verschmähte, wirkte auf die Bestrebungen seiner Nachfolger wohlthätig ein." Ganz dasselbe kann man von Brockes und seiner Einwirkung auf die deutsche Literatur sagen. Vermuthlich haben beide verwandte und innerhalb der Mauern derselben Stadt hausende Geister sich gegenseitig inspirirt und gefördert. Daß Brockes und Denner miteinander persönlich befreundet waren, schließe ich unter andern daraus, daß in Hamburg wie ein mir befreundeter Herr mir mittheilte, ein Gemälde existirt, welches die Kinder von Brockes darstellt, und auf dessen Rückseite dieser mit eigener Hand geschrieben hat, „daß er dieß Bild bei Denner habe machen lassen". Ich füge diese Andeutung hier ein, weil ich finde, daß weder Gervinus am Ende des dritten Bandes seiner Literaturgeschichte, noch Theodor Wehl, der dem alten Brockes so vortrefflich und witzig in die Perücke fährt, auf dieses Verhältniß zwischen Brockes und Denner und auf jene Aehnlichkeit in der Entfaltung unserer ersten deutschen Poesie, und Kunstblüthen hingewiesen haben.

Vermuthlich hat Jeder, — wenigstens jedes

deutsche Naturkind, — ein Mal in seinem Leben eine solche wild schäumende, übersprudelnde, drängende, sprossende Natur-Bewunderungs-Periode durchgemacht, wobei die poetischen Gefühle und Sensationen im Kopfe so üppig wucherten, wie die Pflanzen in einem tropischen Walde. Die Entwickelungs-Perioden und Stufen der ganzen Nation finden sich immer in denen der Individuen wieder. Nur ist es bei dem Einen eine kurze Uebergangs-Periode, während ein Anderer sein ganzes Leben lang auf derselben Stufe stehen bleibt. Letzteres war bei Brockes der Fall. Er componirte noch in seinem spätern Lebensalter eines seiner merkwürdigsten Gedichte, welches er „den vernünftigen Geruch" betitelte, — und in welchem er auf die sonderbarsten dichterischen Erfindungen, Künsteleien und Effektmachereien verfiel. Er beschreibt darin umständlich, wie er jüngst

„mit inniglich gerührter Brust,
und gleichsam überschwemmter Lust",

den kräftiglich durchwürzten Duft einer „Viola Maternal" eingesogen habe.

„Um recht gesättiget zu sein,
Zog er die balsamirten Lüfte,
Mit stets erneuertem Vergnügen,
In kurzen unterbrochnen Zügen,
Bald hauchend und bald schnaufend ein."

Um zu der Luft nun auch den Dank und das Lob Gottes zu fügen, beschloß er dann,

„Wenn er roch und blies,
Den Athem zog und von sich ließ,
Bei jedem Anziehn, jedem Hauchen
Sich einer Sylbe zu gebrauchen",

— „einer Sylbe" von einem Dankgebete an Gott, welches er dazu componirte, und dessen beim Riechen einer Blume sich zu bedienen, er auch jeden frommen Leser auffordert. Der Leser sollte, so rieth Brockes, wenn er die Blume wie ein vernünftiges und dankbares Kind Gottes beriechen und genießen wollte, zwischen je zwei Sylben des Liedes ein Mal seine Nase in den Kelch stecken. Sein Danklied, bei dem die Gedankenstriche das Hineinriechen und Duftschlürfen bezeichnen, lautete so:

„Dir — riech' ich — die — se — schö — ne, —
Blu — me, —
O — Gott — der — sie — mir — schenkt, —
zum — Ruh — me, —
Ich — riech — und — freu — mich — Dein —
in — ihr;
Denn — Du — al — lein — for — mirst —
und — gie — best, —
Zur — Pro — be, — wie — so — stark —
Du — lie — best, —
Der — Blu — men — Pracht, — Ge — ruch
— und — Zier, —
Und — Kraft, — zu — rie — chen, — leihst
— Du — mir!

Wer ein Mal dieses poetisch-religiöse Riech-Experiment dem alten Brockes nachmachen will, mag sich

dabei recht lebhaft in die jetzt verschollene Zeit des damals an der Elbe in Hamburg und Ritzebüttel losknospenden, deutschen Natur-Poesie-Frühlings zurückversetzen können. Was mich selbst betrifft, so kamen während meines kurzen Aufenthaltes im Schloß Ritzebüttel des alten Brockes pergamentene Bände, die so sehr mit dieser Lokalität verwachsen sind, nicht von meinem Schreib- und Nachttische. Jemehr ich darin las, desto mehr war ich erstaunt über die Verwandtschaft und frappante Aehnlichkeit, die ich unter zwei sonst durch Zeit, Ort und andere Verhältnisse so verschiedene Menschen wie dieser Hamburger „Hochweisheit“ und meine eigene Geringfügigkeit entdeckte. Denn ich mußte mir bei jeder Seite sagen, daß ich ein Mal, da ich auch einst einige Jahre hindurch ein einsames Schloß- und Landleben führte, auch fast alle die Themas, die dieser mir verwandte Geist ergriffen hatte, nicht nur ähnlich, sonderu auch fast eben so umständlich wie Brockes schriftlich behandelt hatte, wenn gleich allerdings nicht in so zeitgemäßer und einflußreicher Weise wie er, sondern nur so zu sagen ganz nachträglich und höchst überflüssig, als ein Zuspätgeborner.

Es ist merkwürdig und charakteristisch, für die in Deutschland wenig bekannte Lokalität, die ich dem Leser vor Augen führe, daß auch jetzt wieder diesen entlegenen Posten ein deutscher Mann verwaltet, der seine Mußestunden verwendet, um die Erkenntniß und das Studium der Natur zu fördern, jetzt freilich aber nicht mehr mit der bloßen Sentimentalität und den Empfindungs-Organen des kindlichen und oft kindischen

Jahres 1735, sondern vielmehr mit Hülfe des Mikroskops und der wissenschaftlichen Fortschritte und Methoden unsers reifen 19. Jahrhunderts. Der gelehrte und liebenswürdige jetzt auf Schloß Ritzebüttel kommandirende Hamburger Senator hat die Vortheile seiner Stellung an der Elbe-Mündung dazu benutzt, um die mikroskopische Fama und Flora dieser für uns Deutschen so interessanten Gegend zu studiren. Er hat sich dabei in höchst praktischer und vor ihm vielleicht noch nie angewandten Weise der Reihe der großen schwarzen weißen und rothen Elbe-Tonnen bedient, welche zur Bezeichnung des Fahrwassers in halbstündigen Distanzen auf beiden Seiten des Stromes vom süßen Wasser an bis weit in Salzwasser hinaus vor Anker liegen. Diese Tonnen bedecken sich im Laufe der Zeiten mit Pflanzen und am Ende auch mit Thierleben, und zwar jede, jenachdem sie in mehr oder weniger salzigem Wasser liegt, mit solchen Wesen, die in dem in der Nachbarschaft vorherrschenden Salzgehalts-Grade existiren können. Seit einer Reihe von Jahren hat der besagte Forscher, auf den ich die deutschen Naturfreunde wohl aufmerksam machen darf, in aller Stille durch ihm zu Gebote stehende dienstbare Geister die Decken der Elbe-Tonnen Nr. I. II. III. ꝛc. abkratzen, sammeln, classificiren, verpacken, sich zusenden lassen und hat in seinem Atelier, in einem jener gemüthlichen Mauerwinkel des alten Schlosses der Herren von Lappe, vielleicht in demselben Zimmer, in dem Brockes seine Seifenblasen uud „Viola Maternal“ besang, die ihm zukommenden Schmutz-, Schlamm-

und Seeunkraut-Proben untersucht, und hat an ihnen unter seinen Gläsern lauter kleine Naturwunder, die zierlichsten Polypen und Medusen, und die verschiedensten Arten der reizendsten kleinen Seepflanzen erkannt. Er ist dabei schon, wie dieß bei einer fortgesetzten methodischen, angestrengten und detaillirten Beobachtung einer engen noch wenig durchforschten Lokalität nicht ausbleiben kann, zu manchen Entdeckungen und Resultaten gelangt, die sowohl Ehrenberg als auch anderen Mikroskopisten verborgen geblieben sind. Er hat bemerkt, daß fast jede Tonnen-Nummer ihre eigenen Resultate giebt, daß manche Thierchen und Pflänzchen nur bei einer Tonne leben, und da er zugleich Beobachtungen über den durchschnittlichen Salzgehalt jedes Abschnitts der Elbe angestellt hat, so ist es ihm sogar möglich gewesen, jedem dieser Wassergeschöpfe seinen eigenen oft sehr beschränkten geographischen Verbreitungsbezirk anzuweisen. Auch hat er bereits mehre ganz neue Gattungen von Elb-Thieren entdeckt, die bisher noch in keiner Naturgeschichte beschrieben waren, und hat ihnen Namen gegeben. Ein kundiger Naturforscher könnte im dichtesten Nebel in die langgestreckte Elbe-Mündung hinausfahren, ohne Furcht sich zu verirren. Er brauchte nur eine kleine Prise der an der Tonne klebenden Pflanzen und Thiere zu untersuchen, und wüßte gleich, an welchem Flecke, auf welcher Flußleitersprosse er sich befände. — Eine eingehende Arbeit über die Elbetonnen-Bewohner ist im Manuscripte bereits fertig und der naturwissenschaftliche Verein in Hamburg, dem sie übergeben

wurde, hat ihre Publicirung durch den Druck beschlossen. Möchten wir das Buch nur erst auf unserm Studirtischen liegen haben. In der That werde ich es auf dem meinigen noch lieber erscheinen sehen als den alten Brockes, so lieb er mir war. Es wird ein vortrefflicher und von Vielen willkommener Beitrag zur Kenntniß unseres deutschen Vaterlandes sein.*)

Vielleicht spiegelte sich das Schloß Ritzebüttel in den ersten Jahren seiner Existenz noch unmittelbar in der Elbe. Denn der alte große Landesdeich geht noch jetzt in geringem Abstande vor dem Schloßgarten her. Hinter ihm und um das Schloß herum hat sich der freundliche Ort dieses Namens angesetzt. Im Laufe der Zeiten hat sich vor dem Deiche noch eine breite Marsch und ein Vorland niedergeschlagen, die dann auch wieder eingedeicht wurden und den Namen „Neufeld“ bekamen. Schloß und Flecken liegen denn so jetzt eine halbe Stunde von dem Wasser entfernt, und im Westen des Neufeldes näher bei der Elbe hat sich der neue Ort Cuxhaven gebildet, der mit seinen Hafenwerken, Hafenhäusern, Spülbassins, Dämmen und Molo's bis dicht zum tiefen Fahrwasser des Stromes hinausgreift. Der äußerste Kopf seines das Hafenthor bildenden Molo's, mit dessen Erwähnung ich meinen Bericht enden will, ist dadurch berühmt

*) Seitdem dies geschrieben wurde, ist das besagte Werk zur Freude der Naturkundigen wirklich erschienen und dem Publicum übergeben. Es führt den Titel: Die Seetonnen der Elbemündung, ein Beitrag zur Thier- und Pflanzen-Topographie, von Senator Dr. Kirchenpauer, Amtmann zu Ritzebüttel.

geworden, daß er als eine schlagende Widerlegung des alten Sprichworts: „Alte Liebe rostet nicht“, angeführt wird. Und zwar ist es dabei so zugegangen: Um den besagten Hafenthor-Pfosten auf recht fester Grundlage zu bauen, versenkte man auf der sandigen Stelle ein großes altes Seeschiff, welches „Oliva“ hieß, und das darauf gebaute Gerüste und Hafenende bekam daher selbst den Namen „Oliva“. Da dieß aber beinahe so klingt, wie das Plattdeutsche „Ole Lieve“ (alte Liebe) und das versenkte Schiff vergessen wurde, so trat am Ende der Name „Alte Liebe“ an die Stelle, und kam so zur Herrschaft, daß der bezeichnete Hafenpunkt auch auf allen Seekarten jetzt so genannt wird. Weil nun aber an den stets von den Wellen geschlagenen Balken und eisernen Klammern des Gerüstes Vieles verdirbt und verrostet, so machen oder vernehmen daher alle, die nach Cuxhaven kommen, den Scherz: „daß an diesem Erdflecke ausnahmsweise doch die alte Liebe roste“.

VII. Die Insel Neuwerk.

Die Insel „O.“ — Wie die Hamburger die Insel Neuwerk besetzen. — Ihr „Novum Opus“ daselbst. — Die „Blüse“. — Wattenfahrt zur Insel. — Zwei- und dreifache Eindeichung der Insel. — Schilderung des alten steinernen Thurmes auf der Insel. — Aussicht von da auf die Watten und Sandbänke. — Die St. Ansgarius-Bank oder „Schaarhörn“. — Die Weser- und Elbe-Flotte. — Die Familie der Strohsals. — Das Leben und Treiben der Menschen und ihrer Heerden auf den Außendeichsländern. — Die dortigen Hirtenknaben verglichen mit den Geisbuben der Alpen. — Die Gefahren und Abentheuer ihres Lebens. — Ein Rest zertrümmerter Dünen.

Am äußersten Rande der Halbinsel von Ritzebüttel liegen zwei kleine Dörfer, das eine „Döse“, noch im letzten Zipfel der Elbmarschen, und das andere „Dühnen“, schon, wie sein Name andeutet, mitten in den Dünen jener Geestspitze. Im Angesichte besagter Küstendörfer streckt sich lang ins Meer hinaus ein weites „Watt“, ein Labyrinth von Sand- und Schlickbänken, das nur bei Fluthzeiten mit Wasser bedeckt wird.

Und mitten auf diesem Watt paradirt sehr vereinsamt und isolirt die kleine Insel Neuwerk, gleich weit entfernt von der Gruppe der nordfriesischen Inseln an der schleswig-holsteinischen Küste und von der Kette der ostfriesischen Eilande an der Mündung der Jade

und Ems. Keine Dampfschifflinien, nur schmutzige Schlick- und Wattpfade führen zu ihr hin. Sie lockt nicht durch frischen Wellenschlag, wie die andern genannten Inseln, die Badegäste herbei. Sie hat keine pitoresken oder landschaftlichen Reize, wie das felsige Helgoland. Sie ist daher wahrscheinlich die am seltensten besuchte und am wenigsten gekannte aller unserer deutschen Inseln in der Nordsee.

Und doch ist sie ein Bröckchen Land, daß sein Stücklein Geschichte für sich besitzt, und ein ganz eigenthümliches Interesse darbietet. Sie ist mehr als irgend eine der genannten eine ächte Watteninsel. Die Eingangsthore unserer beiden größten Flüsse liegen ihr zu den Seiten, und man kann von ihr aus das geschäftige Leben und Treiben bei diesen beiden Meerespforten am bequemsten beobachten. Von ihr aus überschaut man mit einem Blicke in die Nähe und Ferne fast alle Anstalten, welche zur Erleuchtung und Sicherung jener Verkehrsstraßen gemacht sind. Eine lange Zeit war Neuwerk das einzige Besitzthum der Hamburger an der Elbemündung, und es trug auch das älteste Leuchtfeuer dieser Gegenden.

Die Hamburger besetzten die Insel schon am Ende des 13. Jahrhunderts, noch ehe sie das jetzige Amt Ritzebüttel und Cuxhaven erobern konnten und errichteten auf ihr der Schiffahrt zum Nutzen und den Seeräubern zum Trutz ein festes Schloß, d. h. einen hohen, großen viereckigen massiven Thurm, der noch heutiges Tages in seiner ganzen Alterthümlichkeit dasteht. Dieser Thurm wurde damals „dat Ham-

borger Niewarckh" oder „Nigewerk", — in den lateinischen Dokumenten jener Zeit „Novum Opus" — genannt. Die Insel, die sonst bloß „O" oder „Oge" („Insula O") hieß, bekam davon ihren jetzigen Namen „Neuwerk". Die Ein- und Umwohner bezeichnen sie aber meistens ganz kurz nur: „Up't Wark" (auf dem Werke). Dieser Posten an der Mündung ihres Stromes wurde von den Hamburgern mit Recht für so wichtig gehalten, daß sie das Commando desselben nur einem tapferen Mitgliede ihres hochweisen Senates anvertrauten. Mehr als ein ganzes Jahrhundert hindurch, von 1312 bis 1416 hat auf dem Novum Opus, d. h. jenem alten viereckigen Insel-Thurme, der auch beim Volke wohl „de Blüse" genannt wurde, eine Reihe Hamburger Senatoren mit ihren Mannschaften residirt. Sie übten von hier aus die Polizei- und Oberaufsicht über die Elbemündung, ließen ein Baakenfeuer auf der Blüse unterhalten, sandten ihren schiffbrüchigen Landsleuten Hülfe und mögen zu Zeiten auch mit Seeräubern gekämpft und sie in ihren festen Thurm gefangen gesetzt haben.

Noch im Jahre 1402 wurde nicht gar weit von Neuwerk der damals auf allen Meeren berüchtigte Seeräuber Störtebecker mit 70 Genossen gefangen genommen, derselbe wilde Seeheld, von dem die Sage erzählt, daß er aus Liebe zu seinen Gesellen vor der Hinrichtung in Hamburg die letzte Bitte gethan habe: alle diejenigen, bei denen er nach seiner Köpfung vorbei zu laufen vermöge, möchten begnadigt werden. „Als sie ihm dieses nun gewährt hatten und die

Seeräuber in Reihe und Glied vor ihm stunden, raffte Störtebecker in dem letzten Augenblick seines Lebens alle seine Kräfte zusammen, und lief, schon enthauptet, noch bis zum fünften Mann. Da warf ihm der Henker, der besorgt war, daß er die sämmtlichen Schelme retten möchte, einen Klotz vor die Füße, so daß er fiel und nicht wieder aufkommen konnte".

Auch einen Zoll, den sogenannten „Warktoll" (Werkzoll) erhoben die rathsherrlichen Inselcommandanten bei ihrem Schlosse. Die vorbeifahrenden Schiffe mußten diesen „Werkzoll", welcher der Stadt Hamburg zur Entschädigung für die vielen auf das Baakenfeuer und auf die Elbtonnen und andere Flußanstalten aufgewandten Kosten dienen sollte, anfänglich bei der Insel selbst und später, um sie nicht in See aufzuhalten, in Hamburg entrichten. Viele deutsche Kaiser bestätigten der Stadt dieses alte Zollprivilegium. Erst nach der Eroberung Ritzebüttels, die wie gesagt, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts eintrat, siedelten jene Elbmündungs-Wächter von ihrer reizlosen Insel nach dem Festlande über, wo sie nun von ihrem jetzigen Sitze aus die Interessen der Elbemündung wie ich zeigte etwas bequemer überwachen können. Auf Neuwerk residirte darnach nur noch ein Inselvoigt, der jetzt, wie früher die Senatoren, die dicke steinerne Blüse bewohnt, und von dem Amtmann zu Ritzebüttel abhängt.

Obgleich ihr Abstand vom Festlande nicht viel mehr als zwei Stunden beträgt, so hat man doch seine liebe Noth, zu einer solchen amphibienartigen

Watteninsel hinaus zu gelangen. Man kann sie zwar sowohl zu Wasser, als zu Lande erreichen. Weder auf die eine noch auf die andere Weise aber sehr prompt und bequem. Setzt man sich bei Hochwasser zu Schiff, und geht Einem der Wind aus, so läuft man Gefahr, eine Nacht über im Schlicke stecken zu bleiben. Nimmt man einen Wagen, und paßt die Ebbezeit nicht gehörig ab, so riskirt man noch Aergeres.

Wir hatten schon alle Bauern im Dorfe Döse um Wagen und Pferde vergebens angesprochen. Ihre sämmtlichen Geschirre waren in der Ernte beschäftigt. Wir eilten nach den benachbarten Dühnen. Sporn-streichs! Denn schon war die Fluth wieder im Anzuge. Und dort fanden wir noch eben rechtzeitig den gefälligen Strandvoigt bereit, uns mit seinem Fuhrwerk zu spediren. Wir rollten vom Festlande hinab auf den feuchten Meeresboden hinaus, den die salzigen Wogen erst vor wenigen Stunden verlassen hatten. Unser Weg auf dem blanken Watt war durch eine Reihe hie und da in den Sand gesteckter Zweige oder „Strauchbesen" bezeichnet. Er wand und krümmte sich hin und her. Denn hie und da ist das Watt von tiefen Wasserarmen, sogenannten „Prielen" durchschnitten und hat auch sonst Löcher und unsichere sumpfige Stellen die man umgehen muß. Unser Fuhrmann nannte diesen Weg „de Troe" (die Traue), d. h. den Strich, in welchem man den Boden- und Wattzuständen „trauen" darf. Er sprach davon z. B. so: „Wi sind noch ganz richtig up'r Troë". (Wir sind noch ganz richtig auf der Traue).

Der Anblick der Wattwüste war sehr interessant und der Gedanke schien uns recht unterhaltend, daß wir uns, mit Pferden und Wagen jetzt da bewegten, wo noch so eben Neptun mit seinen Fischschwanzrossen umher brauste. Es war ein herrlicher, stiller, sonniger Tag, und wir konnten das wunderliche Gemisch von Land- und Wasserwelt vor uns weit hinaus überschauen. Ein dünner spiegelklarer Wasserschleier bedeckte das Watt. Nur hie und da ragten in der Ferne einige ganz trockene Sandrücken daraus hervor, links der sogenannte „hohe Knecht Sand“ und rechts der „große“ und der „kleine Vogelsand“, lauter bei den Schiffern berühmte und gefürchtete Namen. Einige dieser „Sande“ sind vielleicht die Reste und Rumpfe ehemals bewohnter Inseln. Das weiße weite, einförmige Watt ist gleichsam eine Tafel, auf der die Meereswogen eine ganze bunte Landkarte weggelöscht haben. Zum Theil kann man aber auch wiederum die Anfänge neuangelegter Länder auf dieser Tafel sehen. An der benachbarten Küste des Landes Wursten haben sich in den letzten beiden Jahrhunderten schöne, breite Streifen reicher und fröhlich bewohnter Marschen auf dem Watt abgesetzt.

Die Leute glauben, daß die Insel Neuwerk ehemals mit dem Festlande zusammen gehangen habe, und daß alle Wasserwüsten, die sie jetzt von demselben trennen, nichts als ersäufte und kahl rasirte Viehtriften seien. Als eine von ihren Vätern überkommene Historie erzählen sie es, daß sonst das Vieh des Festlandes trockenen Fußes auf blumigen Auen so weit

nordwärts, und die Inselrinder eben so weit südwärts hinaus gewandert seien, daß die Hirtenknaben einander hätten zurufen und verstehen können.

Damals mag die Insel mehre Quadratmeilen groß gewesen sein. Jetzt hat sie, so weit sie eingedeicht, beackert und bewohnt ist, nur ein Paar tausend Schritte im Durchmesser, und ist ungefähr so groß wie Helgoland. Doch besitzt sie außerhalb ihres Deiches noch ein Anhängsel weit ausgedehnten „Vorlandes", welches wenigstens über die gewöhnlichen Sommerfluthen erhaben und daher begrast und mit süßen Kräutern bedeckt ist. Dieses Vorland, das nur im Winter und bei ungewöhnlich hohen Fluthen vom Meere überspült wird, ist wohl zwei Mal so groß als der eingedeichte Kern der Insel selbst und bildet das werthvollste Besitzthum der Einwohner. Denn auf ihm haben sie ihre Viehheerden, aus denen sie ihre Haupteinkünfte ziehen, während ihre kleinen Aecker innerhalb des eingedeichten Landes ihnen nur das tägliche Brot und eine gesicherte Wohnung geben.

Die Deiche der Insel sind ziemlich starke Festungswerke gegen die Wuth des Meeres. Und zwar giebt es, wie bei einem militärischen Fort zwei- und dreifache Ringe, Vor- und Außenwerke, und endlich eine innere Citadelle. Zuerst bemerkten wir bei unserer Annäherung einen mächtigen Steinwall von großen Blöcken, der den äußern Rand der Insel einfaßt, den ersten Anprall der Wogen zurückweisen und das beständige Nagen der gewöhnlichen Fluthen vom Deiche abhalten soll. Der Deich selbst, der nur, wenn Noth

an den Mann tritt, als Hauptreserve dient, muß seinerseits wieder vor der Plage der täglichen und stündlichen Angriffe der See geschützt werden. Auch der Steindamm war noch wieder durch ein mächtiges Pallisadenwerk dicker Baumstämme, die vor ihm eingerammt waren, gestärkt. Da man jeden Block, und jeden Balken vom Festlande über das Watt herbeischaffen mußte, so mag die Arbeit mühsam und kostspielig genug gewesen sein.

Der Deich hat eine Art Thor, einen mit Steinblöcken ausgelegten und gepflasterten Weg, welcher vom Meere aus über ihn hinweg in's Innere führt. Und hier erhebt sich nun noch einmal ein engerer Deichzirkel, wie gesagt, gleichsam die Citadelle der Insel, in welche sie alles Kostbarste, was sie besitzen, für den Fall geborgen haben, daß die äußern Deiche einmal überspült werden sollten. In der Mitte dieser Citadelle liegt nämlich der schon erwähnte Thurm, das „Novum Opus", alsdann die Schule, die zugleich Kirche ist, und endlich das Süßwasser-Magazin, ein kleiner vom Regen gefüllter Teich oder eine Cisterne, die man vor allen Dingen vor den Salzwogen sicher stellen mußte, da es sonst keine Quellen oder Brunnen auf der Insel giebt. — Auch hat sich in den Doppelschutz dieser Citadelle Alles gerettet, was von Bäumen auf der Insel existirt, ein kleiner wunderlicher von den Seewinden mißhandelter und von den Nordweststürmen niedergehaltener Garten. Die anderen Häuser und Gehöfte liegen vollkommen kahl, gänzlich baum- und buschlos da.

Der großen Bauerngehöfte giebt es in jedem Zipfel der Insel eins, und jedes derselben besteht aus einem Paar gleich gestalteter Gebäude, einem Wohnhause und einem Speicher. Die sämmtlichen Gebäude der Insel liegen unter einer sehr strengen Baupolizei. Es darf nichts an ihnen geändert werden und alle Umbauten müssen so geschehen, daß die alte Physiognomie der Häuser genau wieder hergestellt wird. Denn jeder Schornstein ist den Schiffern bekannt, und sollte einmal einer fehlen, so könnten sie irre werden und in Gefahr gerathen, indem sie Neuwerk nicht wieder erkennten. Die Familien dieser Erbenzinsbauern nebst den andern auf Neuwerk angesiedelten Familien bilden zusammen eine kleine Gemeinde, die von der Kirche in Döse abhängt. Bei Taufen, Heirathen und wo sonst die Sakramente nöthig sind, müssen sie nach dem Festlande hinüber. Für den gewöhnlichen sonntäglichen Gottesdienst d. h. für das Vorlesen einer Predigt ist aber der Schulmeister bevollmächtigt. Auch dieses Arrangement stammt aus sehr alter Zeit. Denn schon im Jahre 1296 verlieh der Pabst Bonifacius VIII. dem Hamburger Senate für seine Insel Neuwerk „das Privilegium eines Altare portatile“, eines von der Hauptkirche auf dem Festlande unabhängigen tragbaren Altars, auf dem sie sogar sollten Messe lesen dürfen, „selbst wenn auch die Stadt Hamburg in Bann läge.“ Für die traurige Periode des Winters, wo Stürme und hohe Fluthen sie umbrausen, und wo zuweilen wochenlang das ganze Watt mit Eismassen bedeckt ist, so daß man darauf weder fahren,

schiffen noch gehen kann, müssen sie sich wie Matrosen an Bord eines Schiffes verproviantiren, und in ihren Sorgen und Nöthen sich selbst berathen. Eine große Kanone, die auf ihrem Deiche steht, ist dann das einzige Sprachrohr, durch dessen Vermittlung sie sich mit dem Festlande unterhalten und durch welches sie demselben dann und wann eine Nachricht zukommen lassen können.

Wir wurden in dem besagten 500 Jahre alten Thurme einquartirt. Denn derselbe enthält innerhalb seiner vier dicken Mauern nicht nur die Commandantenwohnung, sondern auch das Gasthaus der Insel. Zudem dienen seine unteren Räume als Magazine, und in seinen obern Etagen giebt es noch allerlei durch Treppen verbundene Abtheilungen für gelegentliche Beamtenbesuche bei Visitationen und Inspektionen, so wie auch um schiffbrüchige Seeleute unterzubringen. Oft sind deren hier schon 40 oder 50 beisammen gewesen, und wenn dann noch die herbeigeeilten Correspondenten und Commissionäre der Schiffseigenthümer und Assecuradeure hinzukommen, so hat der Thurm allein wohl zuweilen eine Bevölkerung wie ein Bienenkorb. Aehnliche alte Thürme, die zugleich Kirche, Schulhaus, Magazin, Wohnung und Herberge vorstellen, giebt es auch noch auf andern Inseln der Nordsee. An der einen Seite des Thurmes ist das Hamburger Wappen in Stein ausgehauen, und zu dem Haupteingange, der zwanzig Fuß über dem Boden liegt, steigt man auf einer hölzernen Treppe empor, wie bei den Thürmen der Landsleute Schamyls

im Kaukasus. Auch werden alle schweren Sachen, wie beim Kloster auf dem Berge Sinai, zur Thür hinaufgewunden. Es sind dieß lauter Einrichtungen, die wohl noch aus der alten Seeräuberzeit herstammen. Auf drei Seiten hat man den Thurm schwarz angestrichen, damit er sich von weitem und bei Tage als Seemarke desto schärfer vom Horizont abhebe. Bei Nacht krönt man seine Spitze mit einem doppelten Reifen von 24 reverberirenden Oellampen, die im Laufe des Jahres 5000 Pfund Oel verzehren. Von der Gallerie, welche um die Laterne des hohen Gebäudes läuft, genießt man eine weite und in ihrer Art höchst interessante Aussicht auf die „Watten", „Sande", „Platen", Inseln, Küsten und Gewässer an den Mündungen der Elbe und Weser.

Gerade vor uns nach Nordwesten hinaus erstreckte sich gegen das hohe Meer zu die lange „Sandbank von Scharhörn". Das Wort „Scharhörn" ist die plattdeutsche Abkürzung für „St. Ansgarius-Horn". Unsere Niedersachsen, die wie die Engländer große Sylbenklipper sind machen aus Ansgarius „Anscharius" „Anschar" „Schar". Auch in Bremen sagen sie „Schars-Karke" für „Ansgarii-Kirche". Das St. Ansgarius-Horn oder „Scharhörn" ist in der Geschichte der Schiffbrüche an der Elbemündung eben so berüchtigt, wie die ihm ähnliche Sandbank an der Wesermündung, welche die Schiffer „die alte Mellum" nennen, und auf welcher in früheren Zeiten das alte Schloß Mellum gestanden haben soll. Auf der Spitze der Scharhörner Sandbank liegt ein aus geschwärzten

Balken errichtetes hohes Gebäude, eine sogenannte Baake. In den oberen Partieen dieses Balkengerüstes sind einige Schlafstellen eingerichtet, in welche sich die armen Schiffbrüchigen, wenn sie noch hinaufzuklettern vermögen, verkriechen können. Auch sind daselbst stets für sie ein Paar Flaschen Wein und einige Lebensmittel in's Versteck gelegt, so daß sie etwas für den ersten Heißhunger finden, bis man ihnen von Neuwerk aus Hülfe bringen kann. Es ist nur zu verwundern, daß diese Proviant-Baake die einzige ihrer Art an der Elbe-Mündung ist. Wenn man die herzbrechenden Schiffbruch'sgeschichten in diesen Gegenden hört, so möchte man wünschen, alle die zahlreichen Sande, Platten und Watten dieser Gegenden mit solchen Hospizen bestreuen zu können. Es ist sonderbar, daß die barmherzigen Mönchsorden sich mit ihren wohlthätigen Etablissements nicht eben so in diese Watten hinausgewagt haben, wie in die Gletscher und Lawinen der Alpenpässe. Wunderbarer Weise habe ich nie davon gehört, daß christlich frommer Sinn Stiftungen für Schiffbrüchige an den Küsten gemacht habe, um sie nicht nur aus dem Schooße der Wogen und des Hungers, sondern auch aus den Händen der raubgierigen Küstenbewohner zu retten. Zuweilen, so will es scheinen, könnten hier solche Hospizbrüder zur Auffindung der Unglücklichen sogar von ihren feinsinnigen St. Bernhardshunden mit Erfolg Gebrauch machen. Man erzählte mir folgende Geschichte:

Vor einigen Jahren scheiterte ein mit Bohnen

beladenes Schiff an einer der Sandbänke der Elb-Mündung. Es hatte alle seine Masten verloren und war außerdem von hoher See-Brandung und Eisschollen-Bergen so umgeben, daß es von keiner Insel aus erspäht werden konnte. Endlich schoß man am Festlandufer einige Tauben, die den Kropf voll fremdartiger Bohnen hatten, und da man am folgenden Tage wiederum Tauben zu Meere fliegen und mit Bohnen gefüllten Kröpfen zu Hause kehren sah, so verfiel man endlich auf die richtige Vermuthung, folgte den Tauben über die Sandbänke, und fand das Bohnen-Schiff hinter dem Eise. Die Mannschaft desselben war aber schon längst verdorben und gestorben. St. Bernhards-Hunde, wie gesagt, hätten sie vielleicht noch zur rechten Zeit ausgewittert.

Die Linie der großen Elbestraße mit allen ihren Einrichtungen hatten wir ganz nahe vor uns. Auf einer Strecke von 3 bis 4 Meilen sahen wir die Leuchtthürme von Cuxhaven, von Döse und die zwei Feuerschiffe „Nr. 2“ und „Nr. 3“, dazwischen die „Lootsen-Galiotten der innern und äußern Station“, und endlich am Punkte der eigentlichen schließlichen Elbemündung, wo keine Sandbänke mehr hinausragen und wo das Meer zu 70 Fuß Tiefe abfällt das „Feuerschiff Nr. 1“, welches jährlich so vielen hundert Capitänen, wenn sie in finsterer Nacht nahe dabei vorüber segeln, wie ein wahrer Morgen- und Hoffnungsstern in's Herz leuchtet. Eine fast ununterbrochene Kette von Dreimastern, Zweimastern und Dampfern zog an diesem zum Einsegeln so günstigen

Tage auf der bezeichneten Straße an unsern Augen vorüber, und gab uns einen recht imponirenden Eindruck von der Lebensthätigkeit des großen Elbehafens.

Nicht so lebhaft sah es auf dem Wege der Schwester Weser aus. Der Andrang zu ihr war weniger bedeutend, und wir sahen ihr Mündungs-Leuchtschiff nur in der Ferne, doch hörten wir einmal einen Kononenschuß, von dem die Leute uns sagten, er käme „vom Bremer Hafen", der etwa 25 Seemeilen von uns entfernt war. Und da wir am Abend dann auch noch das hohe Licht von Helgoland erblickten, welches beinahe 30 Seemeilen von uns entfernt war, so lag uns hier denn ein ziemlich weites Seegebiet vor Augen — und Ohren.

Wie die großen Seeschiffe und die besagten anderen Dinge den Hintergrund unseres Wattengemäldes belebten, so bildeten die Staffage des Vordergrundes eine Menge kleiner Fahrzeuge, welche die Elbe und Weser tagtäglich und fast stündlich unter einander austauschen. Es waren dieß die sogenannten „Wattenfahrer", die sich ihrer Kleinheit wegen nicht in die hohe See hinauswagen, sondern innerhalb der Insel Neuwerk bei Fluthzeit über das Watt hinweg aus einer Strommündung in die audere hineinschlüpfen. Es sind lang gebaute „Ewer" mit Früchten aus dem Alten Lande und von den Elbinseln, — Hummer- und Schollenfischer und kleine rund gebaute Schiffe sogenannte „Smacken" von den Ems- und Weserhäfen, — ferner „Scheller", d. h. Schiffe, welche die Muscheln zum Kalkbrennen auf den Watten sammeln,

was sie „schellen“, (von Schaale“, „Schelle“, englisch Shell-Muschel) nennen und noch viele andere solche Fahrzeuge. Wir sahen zwei kleine Flotten derselben. Die eine, die Elbeflotte, lag lauernd auf der Ostseite des Watts, die andere, die Weserflotte, auf der Westseite, beide auf das Steigen der Fluth wartend, um dann chassez- croisez zu machen und ihre Positionen zu wechseln.

Nach dieser Uebersicht der Gegend vom Thurme aus bereisten wir unser Inselchen auf dem Rücken des Deiches und auf den kleinen Fußpfaden, die zwischen den Kornfeldern von einem Hause zum andern laufen. Die Bauergehöfte waren nichts weniger als ärmlich. Sie hatten die ganz respektable und ansprechende Einrichtung anderer Marschhöfe. Bis vor nicht gar langer Zeit waren alle das Eigenthum eines und desselben Geschlechts, das den Namen „Strohsal“ führte. Ein alter Mann, ein betagter „Strohsal“ leitete alle Angelegenheiten des Insel-Clans mit seinem Rathe, und veranstaltete es, daß sich die Mitglieder der Familie Strohsal unter einander verheiratheten und Alles in ihrem Besitze blieb. Jetzt ist dieser patriarchalischer Zustand auf der Insel gebrochen. Nur noch auf einem Bauerngehöfte giebt es einen „Strohsal“. Einwanderer vom Festlande haben sich in die übrigen eingedrängt. Es ist dieß wahrscheinlich durch Das, was die Engländer „in and in breeding“, nennen, zu Stande gekommen, durch fortgesetzte Zwischenheirathen innerhalb des Stammes der Strohsale. Dieselbe Geschichte von

aristokratischen Bauernschaften, die sich in Folge ausschließlicher Heirathen auflösen und abschwächen, hörte ich auf vielen Elbe- und Weserinseln und abgeschlossenen Marschdistrikten erzählen. Wie in dieser Hinsicht, so stellt auch in allen ihren übrigen Einrichtungen und in ihrem ganzen Anblick die Insel Neuwerk, so weit sie unbedeicht ist, ein Stück Marschenland dar.

Viel eigenthümlicher aber sind die Zustände auf den weiten Wiesen ihres Außenlandes, und wir fühlten uns erst recht in der freien Natur, als wir, den Deich verlassend, auf dieses „Butendieksland" hinauswanderten. Der nach unbegrenzter Freiheit begierige Geist des Menschen empfindet selbst die Beschränkung eines Deiches als eine Fessel, und ich glaubte den Mauern einer Stadt entflohen zu sein, als ich den Blick über das mit Schaaf- und Rinderheerden bedeckte uud mit dem Ocean allmählig verschmelzende Terrain hinschweifen ließ. Eine Menge von Möven und andern Seevögeln belebte hier schreiend und spielend die Luft. Wir fanden ihre Eier zwei und zwei im Sande und auf dem Grase verstreut. Es ist unglaublich, wie wenige Vorrichtungen diese Thiere für ihre Brut treffen. Auch ihre kleinen eben aus dem Ei gekrochenen Jungen entbehren alles Schutzes und Nestes. Sie hocken höchst ungemüthlich im Sande, wo sie still und träge sitzend das Futter, welches ihnen die Alten zutragen, erwarten. Da sie sich in ihren matten Farben kaum von der Färbung des Bodens unterscheiden, so hat man oft, ehe man sich's versieht, zu seinem Schrecken

eins von ihnen unter den Füßen. Und doch ist die Liebe der Alten zu ihren Kleinen nichts weniger als gering, und wo wir uns einem Grasbüschel näherten, bei dem ein solcher kleiner, pipender, gefiederter Grasfrosch kauerte, da gab es immer ein lautes Geschrei, und Hin- und Herflattern der besorgten Mütter von allen Seiten.

An andern wilden Thieren hat Neuwerk einen großen Mangel. Keine Singvögel kommen zu ihm hinüber, auch keine Störche. Iltisse, Marder, Schweinigel fehlen ihm ebenfalls. Und selbst die Ratte hat dieses Ländchen noch nicht erreicht. An Mäusen hat es allerdings keinen Mangel. Sehr merkwürdig aber ist es, daß die Ameisen diesen Salzwasserboden so gut vertragen. Eine Gattung derselben lebt auf den Außenwiesen der Insel in so großer Anzahl, daß sie fast zur Plage wird. Diese Seewiesen sind von einer Unzahl von Ameisenhaufen bedeckt, welche eben nicht zur Verbesserung des Grasteppichs beitragen. Die Salzfluth geht nicht selten, selbst im Laufe des Sommers, über alle die belebten Haufen hinweg, und im Winter liegen dieselben oft tagelang unter dem Wellenschlage, — und dennoch ist das Leben dieser Thiere und ihrer Brut so zähe, daß im Herbste Millionen geflügelter Insekten aus dem Boden aufsteigen und sich in dichten Schaaren an die Leuchtthürme, Baaken und Häuser der Umgegend hängen. Vielleicht hilft ihnen dabei die Grasnarbe, welche ihre Hügel bedeckt. Sie ist besonders dicht und dick und widersteht dem

Salzwasser. Wo wir sie auflockerten, da fanden wir ein Gewimmel von Ameisen.

Das Vieh auf diesen eigenthümlichen Wiesen nimmt auch eigenthümliche Sitten und Gewohnheiten an. Wenn sich die Ebbe zurückzieht, läuft es gern den fließenden Wellen so weit als möglich auf die Sandbänke hinaus nach, um in der Hitze des Tages in den kühlen Wogen sich zu laben. Aber es kennt die Gefahren der rückkehrenden Fluth und zieht sich gewöhnlich von selbst rechtzeitig auf das höhere Land zurück. Auch benutzen gern die Pferde die alten getheerten Baaken, um etwas Schatten zu gewinnen; und unter den kahlen Balken einer jeden derselben sah ich eine Gruppe Pferde versammelt, wie sie bei uns unter den belaubten Eichbäumen, deren es hier keine giebt, zu stehen lieben. Da sich indeß auf diesen von Prielen und von Wasserlöchern durchfurchten und oft von plötzlichen hohen Fluthen bedrohten Seewiesen noch mancherlei gefährliche Dinge ereignen, die der thierische Verstand nicht zu berechnen vermag, so theilt man den Heerden Hirtenbuben zu, die sich mit ihnen zwischen Ebbe und Fluth auf den Watten herumtreiben. Von dem abenteuerlichen Leben, der Gewandheit und den kühnen Thaten dieser jungen Inselhirten könnte man eben so gut ein Lied dichten, wie von den oft besungenen „Geisbuben“ in den Alpen. Wir begegneten mehreren derselben, und ich fand sie so keck, so munter, so hübsch, daß ich nicht begreife, warum sich unsere Maler die Mühe nehmen, um interessante Hirtenknaben zu zeichnen, nach der

Campagna von Rom zu reisen, da sie deren auf unseren deutschen Inseln in Fülle finden könnten.

Bedrohliche Vorfälle, in denen diese Buben Geistesgegenwart zeigen und ihre Talente üben müssen, sind fast so mannigfaltig, wie in den Alpen. Zuweilen z. B. vergessen sich die Rinder oder Schaafe auf einer kleinen Anhöhe und lassen sich von der Fluth umgehen und abschneiden, mitunter bleibt eins in den schlammigen und löcherigen „Prielen“ stecken oder wird von der Fluth übermannt, wohl gar „driftig;“ dann muß der Kleine hinaus in die Wogen, um seine Pflegebefohlenen mit eben so vieler Lebensgefahr zu retten, wie der Tyroler Geisbub die Ziege, die er von einem Felsabhange, wo sie sich „verstellt“ hat, herabbringt. Wenn ein plötzliches Gewitter mit Sturm und Wogengebrause aus dem Meere heranzieht, verlieren die dummen Thiere nicht selten ganz den Kopf, nehmen in verkehrter Richtung Reißaus, und „gehen“, wie hier der Kunstausdruck lautet, „zu Watt“. Für solche außerordentliche Fälle von Dummheit reicht nun freilich die Geschicklichkeit und Kraft der kleinen Burschen nicht immer aus. Aber dann hat man auch schon längst vom „Thurm“ aus, von wo, wie gesagt, einige aufmerksame Augen Alles, was von Cuxhaven bis Helgoland auf dem Wasser passirt, beobachten, ihre Noth entdeckt, und es eilen ihnen auf flüchtigen Pferden die Erwachsenen von der Inselcitadelle her zu Hülfe. Nichts desto weniger sind zuweilen die Thiere bei Dutzenden umgekommen, und in der großen Fluth vom Jahre 1825, wo Neuwerk weit

und breit überschwemmt wurde und nur die kleine „Citadelle“ sich trocken hielt, wurde der ganze Viehstand mit sammt einigen braven Hirtenbuben verschlungen.

Einmal im Anfange dieses Jahrhunderts haben auch die Franzosen gleich dem Meere versucht die Insel zu zerstören. Als sie im Besitz von Hamburg waren fürchteten sie, die Engländer möchten sich auf Neuwerk festsetzen, gaben den Befehl, daß die gesammte kleine Bevölkerung binnen vierundzwanzig Stunden über's Watt an's Festland gehen sollte, und fingen auch an, die alte ehrwürdige „Blüse“ zu sprengen. Doch kamen sie aus mir unbekannten Gründen nicht damit zu Stande. Man zeigt noch jetzt, wie beim Kreml in Moskau, in dem festen Gemäuer des colossalen Gebäudes einige von dem französischen Pulver beschädigte Ecken, die aber nun wieder reparirt sind.

Langsamer, aber sicherer als die Franzosen sind Wind und Stürme mit der Zerstörung einer andern Befestigung der Insel vorgeschritten. Wie alle diese Küsteninseln, so hatte auch Neuwerk ehemals gegen das Meer hin eine Reihe hoher Dünen. Alte Leute wollen sich erinnern, daß diese Dünen noch vor vierzig Jahren so hoch waren, daß sich ein kleines Schiff mit seinen Masten hinter ihnen verstecken konnte. Jetzt fanden wir aber diese Sandmauern in völlig ruinirtem Zustande. Die meisten von ihnen waren fast dem Erdboden gleich gemacht. Einige boten den Anblick von zerstörten Wällen dar, in die man hundert Breschen geschossen hatte. Sie waren wie zer-

fressen von den Winden, vor deren Wuth sich noch einzelne phantastisch gestaltete Sandhaufen aufrecht erhalten hatten. Dazwischen lagen umgeworfene Flecht- und Pfahlwerke herum, mit welchen die Menschen vergebens gestrebt hatten, den Elementen Widerstand zu leisten und den Dünen Stützen und Krücken zu geben. Auf einem weiten Striche hinter sich hatten die Dünen „gestreut", große schöne Wiesen „besandet" und schiffbare Prielen und Häfen angefüllt.

Nachdem wir uns alles dieß und noch einiges Andere an einem wie gesagt schönen und sonnigen Tage beschaut hatten, wurde unser Abend noch durch einen prächtigen Aufruhr der Natur gekrönt. Ein heftiges Gewitter hatte sich rings umher an den Elbe- und Wesermündungen gelagert. Ich genoß das großartige Schauspiel von dem Belvedere unseres Hotels, d. h. von der Laterne der alten Blüse aus, und hörte später, daß Freunde von mir zu derselben Zeit dasselbe Unwetter auf der Spitze des Brockens im Harze ebenfalls genossen hatten. Es mußte also das ganze nordwestliche Deutschland unter seinen flammenden Fittigen gehabt haben.

Am andern Morgen um 3 Uhr, — denn diese unbequeme Zeit war uns wie es Wattfahrern zuweilen geschieht, von der Ebbe zur Rückkehr bestimmt — trabten und rollten wir vom Winde und Regen, den Nachwehen jenes Gewitters gepeischt und geleitet über die nun recht öde und unliebliche Sand- und Schlammwüste zum waldigen Festlande zurück.

VIII. Der Nordwestwind in den untern Elbe- und Weserlanden.

Häufigkeit und Heftigkeit der Nordwestwinde. — Ihre Einwirkung auf die ursprüngliche Gestaltung des Landes. — Die durch den Nordwest niedergeworfenen Wälder, die von ihm ausgehöhlten Meerbusen. — Verschiedene Beschaffenheit der Ost- und Westufer der Flüsse. — Einwirkung des Nordwests auf die heutige Vegetation, auf Garten und Ackerbau. — Maaßregeln der Landleute und der Förster gegen ihn. — Schilderung eines dem Nordwest ausgesetzten Waldes. — Blühende Landstriche, die vor dem Nordwest geschützt sind. — Die Harlemer Blumenzucht. — Die norddeutschen Obstgärten. — Der Osten und Westen Schleswig-Holsteins. — Beispiele von Einwirkungen des Nordwests in einzelnen Fällen. — Sandwehen vom Nordwest veranlaßt. — Schutzbäume gegen den Nordwest. — Der Nordwest in unsern Haiden und der Föhn in den Alpen.

Bekanntlich liegt das ganze nordwestliche Deutschland von Holland bis zu den Ostseeländern und südwärts bis zum Harze unter der Herrschaft der Westwinde. Der Reisende, zu welcher Jahreszeit er auch in jenen Ländern wandern möge, wundert sich fast, wenn er sich des Morgens nach dem regierenden Winde erkundigt, und dann in der Antwort das große Wort „West“ nicht vernimmt. Meteorologen haben berechnet,

daß daselbst die drei Haupt-Westwinde (Südwest, Nordwest und West) zusammen über 190 Tage im Jahre kommen. Und unter ihnen ist wiederum der Nordwest derjenige, der nicht nur den längsten, sondern auch den stärksten Odem hat. Die meisten gefährlichsten Stürme an den Elbe- und Wesermündungen blasen aus dieser Region. Die Stürme haben für dieselbe eine so große Vorliebe, daß wenn sie auch zuerst mit einer andern Richtung beginnen, sie bald und leicht in den Nordwesten überschlagen. — Sehr gewöhnlich ist z. B. dieß Experiment, daß sie anfänglich mit heftigen Stößen und Aufwallungen aus Südwesten einsetzen, und in diesem Strich mit der Fluth durch den englischen Canal fegen. Diese beginnenden Südweststürme bringen den meisten Regen, — daher auch der bekannte gegen Regen schützende Hut der Seeleute ein „Südwester" (Southwester) genannt wird. Sie können zwar auch sehr heftig sein, doch sind sie es nur ruckweise und dauern nicht so lange. Es ist als wenn sich der Luftzug in der engen Passage des Canals nicht recht gefiele, und nicht recht fixiren und stätigen könne. Er dreht sich gewöhnlich bald durch den Westen nach dem Nordwesten herum. Und hat er diesen Compaßstrich erreicht und das breite Thor zwischen Schottland und Norwegen gefunden, so fängt er an mit vollen Backen zu blasen, steift sich und wüthet 3—4 Tage lang oder auch länger fort, wirft die Flotte der Nordsee an die Küsten, und peitscht die Fluthen und Wogen in den südöstlichen Winkel dieses Meerbeckens bei den Elbe- und Wesermündungen hinein.

Die große Leidensgeschichte der langgestreckten friesischen Marschen und ihrer Bewohner stellt einen fortgesetzten Kampf mit dem Nordwestwinde, der gerade auf die Stirn dieser schönen Länder herabstürmt, dar. Gegen die Ebbe und Fluth des Meeres allein hätten sie sich wohl leicht geschützt. Bei Süd- und Ostwinden, die das Wasser vom Lande fern halten, ist ihnen nie ein Haar gekrümmt. Aber die unbändigen Nordwestwinde, wenn sie mit den Springfluthen vereinigt den Ocean aus dem Grunde hoben, waren die Feinde, die das Land zerrissen und verschlangen. Alle großen und kleinen durch wiederholte Sturmfluth ins Land eingedrungene Meerbusen haben die Richtung aus Nordwesten nach Südosten. So die Zuider-See, der Dollart, der Jahde-Busen. Auch die Mündungen der Weser und Elbe sind von dem stets in sie hineinblasenden Nordwestwinde in dieser Richtung geweitet und ausgearbeitet. — Je mehr ein Uferstück in diesen Flüssen dem Nordwestwinde ausgesetzt ist, desto gefährlicher erscheint es, und desto größer sind auch die Anstrengungen, welche die Menschen zu seinem Schutze vornehmen mußten. Aus diesem Grunde sind daher gewöhnlich die Deiche auf dem exponirten Ostufer der Unter-Weser, die von Süden nach Norden fließt, stärker und größer als die auf dem weniger bedrohten Westufer. Bei der Unter-Elbe ist dieser Unterschied nicht so auffallend, weil sie mehr nordwestlich gerichtet ist, und beide Ufer daher von dem Nordwestwinde in gleicher Weise bestrichen werden.

Der Nordwestwind regierte in diesen Gegenden

natürlich schon seit den ältesten Zeiten, vermuthlich so lange, als die jetzige Configuration der Küste des Nordsee-Bassins existirte. Er hat daher die Spuren seiner Wirksamkeit schon in der Boden-Struktur unserer norddeutschen Niederungen zurückgelassen. In vielen Gegenden dieser Niederungen sind wir beim Weggraben der oberen Schichten bekanntlich auf untergegangene Wälder gestoßen, bei denen alle Bäume von Nordwesten nach Südosten ausgestreckt waren, und die daher in einer nordwestlichen Sturmfluth untergegangen zu sein scheinen. Auch hat man in dem geologischen Bau des Untergrundes der Marschen des rechten Weser- und Elbeufers im Gegensatz zu der Bildung der linkseitigen Marschen den wesentlichen Unterschied gefunden, daß jene oder die östlichen Marschen breite und weitgestreckte Ablagerungen von Schilf (sogenannten Darg) in ihrem Körper haben, während diese dergleichen seltener zeigen. Man glaubt, daß die West- und Nordwestwinde die schwimmenden Schilfflöße der Urzeit auf die Ostseite der Flüsse hinübertrieben, wo sie dann nachher mit andern Materialien überdeckt wurden.

Das jetzige Land trägt also nicht nur die Runzeln und Risse des Nordwestwindes auf der Stirne, an seinem Uferrande, sondern er hat auch die Einwirkungen desselben so zu sagen in seinen Eingeweiden stecken.

Nicht weniger bemerkt man diese Einwirkungen des Nordwestwindes auch noch heutzutage auf der Oberfläche des Landes. Namentlich ist sein Einfluß

auf die Vegetation und mithin auf den Anbau jener Gegenden ganz auffallend.

In einer Lage, die häufig vom Nordwestwind bestrichen werden kann, gedeiht nicht leicht ein Baum. Sei es in Folge der Kälte, sei es in Folge der Heftigkeit dieses rauhen Windes, der die zarten Pflanzentheile beständig erschüttert und das Laub zerzaust. Ein Baum, der ihm exponirt ist, hat nur einen langsamen und dürftigen Wachsthum. Die Anwohner unserer Nordseeküsten erklären den Nordwest geradezu für „giftig", und sprechen viel von der „salzen Luft", die er mit sich führe, und welche es vorzugsweise verhindere, daß das zarte Aroma fruchtbarer Blüthen sich in seiner Strömung entfalte.

Schutz vor dem Nordwestwinde ist daher so zu sagen das Haupterforderniß für die ganze Pflanzenwelt dieser Gegenden. Wo nur solcher Schutz gegeben ist, da gedeihen die Gewächse in Fülle. Wo er fehlt, da leiden sie und es stellt sich eine baumlose Einöde her.

Von Holland bis Dänemark kann man dies überall im Kleinen, wie im Großen, in der Vegetation ganzer geschützter oder exponirter Landstriche, in der Gruppirung der Wälder, ja in jedem Haine und Gärtchen, zuletzt auch in der Beschaffenheit jedes Pflanzenindividuums erkennen und nachweisen.

Diesem nach ist zum Beispiel die ganze große Jütische Halbinsel nebst Schleswig-Holstein durch den Nordwestwind in zwei große, sehr stark contrastirende Abschnitte getheilt. In einen westlichen, der jenem

Winde ausgesetzt und deßhalb in hohem Grade baumlos ist, und in einen östlichen, der vor ihm Schutz hat und sich daher stark bewaldet zeigt. In Holstein, in Schleswig, in Jütland liegen überall nach Westen hin kahle Haiderücken. In der Nähe des Meeres, wo die „Giftigkeit“ am stärksten empfunden wird, sind sie am ödesten. In einiger Entfernung von den Küsten, nach der Mitte des Landes hin, fangen einige Gehölze an sich zu halten. Sie sind zuerst klein und niedrig, vergrößern sich, je weiter man nach Osten vorschreitet, und endlich ist der ganze dem Osten völlig eröffnete Strich dieses Landes fast ein zusammenhangender lieblicher Buchenhain und Obstbaumgarten. Doch ergießen sich die nordwestlichen Luftströmungen vom deutschen Meere her mit so großer Gewalt über die ganze Halbinsel, daß man selbst nahe an der Ostsee in einzelnen exponirten hohen Lagern noch Bäume sehen kann, die ihre Zweige dem Nordwesten abwenden und die in ihrer ganzen Physiognomie zeigen, daß sie nicht unter dem Einflusse der nahen Ostseewinde, sondern unter der Gewalt des heftigen Nordwests stehen.

Dieselbe Erscheinung wiederholt sich in jedem kleinen Landesabschnitte, auf fast jeder Insel oder Halbinsel der Schleswig-Holsteinischen Küste. Jede Insel hat ihre dürftige Partie gegen Nordwesten, und ihre lachende Lichtseite gegen Osten. Die äußersten Dörfer an der Westseite der Nordfriesischen Insel Föhr z. B. können fast gar keinen Baum aufbringen. Dort sieht man nur hier und da arg mitgenommene traurige Stümpfe mit dürftiger Blätterbekleidung

zwischen den Mauern stehen. In den mittleren Dörfern werden die Bäume schon etwas zahlreicher und größer und am Ende der östlichsten Inselhälfte stehen dichte Gruppen ganz schön entwickelter Kastanien-, Linden- und Obstbäume.

Eine ähnliche Einwirkung dieses Windes auf die Vertheilung der Vegetation läßt sich auch in der Halbinsel zwischen der untern Elbe und Weser oder in der nördlichen Hälfte des Königreichs Hannover nachweisen. Auch hier sind die südlichen und östlichen Partien vor den nördlichen und westlichen bevorzugt. Das schönste und reichste Obstland dieser ganzen Gegend, das seiner Kirschen, Pflaumen und Aepfel wegen berühmte sogenannte „Alte Land“ zwischen Harburg und Stade, liegt, gegen Osten geöffnet, und gegen Westen von einer hohen Geest geschützt, an den Niederungen der Elbe. Je weiter man vom Alten Lande aus durch die Länder Kehdingen und Hadeln nach Nordwesten vorschreitet, desto dürftiger werden die Obstgärten. Und das Amt Ritzebüttel und das Land Wursten; die ganz nach dem Meere hinausliegen, haben deren noch weniger. —

Die ganze bezeichnete Halbinsel ist zwar in hohem Grade flach, doch wo nur eine ehemalige Dünenkette oder sonst irgend ein kleines Gebirge auftritt, da zeigt sich alsbald derselbe Contrast zwischen Westen und Osten.

Ein Gebirge dieser Art ist z. B. die „Wingst“ zwischen den Ländern Hadeln und Kehdingen im Gebiete des Ostestusses. Es ist ein kleiner Hügel-

rücken mit Spitzen von etwa 300 Fuß Höhe. Seine nordwestlichen Abhänge sind im hohen Grade öde und kahl und fast nur mit Haide bewachsen, während die südöstliche Seite, im Schutze vor dem Seewinde, die schönsten Haine erzeugt hat, von denen einer, der sogenannte „Dobrock", das weit berühmte Paradies und Lustgehölz der Bewohner der benachbarten Marschen ist, die aus nahe und fern zum „Dobrock" heranpilgern, um in ihm Waldfreuden und Bergluft zu genießen.

Aehnliches läßt sich noch bei vielen anderen kleinen schutzgewährenden Bergzügen, — wie im Herzogthum Bremen, so in Oldenburg, Ostfriesland und Holland — bemerken. Wie die Obstzucht im Altenlande, so ist z. B. auch die schöne Hyacinthencultur bei Harlem nur durch einen Schutzwall gegen den Nordwestwind möglich geworden. Die prächtigen Harlemer Blumengärten liegen auf der Ostseite einer kleinen Dünenkette, welche sich von Nordwesten nach Südosten durch's Land zieht.

Diese Beispiele und Andeutungen mögen genügen, um die Einwirkungen des Nordwestwindes auf die Gruppirung und Anordnung der Vegetation über das ganze Land hin in's Licht zu stellen. Höchst interessant ist es, diese Einwirkungen auch im Detail zu verfolgen.

Man erkennt dieselben, wie ich sagte, fast an jeder Baumgruppe und an jedem einzelnen Baume. Um dies genauer nachzuweisen, mag ich den Zustand eines kleinen Eichenwaldes im Amte Ritzebüttel in der

nördlichsten Spitze der Elbe-Weser-Halbinsel etwas näher schildern.

Der sogenannte „Brockeswald“ liegt auf der Geest etwa eine Stunde westlich von Ritzebüttel. Er besteht aus lauter kleinen verkrüppelten Eichen und hat etwa tausend Schritt im Durchmesser. Vier Meilen in der Runde ist er das einzige Gehölz, vermuthlich der traurige Rest eines größeren Urwaldes, der sich im Kampfe mit dem Nordwestwinde bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Vor fünfzig Jahren, in der französischen Zeit, soll er noch einige große und starke Bäume gehabt haben. Doch diese haben die Franzosen, die Verderber so vieler deutschen Eichenwaldungen, gefällt. Mit dieser Ausnahme erinnert sich Niemand, daß sich das kleine Wäldchen in seiner Größe und Umgränzung verändert habe. Alle Bäume in ihm, selbst die kleinsten und krüpplichsten, sind uralt. Am nordwestlichen Rande, wo der rauhe Wind mit voller Kraft einsetzt und alles üppige Aufstreben nieder hält, giebt es fast nur niedriges Gebüsch, das aus uralten Wurzeln ausschlägt, und in seiner krausen Verwachsung dem Krummholze unserer Alpen gleicht. Weiter hinaus, wo der Landmann schon Theile des Waldes unter den Pflug gebracht hat, hört selbst das Gebüsch auf. Doch findet man noch mitten im Kornfelde zuweilen alte Wurzeln, in denen noch nicht alles Leben abgestorben ist, und die es noch zuweilen versuchen, einen grün belaubten Eichenzweig durch die Aehren in die freie Luft hinauszusenden. Weiter binnenwärts dagegen blicken hinter dem vier oder fünf

Fuß hohen Eichengestrüpp des äußeren Waldrandes sechs bis acht Fuß hohe Büsche hervor, die in ihren unteren Parthien schon etwas mehr Schutz von ihren Vormännern erhielten. Und so tempelt sich das Ganze allmählig nach Südosten hin auf, indem sich jeder Hintermann ein paar Zoll über die Schultern seines Vordermannes erheben konnte. Aus den Gebüschen werden zuletzt Bäume, die anfänglich noch viele leidende und kahle Aeste und schiefe Stämme zeigen. Schließlich stehen denn die Bäume gerade auf den Füßen, haben ordentliche Stämme, eine runde Krone, und man wandelt aufrecht in einem stillen luftigen Haine, dem das Knorren- und Buschwerk im Nordwesten wie ein Schild vorliegt.

Der bekannte deutsche Dichter Brockes, der, wie ich sagte, im Anfange des vorigen Jahrhunderts Senator in der Stadt Hamburg und Amtmann in Ritzebüttel war, hat in einem langen Gedichte diesen merkwürdigen Wald und seine

„Auf tausend Art gewachsenen Stämme,"
„Auf tausend Art gedrehten Aeste,"
„Auf tausend Art gekrümmten Zweige,"
„Auf tausend Art gebrochenen Knäste"

besungen, der Wald hat daher auch von ihm seinen Namen bekommen und ist beim Volke umher berühmt geworden. Wenn die Bewohner der Ortschaften des Amtes Ritzebüttel einen öffentlichen Tanz oder sonst ein Fest feiern wollen, so wählen sie dazu den Brockeswald, der bei ihnen indeß nur schlechtweg „der Busch" heißt. Ihre Schützengilden, ihre Schul- und Waisen-

kinder ziehen alle an ihren Lust- und Feiertagen hinaus „zum Förster im Busch.“

Eine noch kümmerlichere und merkwürdigere Waldruine soll es bei dem Dorfe Berschen an der Ostgränze des Landes Wursten geben. In diesem „Walde“ bringt es kein Eichbaum bis über zehn Fuß Höhe und von da an steigen sie nach Nordwesten bis zu fünf und zwei Fuß Höhe herab. Der ganze sogenannte Wald ist eigentlich nur ein Labyrinth von Wurzeln, die sich im Sande krümmen und winden und vergebens aufzukommen trachten. Das merkwürdigste ist aber dabei, daß sich die ältesten Leute nicht erinnern, daß dies je anders gewesen sei. Der Wald ist nie zum rechten Leben gekommen, doch stirbt er auch nicht völlig.

Dergleichen stets mit dem Nordwesten kämpfende und ringende Wälder giebt es aber an dem ganzen Südufer der Nordsee bis zum Vorgebirge Skagen hinauf, noch viele. Man erinnert sich bei ihrem Anblicke zuweilen der sogenannten Bannwälder in den Alpen, welche durch die einbrechenden Lawinen in einen ähnlichen Zustand versetzt werden, wie jene durch die Irruption des Nordwests. Auch diese Bannwälder der Alpen bieten auf der exponirten Seite nur Wurzelwerk, Krummholz, mißhandelte und leidende Bäume dar, und erheben sich endlich nur auf der Schutzseite zu kräftigen Gewächsen.

Man kann sagen, daß der Nordwestwind fast jede Baumgruppe im ganze Lande ähnlich behandelt, wie den beschriebenen Brockeswald. Zuweilen findet man

Reihen von nur sechs oder sieben Bäumen, von denen jeder nach Südosten hin folgende eine auffallend bessere Entwickelung zeigt, bei denen der vorderste nach Nordwesten blickende nur ein kleiner, dürrer, völlig blätterloser Krüppel ist, während der zweite und dritte bereits mehrere Fuß höher sind und einige belaubte Zweige besitzen. Der fünfte in der Reihe hat schon ein kräftiges Laub und nur noch einige dürre Aeste, und der sechste endlich ist ein völlig gesunder, vollständig belaubter und schön abgerundeter Baum.

Bei Baumgruppen oder Gärten, die dicht hinter einem Seedeiche liegen, bemerkt man häufig folgende Erscheinung. Die hart am Deiche stehenden Bäume, welche der nordwestliche Luftstrom unmittelbar trifft, haben nicht höher als der Rand des Deiches wachsen können. Von da an aber steigen die entfernteren immer höher, wie ein langsam anschwellender Berg empor. Der Nordwestwind scheint das Laub so zu behandeln und in derselben Weise aufzuhäufeln oder wegzufegen und zu gestalten, wie er es im Winter mit dem Schnee thut.

Auch bei Gebäuden, Gartenmauern u. s. w. sieht man ganz ähnliche Erfolge. Wo der Wind zwischen zwei Häusern einen Kanal findet, hat er zuweilen alle Vegetation weggeblasen. Ein Baum, der an einer Windecke, halb im Luftstrome und halb im Schutze steht, ist halb zerstört und halb gesund.

Zuweilen gedieh ein Baum hinter einem Hause sehr wohl. Sobald er aber bei fernerem Wachsthum die Höhe des Dachs erreichte, schauderte es ihm vor dem dort stets

brausenden Nordwest, er bog seine Zweige um und kroch und tastete sich mit ihnen an dem Dachrücken, der Gränze der Unruhe und des Schutzes, hin. Man empfindet eine Regung von Mitleiden, wenn man dergleichen Bäume mit solchen furchtsamen, nach der einen Seite hinausgestreckten Zweigen sieht und glaubt fast, es sei Vernunft und Leben in ihnen. Die Griechen hätten auf solche Nordseebäume gewiß etwas Aehnliches erfunden, wie den Mythus von den Kindern der Niobe, die Apoll mit seinen Pfeilen tödtete.

Im westlichen Holstein bemerkte ich einst Folgendes: eine Gruppe Obstbäume, die hinter einer Mauer standen, waren durch dieselbe in ihrer untern Hälfte geschützt, während ihre Krone über den Rand der Mauer hervorragte. Im Frühlinge, mitten in der schönen Blüthezeit, hatte ein heftiger Nordwestwind ihre obere Partie angeblasen und ihre Blüthen und Blätter zerstört, während die Blüthen der unberührten unteren Baumzweige sich weiter entwickelt hatten. Im August, wo ich die Bäume sah, hingen nun reife Aepfel an der geschützten unteren Hälfte der Bäume, während die oberen, im Frühlinge zerstörten Aeste jetzt versuchten, neue Blüthen und Blätter zu treiben.

Einige Bäume, namentlich Birken, Föhren, Pappeln und Weiden, vor allen aber der Schleedorn, halten gegen den Nordwestwind besser aus als andere. Auch der beliebteste Baum der Marschen, die Esche, widersteht ihm leichter, als Buchen, Eichen, Linden oder gar die Obstbäume; diese letzteren, wenn man von

ihnen Nutzen haben will, muß man immer trachten mit einem Ringe von Eschen, Pappeln, Birken oder andern zähern Gewächsen, die man in Schleswig-Holstein wohl „Sturmbäume“ nennt, zu umgeben. Dort ist fast jeder Garten mit einem hohen Erdwall, der noch dazu mit Dorn- und Sturmbäumen besetzt ist, umgeben und in der Mitte eines solchen künstlich geschaffenen Dickichs, in dem sie wie die Vögel in einem Neste stecken, gedeihen dann die Obstbäume und zarten Blumen selbst in Jütland vortrefflich. Die Landleute dieser Gegenden sind daher immer darüber aus, alle Windecken und Zugänge, bei denen der Nordwestwind einen Halt gewinnen und etwas Werthvolleres verderben könnte, mit „Schutz-“ oder „Sturmbäumen“ zu versetzen und man hört sie oft, wenn sie ihrer Nachbarn Gehöfte besichtigen, sich unter einander ermahnen, hier oder da doch „etwas Schutz zu pflanzen.“

Auch die Förster in unsern Küstenländern an der Nordsee müssen bei den Durchforstungen ihrer Wälder Rücksicht auf den Nordwestwind nehmen. Sie müssen ihre sogenannten „Brandrouten“ so viel als möglich in einer dem Nordwestwinde entgegengesetzten Richtung anlegen. Brandrouten und Durchforstungen, die dem Nordwestwinde ein Thor eröffnen und ihm den Zugang in das Innere des Waldes erleichtern, würden zur Störung desselben beitragen. Der Wind fährt mit doppelter Gewalt in diesen Kanälen dahin, und vernichtet die Bäume zu beiden Seiten seines Weges. Die Förster hüten sich in diesen Ländern aus dem-

selben Grunde auch die Wälder von Westen her anzugreifen, wo sie von einem Kranze halb zerstörter und kränkelnder Bäume umgeben sind. Dieser Kranz sieht zwar nicht schön aus, aber er gewährt eben solchen Schutz, wie die Borke bei einer Wunde, und wenn man ihn beseitigte, würde der Wind sich sogleich über die nächste Baumreihe hermachen und sie in denselben traurigen Zustand versetzen. Man muß alle Wälder von Osten her bei ihrer starken Seite angreifen.

Auch auf die Sandwehen im Innern der Haiden und auf die Wanderung der Dünen ist der Nordwestwind von großem Einflusse. Man sieht die Zerstörungen, welche diese Sandverstreuungen veranlassen, mehr aus Nordwesten, als aus irgend einer andern Richtung einsetzen. Ich sah auf meinen Wanderungen in jenen Ländern nicht selten Dünen, die in der Richtung nach Südosten weithin die Aecker und Wiesen mit Sand überdeckt hatten, während sie nach andern Seiten hin unschädlich geblieben waren.

Zuweilen nimmt ein heftiger Nordwestwind nicht nur feinen Sand, sondern auch grobe Grandkörner auf, mit denen er im Stande ist, den Kornfeldern zu schaden und ihre Halme zu knicken. Die Haidebewohner der Herzogthümer Bremen und Verden legen Rasen- oder Plaggendämme, sogenannte „Besodungen“ zum Schutze ihrer Aecker gegen diese vom Nordwest verschleuderten Sandkörner an. Selbst die Felder und Aecker in Schleswig-Holstein sind mit Dämmen eingehegt, die man „Knicken“ nennt und welche den

überall so nöthigen und gesuchten Schutz gegen die nordwestliche Luftströmung gewähren. Mit diesen Knicken ist das ganze Land, so zu sagen, gegen die Luftfluthen eingedeicht, wie es die Inseln und Halbinseln gegen die Wasserfluthen sind.

Zuweilen attackiren die von Nordwestwinden beflügelten Sandkörner die Leute auch hier in ihren Häusern. Ein Förster in dem Innern des Herzogthums Bremen erzählte mir, der Nordwestwind habe häufig mit den von ihm entführten Sandkörnern und Steinchen die Fenster seiner Behausung eingeschlagen und über Nacht seine Zimmer mit Grus gefüllt. Endlich habe er ein wenig „Schutz“ gebaut, Besodungen und Bäume vor der schwachen Seite seiner Wohnung angelegt, und zuletzt auch die wunde Bodenstelle, welche den Sand lieferte, durch Bedüngung, durch Mergel und Anbau untergekriegt.

Obgleich, wie ich sagte, Nordwest- und Westwinde einen großen Theil des Jahres hindurch heftig wehen, und das ganze Land, so zu sagen, tyranniſiren, und Vieles darin nach ihrer Laune gestalten, so entschlüpft, wenn sie nicht besonders stark sind, doch noch Manches ihrer unbarmherzigen Scheere. Zuweilen treten sie aber mit unwiderstehlicher Heftigkeit auf und dann hilft gegen sie sogar der beste Schutz nicht. Wüthende Nordwestwinde sind im Stande, die ganze Vegetation einer Insel oder eines Küstenstrichs in einem Tage zu vernichten, die Bäume mitten im Sommer ihres Laubschmuckes zu berauben und alles Grün verdorren und verkohlen zu lassen.

Der Nordwestwind unserer Nordseegegenden bildet daher in allen diesen Rücksichten einen merkwürdigen Contrast zu dem warmen Föhn, der aus Italien in die Alpenthäler sich ergießt. Wo dieser einbricht, da schmilzt der Schnee, die Bäume, die er anhaucht, erblühen in Pracht und die Bergwände und Gelände, die ihm ausgesetzt sind, haben ein üppigeres Frühjahr, als die, zu denen er nicht gelangt, während unseren Nordwestwind auf seinen Bahnen Trübsal und Verderben verbreitet und Alles sich vor ihm ängstlich zurückzieht.

IX. Das Schwarzbrod und der Westphälische Pumpernickel.

Lipsius und Voltaire über Schwarzbrod. — Geschichte des Roggens und des Schwarzbrodes in Nordwestdeutschland. — Verbreitungsgebiet des Schwarzbrodes. — Seine verschiedenen Formen und Bereituugsweisen. — Schwarzbrod in Schweden, in Liefland, in Preußen, in Dänemark, in Niedersachsen, in Westphalen, in Holland. — Der „Pumpernickel“. — Weißbrod mit Schwarzbrod verglichen. — Die Rolle, die jenes und dieses in den Haushaltungen und bei den Gebräuchen der Bewohner spielt. — Verschiedene Benennungen des Schwarz- und Weißbrods. — Das Kneten des Brods mil den Händen und Füßen. — Recht und Pflichten des ersten Knechts in den westphälischen Bauernwirthschaften in Bezug auf die Vertheilung des Schwarzbrods. — Die Backöfen der Bauern. — Zukost zum Schwarzbrod. — Verschiedene mit Schwarzbrod bereitete National-Gerichte. — Die Rolle. welche das Schwarzbrod als Gewürz in der Küche spielt. — Der Feinschmecker und das Schwarzbrod. — Wie der Genuß des Schwarzbrods auf die Gesundheit wirkt. — Verbreitung des Roggens und des Schwarzbrodgenusses in andern Ländern, in Süddeutschland, in England in der Neuzeit. — Ansiedlung von Schwarzbrodbäckern in Amerika.

Das schwarze, massive, feste, in plumpen Blöcken gebackene säuerliche Roggenbrod des Nordens von Deutschland hat unter den verschiedenen alltäglichen Speisen des gemeinen Mannes in Europa eine nicht geringe Berühmtheit erlangt.

Es ist für Die, welche aus Weizen- und Weißbrod-Gegenden zu unseren niedersächsischen Ebenen heranreis'ten, häufig ein Gegenstand der Verwunderung und der Kritik gewesen.

Ich begegnete einst in Begleitung eines Engländers in den Straßen einer holsteinschen Stadt einem Burschen, der ein mächtiges Schwarzbrod auf den Schultern zu Hause trug. „Was ist das?“ fragte mein Freund aus Albion den transalbingischen Knaben mit großen neugierigen Blicken. Als dieser „Brod!“ antwortete, rief der Brite fast entsetzt aus: „Wie? willst du Das essen?“ und beruhigte sich nicht eher, als bis wir ihm die Möglichkeit, diesen Stoff zu genießen, durch eine Probe bewiesen hatten.

Die Ungarn, die ebenfalls durchweg ein lockeres schneeiges Waizenbrod haben, können sich kaum vorstellen, daß es pechschwarzes Brod gäbe. Es erscheint dieß ihnen so monströs, wie dem weißen Menschen die Neger.

Der Franzose Voltaire, der auch einmal einen Theil unserer norddeutschen Eichenwälder passirte, beschreibt unser Schwarzbrod als: „une certaine pierre dure, noire et gluante, composée á ce qu'on dit d'une espece de seigle“ (einen gewissen, harten schwarzen, klebrigen Stein, der, wie man sagt, aus einer Art Getreidekörner gemacht wird), und von den Bauern, die dieß Brod essen, sagt er ungefähr, wie Tacitus, daß sie leben: „le plus cordialement du monde pêlemêle avec d'autres animaux domestiques dans de grandes huttes, qu'on appelle maisons.“*)

Auch noch ein anderer großer Geist aus etwas älterer Zeit, der berühmte Belgier Justus Lipsius, der

*) Citirt bei: Wachsmuth, Geschichte der deutschen Nation.

während seines vielbewegten Lebens einmal den westphälischen Kreis des deutschen Reichs durchkreuzte, hat, wie Voltaire, unserem Schwarzbrod und überhaupt dem ganzen Grobbrod-Lande ein saures Gesicht geschnitten: „Barbaria nulla barbara est prae hac Westphalia“ schreibt er in einem Reisebriefe aus dem Oldenburgischen: „Omnes hic suilli, scrofae, porci. Cibi non dicam barbari, sed vix humani, — panis ater, gravis, acidus etc.“ (Die Barbarei ist gar nicht barbarisch neben diesem Westphalen. Alles um mich her sind Grunzer, Schweine, Ferkel, Saue, Eber. Die Speise möchte ich nicht bloß barbarisch, vielmehr kaum menschlich nennen, ein schwarzes, schweres, saures Brod.)

Nahm man doch sogar in der ganzen Welt allgemein einen Namen für unser Schwarzbrod an, der wiederum nur eine Paraphrasirung des vix humanum des hochgelahrten Lipsius war. Denn das „Nickel“ in dem Worte Pumpernickel oder „bon pour Nickel“ ist die Bezeichnung eines kleinen — Pferdes.

Mit diesen wegwerfenden Urtheilen der Fremden stehen die Ansichten und Neigungen der Einheimischen in großem Contraste. Denen, die dieses schwarze Brod von Jugend auf genossen, ist es so lieb geworden, daß sie, in fernen Landen weilend, es nicht weniger vermissen, wie der Neapolitaner seine Macaroni, und wenn sie ihm einmal durch einen glücklichen Zufall in der Fremde begegnen oder wenn, wie es oft geschieht, ihre Verwandten ihnen aus dem alten Sachsenlande ein wohlverpacktes Schwarzbrod per Schiff oder

Post mit Grüßen nach London oder Paris zusenden, es fast eben so freudig begrüßen, wie jener Grönländer in Kopenhagen einen starkduftenden Robben, bei dessen Anblicke er mit Thränen in den Augen ausrief: „O, mein Vaterland! mein Vaterland!“

Eine durchgreifende und umfassende Schilderung, Geschichte und Statistik dieses in der Fremde so berüchtigten und in seiner Heimath so beliebten, mit dem Leben, Sinne und den Sitten der nordgermanischen Stämme so innig verwachsenen Brodes, wenn man dieselbe bis zu den frühesten Zeiten Germaniens hinauf und in allen Nuancen bis in die äußersten Spitzen seines Verbreitungsgebietes verfolgen könnte, wäre gewiß ein sehr interessanter und auch wichtiger Abschnitt unserer deutschen Culturgeschichte.

„In der Küche“, sagt einer unserer ausgezeichnetsten Ethnographen (Riehl) „schlummern viele der ältesten Volksalterthümer. Einzelne Stämme halten an bestimmten Formen der Nahrung sehr eigensinnig fest. Außer in ihrem Sprach-Accente sind die Volksstämme nirgends conservativer, als wo es Mund und Magen gilt“. Riehl behauptet sogar, daß dergleichen Dinge aller politischen Gränzen spotten, und daß man heute noch die drei Volksstämme, der Baiern, Schwaben und Franken nach einer dreifachen Form ihres Brodes charakterisiren könne.

Leider liegt aber die Geschichte und Statistik aller herkömmlichen Nahrungsstoffe und namentlich auch der Brodpflanzen und des Brodes noch vielfach im Dunkel. Wir können weder genau das Vaterland

unseres Roggens angeben, noch auch die Zeit, Art und Weise seiner Verbreitung durch diejenigen Länder, in denen er jetzt ganz einheimisch ist, authentisch bestimmen.

So viel scheint indeß gewiß zu sein, daß die Römer weder den Roggen, noch das Schwarzbrod gekannt haben. Die Römer waren mit dem Waizen verbrüdert, und wohin sie in Europa kamen, da erschienen sie als die Vorfechter seiner Kultur und introducirten oder beförderten seinen Anbau, namentlich auch in Deutschland.

Auf der anderen Seite nehmen es unsere Historiker als eben so ausgemacht an, daß unsere alten Deutschen zur Zeit der Römer kein anderes Getreide besaßen, als Hafer, Gerste und Hirse. Durch die Römer lernten sie den Waizen und Spelz kennen, doch wahrscheinlich nur so weit, als die römische Herrschaft reichte, im westlichen und südlichen Deutschland, in der Rhein- und Donaugegend, wo noch jetzt Waizen und Weißbrod, wenn auch nicht in der Weise, wie in England die Hauptnahrung des Volks ist, doch wenigstens neben dem Roggenbrode seine große Geltung hat. Das nicht eroberte Norddeutschland hat noch einige Jahrhunderte nach Caesar und Augustus wohl nur Hafer- und Gerstenbrod genossen.

Erst zu der Zeit der Völkerwanderung scheint von Osten her der Roggen eingewandert zu sein. Einige glauben, daß die Hunnen Attila's ihn im 5. Jahrhunderte mitbrachten. Andere sind der Meinung, daß die slavischen Stämme ihn schon seit unvordenk-

lichen Zeiten bauten und ihn bei ihrer Einwanderung in Deutschland im 5. und 6. Jahrhunderte verbreiteten.

Obwohl demnach der Roggen unter uns West-Europäern erst ein Alter von etwa anderthalb tausend Jahren hätte, so ist er doch seit seiner Einführung allmählig in einem großen Abschnitte von Europa das Hauptgetreide geworden.

Da er nicht nur ein nördliches Klima und einen dürftigen Boden *verträgt*, sondern auch *liebt*, so ist er nun in der ganzen nördlichen Hälfte unseres Welttheiles verbreitet.

Eine Linie, die von den Karpaten um Ungarn herum durch die Mitte Deutschlands und das nördliche Frankreich streicht, bezeichnet die Gränze seines vornehmsten Verbreitungsgebiets gegen *Süden*. Weiter südlich von dieser Linie wird er zwar auch noch gebaut, jedoch zum Theil, wie im mittleren Frankreich nur als Viehfutter und des Strohs wegen oder wie in Italien und auf der griechischen Halbinsel nur hie und da auf den Berghöhen. Im südlichen Deutschland dient er freilich neben Waizen und Spelz auch den Menschen zur Nahrung. Doch ist die Cultur und Genß dieser letztern vorwiegend.

Die *nördliche* Gränze des Roggens geht ziemlich hoch in Skandinavien und Rußland hinauf und begreift dort noch die ganze südliche Hälfte Schwedens, Norwegens und des russischen Finnlands. Erst im Norden dieser Linie wird es ihm zu kalt und dort nehmen seine Stelle wieder die uralten germanischen

Cerealien, der Hafer und die Gerste ein, die sich noch weiter gegen den Nordpol hinauswagen, die Gerste sogar noch einige Breitengrade weiter als der Hafer.

Im Osten erstreckt sich das Gebiet des Roggens tief nach Asien und ins südliche Sibirien hinein. Im Westen aber endet es mit den Niederlanden. Ueber den Canal nach Großbrittanien ist der Roggen, sonderbar genug, kaum in irgend bedeutender Weise hinübergedrungen.

Ganz Großbrittanien baut und ißt Waizen und Weißbrod und kennt den Roggen und das Roggenbrod fast nur dem Namen nach.

Und in den nördlichen Gegenden von Schottland und Irland, wo die Natur zur Erzeugung des Waizens zu rauh oder die Mittel zur Bezahlung des Weißbrods zu gering sind, behilft sich das Volk mit Gersten- und Haferbrod.

Daß so Großbrittanien fast ganz aus dem Gebiete des Roggens und des Roggenbrods hinausfällt, ist um so merkwürdiger, weil es einentheils ganz unter den Breitengraden des Haupt-Roggenstrichs ligt und anderntheils fast von — jetzt wenigstens — lauter Roggenbrod essenden Stämmen bevölkert wrde, nämlich von Niederländern, Friesen, Sachsen, Norwegern ꝛc.

Abgesehen von dem weiten Osten, von Sirien, Rußland und Polen giebt es innerhalb des bezeichneten Strichs keine Gegend, in welcher der Roggen sich heimischer gemacht hätte, als in der norddeutschen Ebene. Er hat hier so recht das ihm behagende

Klima und auch den ihm zusagenden sandigen Boden gefunden, und ist daher in so hohem Grade die vornehmste Getreidegattung geworden, daß die Landeskinder den sonst allgemeinen Namen des Getreides ihm vorzugsweise geben. Die Norddeutschen nennen den Roggen allgemein par excellence „das Korn“, während sie den anderen Kornarten, dem Waizen, der Gerste ꝛc., die auch neben dem Roggen, aber in weit geringeren Quantitäten gebaut werden, ihre besonderen Namen lassen.

Ja, man behauptet sogar, daß der Name „Roggen“ selbst nicht anders, als das durch Transposition der Buchstaben nur etwas umgewandelte Wort „Korn“ sei. Nebenher erinnere ich daran, daß es auch in andern Ländern Sitte ist, die nationalste Getreidegattung vorzugsweise mit dem Namen „das Getreide“ oder „das Korn“ zu bezeichnen. So verstehen z. B. die Amerikaner unter „the corn“, den Mais, ihren vornehmsten Brodstoff, und die Engländer denken bei „corn“ und „cornlaws“ an nichts anders, als an ihren Waizen und Waizen-Gesetze.

Der mit den Römern nach Süddeutschland gekommene Waizen hat sich zwar in der Folgezeit von hier aus allmählig auch durch einen großen Theil des eben bezeichneten Roggengebiets verbreitet. Er wird jetzt nicht nur in ganz Norddeutschland und Dänemark, sondern auch in den südlichen Provinzen Schwedens und in den Russischen Ostseeprovinzen bis nach Petersburg hin gebaut.

Doch ist er in diesen Gegenden, von denen schon vor ihm der mit den Hunnen oder Slaven gekommene Roggen Besitz ergriffen hatte, gewissermaaßen ein Fremdling.

Da er einen fruchtbaren und schweren Boden und ein etwas milderes Klimo liebt, da seine Bearbeitung im Norden kostspieliger wird, so hat er dort gegen den Roggen nicht aufkommen können und spielt auf den Aeckern und in den Hauswirthschaften des Nordens nur eine sehr sekundäre Rolle. —

Alles zusammenfassend kann man sagen, daß der Roggen bei sämmtlichen Nord-Germanen, bei den niedersächsischen Stämmen, in Holland, in Westphalen, in Preußen, in den Russischen Ostseeprovinzen, und ferner überall in Dänemark, Schweden und Norwegen den vornehmsten und wichtisten Brodstoff zur Nahrung des gemeinen Mannes liefert.

Wie jedes Produkt in der Welt innerhalb seines großen Verbreitungsbezirks wieder einen kleineren Kreis zu haben pflegt, in welchem es in vorzüglicher Qualität und Quantität erzeugt wird, so hat denn auch das grobe nord-germanische Roggenbrod innerhalb seines weiten Vaterlandes seine engere Heimath, in welcher es mehr als anderswo sich breit und berühmt gemacht hat. Es ist dies das Land der alten von den Römern gepriesenen „Brukterer“, unserer heutigen Westphalen.

Diese Westphalen sind noch jetzt derselbe derbe, kräftige, lang aufgeschossene Menschenschlag, wie ihre Vorfahren es zur Zeit des Tacitus waren. Sie leben noch nach alterthümlicher Weise, wie dieser Sitten-

schilderer es beschreibt, unter alten Eichenhainen, recht gemächlich und weitläuftig in vereinzelten großen Bauernhöfen, in denen „ihre Kinder“, wie es in der Germania heißt, „indem sie sich miteinander balgen und unter den Hausthieren herumtummeln, bei grober Kost zu dem Gliederbau aufwachsen, den wir Römer anstaunen.“

Sie treten plump einher in ausgehöhlten Holzklötzen, die ihr Schuhwerk bilden. Schweinefleisch, Pferdebohnen, Sauerkraut sind einige ihrer beliebtesten Nahrungsmittel und ihre Getränke heißen: „Gräsing,“ „Reut“ und „Ramina.“ Es sind das alterthümliche westphälische Gattungen von Bieren, die schon Tacitus mit „verdorbenen Weinen“ vergleicht, und von denen ein anderer Italiener, der päbstliche Legat Chigi, als er einmal im Anfange des 17. Jahrhunderts im Münsterlande reisen und „Gräsing“ und „Ramina“ kosten mußte, gesagt hat: „Adde parum sulphuris et erit potus infernalis“ („Fügst du noch ein wenig Schwefel hinzu, so wird es ein Trunk sein, der für die Hölle paßt.“)*)

Es ist merkwürdig, wie gut zu aller dieser Alterthümlichkeit, zu jenen Ungetränken, zu den Holzschuhen, den langen Burschen auch das massive schwarze westphälische Roggenbrod paßt, das selbst ein so Spartanisches antikes Aussehen hat, und mit dessen schwerfälligen gewichtigen Blöcken die Westphalen, wenn sie nur Berge dazu hätten, ihr Vaterland allenfalls eben so gut vertheidigen könnten, wie die Schweizer das ihrige mit ihren Felsklötzen.

*) Nach Wachsmuth: Geschichte der deutschen Nation.

Von Westphalen ist der ganze Ruhm und Ruf unseres norddeutschen Schwarzbrodes ausgegangen. Dort wird es in der größten Menge, der besten Qualität und seiner ganzen Eigenthümlichkeit producirt. Dort haben jene berühmten Fremden Lipsius, Fürst Chigi und Voltaire es entdeckt, studirt und der Welt beschrieben.

Dort ist auch der Name Pumpernickel entstanden, welcher der westphälischen Gattung des Roggenbrodes vorzugsweise eigen geblieben ist. Dort sind alle mit diesem Brode verbundenen Verfahrungsweisen, Sitten und Gebräuche am meisten ausgeprägt.

Ich will mich daher mit meinen Bemerkungen über diesen Gegenstand zunächst vorzugsweise in die Gauen an der Lippe und Ruhr und in das Münsterland versetzen, will schildern, welche Rolle das grobe schwarze Kernbrod dort in dem Haushalte und dem Alltagsleben der Menschen spielt, zugleich aber dann von jener eigentlichen Pumpernickelburg aus Streifzüge durch das ganze niederdeutsche Flachland, die Ems-, Weser- und Elbelande machen, und andeuten, wie auch da mehr oder weniger dieselben Dinge Geltung haben, oder welche Modificationen sie dort erleiden mögen.

Da besondere Specialnamen für die Dinge erst dann aufkommen, wenn ein Bedürfniß vorhanden ist, sie von andern Species derselben Gattung zu unterscheiden und da unsere Westphalen und Niedersachsen in der Regel kein anderes Brod kennen, als ihr säuerliches Roggenbrod, so ist es natürlich, daß ihnen auch der Name Pumpernickel und die anderen Namen, welche man auswärts ihrem Backproducte gegeben hat, unbekannt sind.

Sie nennen dasselbe schlechtweg „das Brod“, sowie sie den Roggen „das Korn“ heißen. Erst wenn das Mehl, wie es zu gewissen Zwecken geschieht, gesiebt und gebeutelt wird und daraus dann das sogenannte „ausgesiebte“ oder „Feinbrod“ (Finbrod) entsteht, das in einigen Gegenden z. B. in den Wesermarschen auch wohl „Kleinbrod“, (weil es meistens von geringerem Umfange ist), genannt wird, so wird dann im Gegensatze dazu dem gemeinen Brode mit der Kleie wohl der Name Grobbrod (Groffbrod) gegeben.

Waizenbrod ist bei unsern westphälischen und niedersächsischen Bauern, so zu sagen, etwas ganz ausländisches. Sie nennen es in einigen Gegenden z. B. im Schleswigschen ziemlich allgemein „französisches Brod“ (Franzbrod), was darauf hindeutet, daß wie der Waizen selbst, so auch die Waizenbäckerei aus Frankreich oder Gallien erst mit den Römern, dann mit den Karolingischen Franken, und auch wieder mit den späteren Verfechtern französischer Sitten, zu uns kam.

Von seiner Farbe nennt unser Bauer das Waizenbrod auch wohl „Weißbrod“ (Wittbrod) und im Gegensatze dazu bekommt dann das einheimische niederdeutsche Roggenbrod den Namen „Schwarzbrod“ (Swartbrod).

Da der Waizen durchweg ein loseres und lockeres Gebäck giebt, als der Roggen, so ist für jenes auch der Name „Losbrod“ aufgekommen, während dieses als dichtes oder „festes“ Brod bezeichnet wird. „Feste“ (oder Plattdeutsch „Faste“) „Brodbäcker“ sind in den

Städten diejenigen Bäcker, die nur Roggenbrod backen dürfen, „Losbrodbäcker“ dagegen diejenigen, welche sich bloß mit dem Waizenbrode beschäftigen.

Eine sehr allgemeine und in Norddeutschland weit verbreitete Benennung für das Waizenbrod ist endlich auch noch der Name „Stuten“ oder „Stutenbrod“, der vielleicht von dem niederdeutschen „Stut“ (Säule oder Pfeiler) *) abzuleiten und vielleicht von der dünnen, länglichen, säulenartigen Form, in der das Waizenbrod in einigen Gegenden auftritt, hergenommen ist. (In Nordfrankreich und Paris hat bekanntlich das gemeine Waizenbrod noch jetzt die Form eines ellenlangen dünnen Pfeilers.)

Wie die hochdeutsche Sprache für den Umgang mit den Vornehmen, so ist das „Waizen=“ oder „Franz=“ oder „Los=“ oder „Stutenbrod“ bei unsern west= oder ostphälischen Bauern nur für festliche Gelegenheiten, bei Hochzeiten u. s. w. üblich, daher sie auch die Zeit nach der Hochzeit, die bei uns sogenannte Flitter= oder Honig=Woche: „die Weißbrod=Woche“ (de Stuten=Weke) zu nennen pflegen. — Bei den Aermern und in Gegenden, wo der Waizen ganz selten ist, muß das ausgesiebte Roggenbrod oder das sogenannte „Finbrod“ an Festtagen die Stelle des Weißbrods vertreten.

Uebrigens mag ich noch gleich die Bemerkung hinzufügen, daß alle jene angeführten, allgemeinen Benennungen für Waizenbrod mitunter in einigen Gegenden auch in engerem Sinne für ganz besondere

*) Wahrscheinlich mit „stützen“ zusammenhangend.

Arten von Waizenbrod gebraucht werden. So heißt z. B. in der niedersächsischen Stadt Bremen „Losbrod“ nicht jedes Waizenbrod, sondern eine gewisse Art desselben von einer besonderen Form, die freilich dort die gemeinste des Waizenbrodes ist. Eben so werden auch anderswo „Stuten“ und „Weißbrod“ im weiten und im engeren Sinne gebraucht. Der Name „Franzbrod“, z. B. der in Schleswig allgemein für alles Waizenbrod gebraucht wird, gilt im Bremischen bloß für eine ganz besonders feine Gattung desselben.

Der Name „Pumpernikel“ und die damit zusammenhangenden Anecdoten oder Sagen sind in Westpfalen nur unter den Gebildeten bekannt, nicht bei den Bauern. — Da es aber einmal angenommen ist, daß dieser Name mit Bezug auf das westphälische Roggenbrod entstanden sei, so hat er außerhalb Westphalens, selbst im übrigen Niedersachsen allgemeine Geltung erhalten, und in Bremen, Hamburg, Holstein ꝛc. gehört das Wort „Pumpernickel“ als Eigenname dem nach westphälischer Art gebackenen Roggenbrode, während dann dem einheimischen, gewöhnlichen Roggenbrode der simple Name „Schwarzbrod“ bleibt. —

Das Roggenmehl ist bei weitem nicht so großer Verfeinerung und so mannigfaltiger Verarbeitung und Gestaltung fähig wie das Waizenmehl.

Dieses letztere nimmt fein gemahlen die schönste schneeweiße Farbe an, und geht willig die intimsten Verbindungen mit Wasser, Milch, Eiern, Butter, Zucker, Honig und zahllosen anderen Stoffen ein. Es ist daher die Grundlage aller Arten von Kuchenbäckerei

geworden und stellt sich auch als bloßes gemeines Brod in den allermannigfaltigsten Formen und Größen dar. — Die Roggenkörner haben dagegen von Haus aus eine schmutzige, zuweilen eine ganz dunkelbraune Farbe. Selbst das Mehl behält diese Farbe bei und das Brod entwickelt dieselbe beim Backen noch mehr. Man kann auch den Roggen nie zu solcher Feinheit mahlen, wie den Waizen, weil seine kleineren Körner von stärkeren Hülsen umgeben sind und weil sich die Theile dieser Hülsen schwerer vom Mehle des Korns trennen lassen, als beim Weizen. Auch hat er von Haus aus nicht den ganz reinen, neutralen Geschmack des Weizenmehls, den man einem weißen Blatte Papier vergleichen möchte, auf das sich Vielerlei schreiben läßt.

Er hat vielmehr einen gewissen, etwas pronoucirten Beigeschmack und würzigen Geruch, der besonders in dem ausgebackenen Brode hervortritt, und der ihn hindert, die Verbindung mit allen den oben genannten Stoffen einzugehen.

Das Roggenmehl spielt daher in der Kuchenbäckerei und überhaupt in unserer ganzen Küche bei weitem nicht die große Rolle des Waizenmehls. Sein würziger etwas herber Geschmack und Geruch würde alle die zarten Beimischungen von Milch, Butter, Zucker ꝛc. übertönen. Es läßt sich nur mit dem Wasser verbinden und mit diesem zu einem einfachen groben Brode gestalten. —

Wie die Arten des Gebäcks selbst, so sind auch die äußern Gestaltungen, die man dem Roggenbrode

giebt, meist sehr einfach, plump und grob und dabei ihre Dimensionen gewöhnlich bedeutend.

Das grobe Roggenbrod läßt sich in kleinen Portionen nicht so gut ausbacken. Es gedeiht besser in großen Massen. Und außerdem sind diese größeren Quantitäten schon dadurch bedingt, daß der gemeine Mann, für den es bestimmt ist, sich nicht häufig den Backoperationen unterziehen kann und gern Vorrath für längere Zeit hat.

Während daher das Waizenbrod bis zu den kleinsten und zierlichsten Brödchen hinabsteigt, und in Form nnd Größe fast in jedem Gaue, ja beinahe in jedem Orte wechselt, erhält das Roggenbrod in weiten Strichen eine und dieselbe Gestalt und Größe. Man kann in den Roggenländern viele Tagereisen weit vordringen, ohne einen Wechsel in der Form und dem Umfange des Brodes wahrzunehmen. —

Allerdings aber giebt es doch auch darin einige Variationen, die in ihren Abgränzungen und Verbreitungsgebieten festzustellen, wohl sehr interessant sein möchte. Es giebt bestimmte Formen und Bereitungsweisen des Roggenbrodes, die nur bestimmten Gegenden oder Volksstämmen eigen sind, und die mit der ihnen angehörigen Nationalität aufhören und wechseln. Manche Brodformen sind schon seit vielen Jahrhunderten in der Gegend, in welcher man sie jetzt findet, einheimisch.

Da die Form und Bereitungsweise des Brodes mit der Construktion der Backöfen und mit anderen festen häuslichen Einrichtungen zusammenhangen, und diese nur schwer geändert werden und daher sogar

leicht auf ein eroberndes oder sonst eindringendes Volk übergehen, so könnte man vermuthlich aus der Verbreitung einer gewissen Brodform auf die Verbreitung und frühere Geschichte der Landes-Bevölkerung schließen.

In der Hauptsache tritt das Roggenbrod unter zweierlei Gestalt auf. Man bereitet es aus Mehl, dem man die sogenannte Kleie d. h. die zermahlenen Holzfasern der Hülse des Korns beigemischt ließ, oder aus Mehl, dem man diese Kleie durch Aussiebung oder Ausbeutelung nahm.

Die Kleie, die einige feste Bestandtheile und wie die Epidermis des Negers die Hauptfärbestoffe enthält, giebt beim Backen dem Brode vorzugsweise eine besondere dunkle Farbe.

Wenn man die Kleie entfernt, so entsteht ein feineres Brod von hellerer bräunlicher Farbe, für das man in verschiedenen Gegenden verschiedene Namen hat.

Es giebt Striche, in denen man nur Roggenbrod von gebeuteltem Mehle genießt, und andere, in denen nur Brod mit der Kleie genossen wird.

Meistens aber hat man beide Sorten von Roggenbrod neben einander, dann jedoch so, daß das ausgebeutelte Brod nur zu gewissen Zwecken, an Fest- und Feiertagen dient, das Kleiebrod dagegen zum alltäglichen Bedarf.

Wie das Waizenbrod nach dem, was ich oben sagte, im Ganzen in kleineren Formen erscheint, als das Roggenbrod, so zeigt sich auch und zwar aus denselben Ursachen das gebeutelte Roggenbrod meist von geringerem Umfange als das grobe.

Man kann es als Regel annehmen: je gröber der Stoff, desto größer die Bröde. In den Gegenden, wo das gröbste Gebäck gebacken wird, hat man auch die größten und gewichtigsten Bröde, in Westphalen z. B. bis zu 50 und 60 Pfund das Stück. Das ausgesiebte Brod geht selten über 4 oder 6 Pfund hinaus.

Auch die äußere Gestalt, welche man dem feinen ausgesiebten Roggenbrode giebt ist fast überall von der des groben Kleibrodes verschieden. Für jenes ist eine halbkugelichte Figur, für dieses ein längliches Viereck oder Parallellopipedum das Gewöhnliche.

Die Halbkugelform für das Feinbrod herrscht z. B. in ausgedehnten Strichen des Königreichs Hannover. Es giebt indeß auch Gegenden, in denen das ausgesiebte Brod ebenso wie das Kleibrod in länglichen viereckigen Blöcken auftritt. —

Die längliche Blockform ist für das grobe ungebeutelte Schwarzbrod fast in dem ganzen nördlichen Deutschlande so weit der niedersächsische Stamm geht, die gewöhnliche. Sie ist mit diesem niedersächsischen Stamme in Holstein, in Meklenburg, in Pommern längs der ganzen Ostseeküste hin bis nach Liefland und Curland eingewandert.

Bei gleicher Form variirt aber oft die Größe. So sind in ganz Holland die Bröde meist nur von den Dimensionen großer Ziegelsteine, während sie an der Weser und Elbe Quadersteinen gleichen. Diese letztere Form und Größe geht auch durch Jütland und ganz Dänemark, wo durchweg das gemeine

Grobbrod des Bauern von demselben Geschmacke und Gehalte ist, wie in Niedersachsen. —

Erst in dem nördlichsten Roggenlande jenseits des Sundes treten ganz andere Backweisen und Formen des Brodes auf, welche ächt Skandinavisch sind, nämlich das sogenannte „Knäkebröd“, in dünnen, runden, hart gebackenen Scheiben, die man mit dem Hammer zerschlagen und mit untadlichen Heldengebissen speisbar machen muß. —

Unser norddeutsches weiches Roggenbrod wird in Schweden nur als Luxusartikel in den Städten und auch einzeln wohl auf dem Lande gebacken. —

Wie im hohen Norden, so giebt es auch südlich von unserer norddeutschen Ebene in Belgien, im nördlich Frankreich, im mittleren und südlichen Deutschland noch gar mancherlei Arten und Formen von Roggenbrod, die aber dort, wie ich schon sagte neben den Bröden aus Waizen, Spelz ꝛc. keine so hervorragende Rolle spielen.

Da es dem Gesagten nach in der Natur des groben Roggenmehles liegt, daß es in große Brodformen gebracht werde, und da diese umfangreichen Roggenbröde nicht so leicht austrocknen und alt werden, wie die kleinen Waizenbröde, so sind die Backperioden in den Haushaltungen unserer norddeutschen Bauern ziemlich lang. Gewöhnlich backen sie nur alle 14 Tage oder 3 Wochen frisches Brod. In manchen Gegenden auch nur alle 4 oder 6 Wochen. Recht sparsame niedersächsische Hausfrauen suchen wohl diese Periode noch über das gewöhnliche Maaß zu

verlängern. Sie backen gern so viel Brod auf einmal als möglich, weil sie wissen, daß die leckern Burschen vom frischen Brode besonders viel und gierig essen, und immer mässiger werden, je älter und trockener das Gebäck wird. Die längsten Backperioden kommen aber bekanntlich in Schweden vor, wo man zuweilen nur alle halbe Jahr einmal frisches Knäkebrod bereitet, so wie die kürzesten in Nordamerika wo das frische Brod jeden Tag kurz vor dem Frühstück oder Mittagsessen gebacken wird.

Man kann sich denken, daß das Kneten des Teiges in unsern großen Bauerwirthschaften, wo oft 15 bis 20 Personen auf einmal für 4 oder 6 Wochen mit Brod versehen werden sollen, und wo oft die einzelnen zu gestaltenden Laibe einen halben Centner wiegen, ein anstrengendes Geschäft, eine wahre Pferdearbeit ist. In manchen Gegenden kneten sie den Teig daher auch, wie die Weinkelterer im Breisgau die Trauben, mit den Füßen. Dieß geschieht namentlich in der Grafschaft Meppen und in einigen Theilen Ostfriesland's. Es ist ein Verfahren, das man sich indeß beim Weine viel eher gefallen lassen kann, als beim Brode.

Trotz dem, daß man beim Schwarzbrodkneten wohl ein Paar recht starkknochiger Knechte gebrauchen könnte, müssen sich doch durchweg in Norddeutschland die Mägde damit plagen. Es scheint, daß bei allen Völkern der Welt, — schon im grausten Alterthume, — die Brodbereitung den Weibern zugefallen ist. Ein niedersächsischer Bauernknecht würde sich sehr

gedemüthigt fühlen, wollte man ihn beim Backtrog anstellen. Nur bei den zünftigen Bäckern lassen sich dieß auch die Männer gefallen.

Der Größe der Laibe und der Schwierigkeit des Knetens entspricht die Dauer des Backens. Es ist beim Schwarzbrode ein energischer und langwieriger Prozeß.

Der Ofen muß vorher mehrere Stunden lang geheizt und fast bis zur Weißglühhitze gebracht werden. Wenn ein dürres Stück Holz, das der Bauer zur Probe an das Gewölbe hält, Funken giebt und zündet, dann ist der Ofen für den Pumpernickel in der rechten Temperatur.

Die Backzeit ist nach der Größe der eingesetzten Bröde verschieden. Gemeiniglich beträgt sie bei den Bauern 12 bis 14 Stunden. Bei den größten Bröden in Westphalen aber auch wohl einen ganzen Tag und eine ganze Nacht.

Damit von der Hitze und vielleicht auch von der Kraft des Gebäcks nichts verloren gehe, werden die in der Regel ganz niedrigen Oefen nach der Einschiebung der Bröde vermauert und verschmiert.

Es versteht sich von selbst, daß beim Backen sowohl, als auch beim Kneten und beim Anmachen des Teiges noch sonst hunderterlei Dinge und Griffe zu beobachten sind, damit man sicher sein könne, am folgenden Tage ein schönes, wohl aufgegangenes, gut ausgebackenes, gares, und doch nicht verbranntes Brod herauszuziehen.

Das Mehl darf nicht allzu grob geschroten sein,

sonst kommt der recht würzige Geschmack nicht heraus. Auch darf es wieder nicht zu fein sein, denn sonst wird das Brod leicht klumpig, oder wie unsere Bauern es nennen, „leberdicht“. Ueber den Zustand des Mehls liegen die Bauern und Bäcker mit den Müllern beständig im Streite. Wenn der Müller das Mehl zu fein mahlte, so machen ihnen die Bäcker den Vorwurf, er habe es „aus der Kraft gemahlen“. Selbst das feinste Mehl, auch Waizenmehl, muß immer, wenn man es zwischen den Fingern nimmt, etwas Korn und Eckigkeit durchspüren lassen und darf nicht ganz „seifig“ und „schmierig“ anzufühlen sein.

Die Backöfen der niedersächsischen Bauern wären wohl einer eigenen Beschreibung werth, die ich hier aber nicht ohne Umständlichkeit und Zeichnungen entwerfen könnte.

Sie sind wahrscheinlich, wie das Schwarzbrod selbst, sehr alterthümlich und national, von Holland bis Jütland sehr gleichförmig, obgleich natürlich mit Variationen. In allen diesen Gegenden hat jeder Bauer, sogar auch jeder kleine Köther seinen eigenen Backofen.

Bis auf die neueren Zeiten hatten auch die Bürger in vielen norddeutschen Städten z. B. in Bremen in ihren Häusern ihre eigenen Backanstalten für Schwarzbrod und nahmen das Brod nicht gern beim Bäcker, weil sie das Hausgebackene viel würziger und schmackhafter fanden. Doch wird es in neuerer Zeit viel schwerer, Mägde zu bekommen, die sich aufs Brodbacken verstehen. Zum Etablissement eines kleinen

Haushalts in diesen Städten gehören vor allen Dingen die zum Schwarzbrodbacken nöthigen Utensilien: ein gehöriger Backtrog, ein eiserner Brodkratzer, ein hölzerner Brodstempel, um das Zeichen des Hauses auf das Brod zu drücken, und dann auch ein „Brodkissen". Dieß „Brodkissen", dient zur Bedeckung des warmen Brodteigs während der Gährung. Die ordentlichen Bürger sehen darauf, daß es immer dann und wann rein überzogen werde, und gebrauchen es natürlich sonst zu keinem anderen Zwecke.

Das Weißbrodbacken ist im Gegensatz zur Schwarzbrodbäckerei in Niedersachsen immer eine aushäusische Kunst gewesen, die von vornherein von eingewanderten Künstlern, eigenen Bäckern, betrieben wurde. Es ist nie ein Theil der Hauswirthschaft geworden, wie dieß z. B. in England und Amerika der Fall ist, wo man in jeder Haushaltung alle möglichen Sorten von Weißbrod backt.

Aus der Verschiedenheit der beiden Getreide- und Mehlgattungen, und ihrer eigenthümlichen Behandlungsweisen erklärt es sich auch, daß in Norddeutschland zwei ganz verschiedene Bäcker-Innungen entstanden, eine der sogenannten „Los-Bäcker" für das Waizenbrod und eine der „Fest-Bäcker für das Roggenbrod.

Beide Zünfte haben sehr verschiedene Sitten Gewohnheiten und Berechtigungen, und lebten sonst auch in unsern Städten untereinander in lebhafter Opposition und Feindschaft. Ja sie verfolgten sich gegenseitig und nahmen keine Gesellen von einander an,

als wenn die beiden Getreidearten Roggen und Waizen gleichsam jede ihren Geist und Hofstaat hätten.

Da es in ganz Obersachsen und „im Reiche“ nur Weißbrodbäcker gab und in Nordsachsen die „Festbäcker“ in der Mehrzahl waren, so war daher auch in diesen Gewerbsbranchen der Verkehr zwischen dem deutschen Süden und Norden sehr geringe und Reisen der Bäckergesellen aus dem einen Theil unseres Vaterlandes in den andern selten.

Der gute ausgebackene echte Westphälische Pumpernickel hat eine schöne dunkele, saftige, kräftige, kastanienbraune Farbe, und einen äußerst wohlthuenden, nervenstärkenden und würzigen Geruch. Auch hat er eine Kraft-Jue in sich, wie der Ochsenbraten, und beim Schneiden zeigt sich dieser Saft unter dem Messer zuweilen in kleinen Perlen. Ich glaube, es sind die öhligten oder fetten in der Hülse des Getreides enthaltenen Theile, die sich im Innern verdampfend zu Tröpfchen zusammensetzen. —

Er steckt in dem formidablen Panzer einer fast einen halben Zoll dicken Rinde, die sich bei dem vierundzwanzigstündigen Backen gebildet hat.

Doch ist gerade diese Rinde, wenigstens für den mit guten Zähnen bewaffneten Feinschmecker das Schmackhafteste an dem Ganzen und zugleich auch, wenn sie vom Feuer nicht zu stark angegriffen und verkohlt wurde, das Nahrhafteste. Sie löst sich sowohl im Wasser, als auch im Munde viel leichter auf, als das Waizenbrod.

Die Leckermäuler unter den Westphälischen Bauern benaschen gern die frisch aus dem Ofen kommenden Bröde, und suchen so lange sie noch warm sind ein Stück Rinde abzubrechen, was mit frischer Butter beschmiert bei Hamm und Jütersloh eine so große Delikatesse ist, wie Caviar mit heißen Blinni in Petersburg.

Im Sommer verdirbt das Brod leichter, als im Winter, wird schnell ganz trocken, und schimmelt auch mehr, wenn es viel regnet. Daher dann auch, wenn endlich ein Mal wieder frisches Brod gebacken wird, die Freude darüber im Hause gewöhnlich groß ist. Im Winter hält sich das Brod länger frisch. Der beste und gewöhnliche Platz für seine Aufbewahrung ist der Keller.

Die Größe der Bröde und ihr Rindenpanzer macht das Tranchiren des Pumpernickels zu einer schwierigen Aufgabe. Es gehören Westphälische Großknechtshände und Muskeln dazu.

Das Brodschneiden für die ganze Haushaltung, für das Gesinde und auch für den Bauern und seine Familie selbst, ist ein Geschäft, welches in Westphalen und auch sonst beinahe in ganz Niedersachsen durchweg zu den Pflichten und Rechten des Großknechts gehört. Es wird darüber zuweilen sogar in dem Contrakte mit ihm ein eigener Artikel aufgesetzt, wodurch er sich zu dieser Verrichtung verpflichtet.

Für diese Operation ist in manchen Gegenden ein eigener Tisch, der Brodtisch, bestimmt, über dem ein festes, scharfes Messer an einem Stricke hängt.

In einigen Distrikten Norddeutschlands (z. B. im Schleswigschen) hat man auch eine Maschine zum Brodschneiden, ähnlich der, die unsere Hausfrauen zum Zuckerkleinen oder unsere Bauern zum Heckselschneiden gebrauchen. —

In andern Schwarzbrod-Provinzen lädt man indeß diese Arbeit dem Großknecht nicht ausschließlich auf, sondern läßt das Brod auf einem bestimmten Platze der Eßstube oder im „Brodschranke" liegen, wo es Jeder Morgens, Mittags und Abends zu finden weiß, um sich nach Bedürfniß mit einem beliebigen Schneidewerkzeuge, das zur Hand ist, davon abzuschneiden. —

Da das Roggenmehl, wie ich sagte, immer einen so plumpen und einfachen Charakter behauptet, nur mit Wasser angemacht wird, beim Backen keine Verbindungen mit Milch, Zucker, Gewürzen ꝛc. eingeht, — wie das Waizenmehl und die mannigfaltigen aus ihm hervorgehenden Gebäcke, — so paßt demnach das nüchterne und dabei kernige Schwarzbrod vorzugsweise als neutrale Unterlage und Gegensatz zu allerlei fetten Dingen, zur Butter, zum Käse, zum Speck ꝛc.

Die gewöhnlichste Form, in der es genossen wird ist daher auch die des, „Butterbrodts". Die schöne, frische, milde, weiche, geschmeidige, goldgelbe Butter tritt zu dem ernsten, kräftigen, dunkelgefärbten Roggenbrode in einen weit frappanteren Gegensatz, als zum Waizenbrode.

Daher auch das wahre Butterbrodland nur so weit geht, wie der Genuß des groben Roggenbrods

allgemein ist, durch Norddeutschland, Schweden, Holland ꝛc. In den Waizen- und Weißbrodländern ist die Butter aufs Brod weder so angenehm noch so nothwendig.

Da der Norddeutsche gewohnt und wie gesagt, der Natur seines Landes gemäß auch genöthigt ist, immer die Butter dick aufzustreichen, so hat daher auch — dieß mag ich nebenher bemerken — die Redensart oder die Strafe „bei trocken Brod“ im Schwarzbrodlande eine viel schlimmere Bedeutung, als in den Semmelländern.

Der Käse schließt sich eben so natürlich zum Schwarzbrod an, wie die Butter. Das weichliche Weißbrod giebt ihm bei weitem nicht den Relief. Wer seinen Käse auf Waizenbrod legt, wenn er Roggenbrod haben kann, thut etwas ästhetisch Unrichtiges.

Etwas Käse und etwas Schwarzbrod — beides die Digestion befördernd — ist daher auch als Schluß der Mahlzeit in den Roggenländern ganz allgemein. Und bei unsern Bauern in Holland und Friesland ist ein tüchtiges Stück Käse und ein tüchtiges Stück Schwarzbrod eine so gewöhnliche Kost, daß daraus das Sprichwort entstanden ist: „Käse und Brod sleit alle Minschen dod“ (Köse und Brod schlägt alle Menschen todt), womit man, glaube ich, sagen will, daß dort alle Menschen so lange Käse und Brod kauen, bis sie sterben.

Wie der Käse, so ist auch das Speck dem Schwarzbrode durch den Gegensatz verknüpft. Ein Speckschnitt zu Weißbrod erscheint dem norddeutschen

Geschmacke mehr oder weniger widersinnig. Das Grobbrod gehört zum Speck wie der Mann zum Weibe. Die dicken, gelblichen Speckseiten, lang und breit wie Oestreichische Soldatenmäntel, hängen daher auch überall nur in den Gegenden so reichlich in den Rauchfängen, in welchen die massiven Schwarzbröde im Keller liegen. Und Westphälischer Pumpernickel und Westphälische Schinken kommen uns aus derselben Provinz zu.

Obgleich zum Braten, zu Saucen, zu den meisten Suppen zu fast allen Gemüsen und Obstsorten einem gebildeten Geschmacke das Waizenbrod als die richtigste Zukost erscheint, so giebt es doch auch auf den Tischen der Reichen manche Gerichte, bei denen Schwarzbrod passender ist.

Es sollte z. B. namentlich zu allen Fischgerichten servirt werden, bei denen man auch als Zutrank statt des Weines lieber Bier begehrt. Beim Stockfisch ist in Norddeutschland Bier statt des Weines und eine Schwarzbrodschnitte statt des Weißbrodes längst herkömmlich.

Aus demselben Grund sollte man eigentlich nie eine Büchse mit Gänseleberpasteten versenden, ohne sogleich ein Paket mit einem Pumpernikel beizufügen. Denn wer ein zartes Schnittchen Westphälischen Pumpernikels zur Straßburger Gänseleber genießt, findet die Verbinbung so naturgemäß, daß er am Ende kaum mehr weiß, welches von beiden die größere Delikatesse ist. —

Ich sage ein zartes Schnittchen. Denn aller-

dings muß der grobe Pumpernickel etwas fein behandelt werden. Der Gebildete wird ihn in der Symphonie einer Mahlzeit nur so sparsam benutzen, wie der Musiker im Concert die Baßgeigentöne. Man muß ihn als eine Art Gewürz betrachten. —

In der That hat sich auch diese Erkenntniß im Gebrauche längst befestigt. Im ganzen nordischen Butterbrodlande, wo die Verbindung von Schwarzbrod mit Weißbrod so beliebt ist, sind immer die Schwarzbrodschnittchen viel dünner, als die vom Weißbrod.

Auch spielt das Schwarzbrod geradezu häufig die Rolle eines Gewürzes. Man zerreibt es zu feinen Krumen und streut diese mit Zucker auf den fetten Rahm der sogenannten „dicken“ oder „sauren“ oder „Setz-Milch“. Zuweilen röstet man auch diese Schwarzbrodkrumen und bestreut damit, ebenfalls mit einer Beimischung von Zucker das Apfelmus das dadurch besonders wohlschmeckend, wird. Rahm und Apfelmuß mit Weißbrodkrumen bestreut würde nach norddeutschen Geschmacksbegriffen, die hier gewiß die richtigen sind, gar nicht gehen.

Als eine Art Gewürz verwendet man das Schwarzbrod auch zu einer sehr wohlschmeckenden Torte, der sogenannten „Schwarzbrodtorte“ zu der man auf 1 ℔ Mandeln, 1 ℔ Zucker, 28 Eidotter und 10 Loth Schwarzbrod nimmt. Dieses muß den Vorschriften unserer norddeutschen Kochbücher gemäß von „der untern Rinde des Grobbrodes“ genommen sein, auf dem Feuer gedörrt, dann fein

gerieben oder zerstoßen, mit etwas pulverisirter Citronenschaale gemischt und dann in diesem Zustande der übrigen Tortenmasse „leicht“ beigemischt werden.

Die kräftigen, würzigen Brodpartikelchen geben dem süßlichen lockeren Bisquit einen vortrefflichen Halt und den eigentlichen Ton, daher die Torte auch von ihm den Namen erhält. Weißbrod-Torten giebt es nicht, wohl freilich Weißbrod-Puddings.

Wie zu mehren Gerichten, so paßt das Schwarzbrod als Zukost auch zu manchen Getränken viel besser, als das Weizenbrod. Feinen Weinen es beizugeben ist freilich Niemandem eingefallen. Der Wein, namentlich der saure Rheinwein verlangt etwas Oelichtes und Mildes als Gegensatz; Nüsse, sanftes Weißbrod ꝛc, Beim flauen Kaffee und Thee dagegen ist ein Pumpernickel-Schnittchen ganz an seinem Platze. Auf allen Thee- und Kaffeetischen hat daher das Schwarzbrod ein weites Terrain gewonnen; nicht nur bei unsern Bauern, sondern auch in den Cirkeln der höheren Stände.

Leider steht sich das Schwarzbrod auch besonders gut mit dem Branntewein. Und obgleich ich die Erscheinung natürlich nicht allein daraus erklären will, so ist es doch beachtenswerth, daß die Schwarzbrodländer auch unsere Haupt-Branntweinländer sind.

In Schweden liegt gleich neben dem Brantweinglase das schwarze „Knäkebröd“ und in ganz Norddeutschland spülen sie das Schwarzbrod gern mit einem Glase Schnaps hinunter.

In Curland und Livland, wo bekanntlich kurz

vor Tische die Herren zur Stärkung ihres Magens ein kräftiges Glas Liqueur zu sich nehmen, pflegen wohl die schönen Damen mit feinen Fingern eins der zu diesem Zwecke auf dem Liqueurtische bereitliegenden Schwarzbrodstückchen zu fassen, es in die silbernen Becher ihrer Herrn zu tunken und diese Delikatesse zu genießen. Weißbrodschnittchen im süßen Liqueur wäre bei weitem nicht so pikant.

Eine geröstete würzige Schwarzbrodschnitte giebt dem Trinkwasser einen angenehmen säuerlichen und erfrischenden Geschmack, und da sie sich leicht darin auflöst, ertheilt sie ihm zugleich feine Nahrungsstoffe. In vielen Gegenden des Nordens, ist es daher gewöhnlich, den Kranken eine geröstete Schwarzbrodscheibe im Wasserglase vor's Bett zu setzen. Die Patienten werden diesen Trank selten müde und können große Quantitäten davon schlürfen. Weichliches Weißbrod-Wasser würde ihnen viel schneller zuwider werden.

Unter den Landleuten bleibt es nun natürlich nicht bei so sparsamer Verwendung des Pumpernickels bei solchen wie Canel in die Torten eingestreuten Krümeln, bei solchen raffinirt dünnen Thee-Butterbrodschnittchen, und mit den Fingerspitzen in silberne Liqueurbecher eingetunkten Scheibchen,

Sie genießen vielmehr das Brod in großen Quantitäten, in fingerdicken, oft zum Erschrecken breiten und langen, und mit einer entsprechenden Butterschicht bedeckten Scheiben und bringen es außerdem in die mannigfaltigsten Verbindungen zu vielfachen National-Gerichten.

Eins der verbreitetsten dieser unserer Bäurischen Schwarzbrodgerichte ist wohl die Milchsuppe mit Schwarzbrod. Die Milch wird dabei aufgekocht und dann der Pumpernikel hineingebrockt und darin erweicht. In vielen Gegenden Westphalens ist diese, wie sie dort sagen „Milchsupke", das gewöhnlichste Abend- und Morgengericht des Landmanns. Zuweilen muß sie auch bei der Mittagsmahlzeit dienen. Am besten verträgt sich das säuerliche Schwarzbrod mit der Buttermilch, weniger gut mit der zarten süßen Milch. So scheint es wenigstens einem gebildeten Geschmacke. Doch denken die Bauern darüber anders. Eine große Schaale frischer süßer Milch mit eingebrocktem Schwarzbrod ist in vielen Marsch- und Viehländern im Sommer das willkommenste Frühstück der Bauern.

Eine sehr gute Verbindung geht das Schwarzbrod auch mit dem Biere ein und Biersuppe in welcher seine Rinde fast zu Brei gekocht werde, ist daher in unserem Norden sehr weit verbreitet.

Sie ist, — von Farbe und Consistenz ein wahres Spartanereſſen, — vielfach in den Städten unter den Bürgerklassen und auch auf dem Lande unter dem Adel sehr gewöhnlich.

Es ist schade, daß man dem Voltaire in Westphalen nicht auch einmal diese Suppe vorgesetzt hat. Wir hätten gewiß noch einige gute Witze bekommen, besonders wenn man sie ihm so zubereitet hätte, wie die Bauern sie in einigen Gegenden der mittleren Weser zu genießen pflegen, mit Zwiebeln und Schweinefett zu dem kochenden Biere. Diese Sorte

von Biersuppe, die sie bei Stadthagen an der Weser des Morgens statt des Mokkakaffee's und des Abends statt des Haisang-Thee's genießen, geht, was Kraft und Grobheit betrifft, vermuthlich noch über die berüchtigte Spartaner-Küche hinaus.

Der gemeine Name für die Biersuppe mit Schwarzbrod ist „Warmbeer", und bevor der Kaffee von Amerika über Holland her hereinströmte, war dieß kräftige „Warmbeer" in vielen Gegenden der gewöhnliche Morgentrank unserer Bauern und auch wohl der Städter.

Es giebt viele Variationen davon, und eine ist das sogenannte „Karmelks-Warmbeer" (Buttermilch-Warmbier) eine Suppe aus Buttermilch mit Schwarzbrod und Syrup, die indeß den Namen „Bier" nur deßwegen bekommen hat, weil sie mit ihm die braune Farbe theilt.

Auch unsere in ganz Nord- und Mitteldeutschland so beliebte „Bier-Kaltschaale", die in der Regel mit Roggenbrod und fast nie mit Weizenbrod angemacht wird, beweist in wie gutem Vernehmen das Bier mit dem ersteren steht.

An die Stelle dieser Biersuppen mit Brod tritt auch zuweilen eine bloße Mehlsuppe, die sogenannte „Mösche" oder „Mösken", die gewöhnich aus Roggenmehl bereitet wird. Nimmt man dazu ausnahmsweise Waizenmehl mit Milch, so heißt sie „Witte-Mösken" (das weiße Muuschen). Neben dieser Suppe kann ich auch noch gleich des „Roggenbreis" erwähnen, der noch jetzt bei unsern Bauern sehr gewöhnlich ist,

früher aber vor der Thee- und Kaffeezeit wahrscheinlich der vornehmste Morgen-Inbiß unserer Vorfahren war. Da dieser Brei und jene Mehlsuppe eine aschgraue Farbe haben, so nennt man daher auch einen Menschen von blassem kränklichen Teint wohl ein „Möschen-“ oder „Mösken-Gesicht“ und wenn er oder sie dabei recht schmachtend blaß und vornehm-kränklich aussehen ein „Witt-Mösken“ (Weiß-Muuschen).

In den Viehtriften unserer Marschgegenden ist natürlich Butter und Käse die gewöhnlichste Zuthat zum Schwarzbrode. In anderen Gegenden, wo sie an Vieh ärmer sind, treten auch andere Dinge an die Stelle jener Fettigkeiten.

So in den Haidegegenden der dort häufige Honig. Und in Westphalen das sogenannte „Krut“ (Kraut). Dieses Krut ist eine Art Obstsyrup, den sie am Rhein aus Birnen, Aepfeln ꝛc. machen, und den die Westphälinger von dort für ihren Pumpernickel beziehen.

„Pumpernickel mit Krut„ ist nicht nur ein Leckerbissen der Kinder, sondern auch ein sehr gewöhliches Nahrungsmittel der Erwachsenen. Die Consumtion dieses Birnensaftes muß in den Westphälischen Landwirthschaften nicht unbedeutend sein. Denn es sind am Rhein, in Cöln und anderswo, für diesen Artikel große Fabriken, sogar „Dampf-Kraut-Fabriken“ etablirt.

Die auf den ersten Blick sonderbare Benennung rührt wahrscheinlich daher, daß man im Plattdeutschen nicht nur die wohlriechenden Gartenkräuter, sondern überhaupt allerhand Würze „Krut“ (oder „Kruud“) nennt, und jenen Birnensyrup als Würze gebraucht.

Hauptsächlich auf die Westphälischen Pumpernickel-Esser sind solche Bekanntmachungen berechnet, wie man deren täglich in der Cölner Zeitung finden kann, und von denen folgende ein Beispiel ist:

„Kraut!"

„Wir erlauben uns hiermit anzuzeigen, daß wir in Folge unserer bedeutenden vorjährigen Obstankäufe und Fabrikation große Vorräthe von Obstkraut lagern haben. Durch unser verbessertes Verfahren mittelst Dampfmaschinen liefern wir unsern Freunden in Westphalen jetzt ein Fabrikat, welches nicht allein rein und wohlschmeckend, sondern auch der Gesundheit sehr zuträglich ist, und können unsere geehrten Abnehmer pünktlich bedienen. — Muster und Preiscourant stehen zu Diensten.

Dampf-Krautfabrik von

Selbach & Silgen in Köln.

Zuweilen wird auch das Obst in den Brodteig selbst hineingebacken. Ueberall in unseren Wesergegenden, sowohl auf der Geest, als in den Marschen haben sie ein Gebäck „Appel-Knobken" genannt, bei dem das Obst, besonders im frühen Herbst, so lange es noch eine Neuheit ist, in einen Brodteig eingeschlagen und mit ihm gebacken wird. Zuweilen nehmen sie gebeuteltes Roggenmehl, zuweilen Waizenmehl, aber auch ungebeuteltes Roggenmehl mit der Kleie. In einigen Gegenden thun sie die Aepfel in Schnittchen, in anderen unzerschnittene, aber geschälte Aepfel hinein. Hie und da aber halten sie es besser das Obst mit

sammt der Schaale dazu zu nehmen. An der oberen Weser bei Rinteln heißt dieß Gebäck „Appelknobben“, in den Marschen an der untern Weser „Appelstuten“. Wahrscheinlich sind diese „Knobben“ oder „Knobken“ unserer Bauern die Vorväter der in derselben Weise gebackenen berühmten Englischen Apple Dumpling, die von der Weser mit den Angelsachsen nach Großbrittanien ausgewandert sein mögen.

Auch mit seinem Vieh theilt unser Landmann sein Schwarzbrod. Die Pferde bekommen davon ihre reichlichen Portionen zur Erfrischung auf der Reise. In manchen Gegenden, z. B. in Schleswig-Holstein, herrscht auch der Gebrauch, den Kühen nach dem Kalben eine Schnitt Schwarzbrod mit schwarzem Kümmel bestreut, zu reichen. In den Marschgegenden, wo das Vieh eine so große Rolle spielt, und wo daher auch sonst noch bei dem im Haushalte so wichtigen Ereigniß des Kalbens allerlei andere Gebräuche herkömmlich sind, wird der Patientin dieser Leckerbissen noch dadurch erhöht, daß man die Brodschnitte röstet, mit Kümmel bestreut und noch dazu mit etwas Branntwein tränkt.

Da unser Schwarzbrod seiner Natur nach immer in so einfacher, in überall derselben plumpen quadratischen Gestalt erscheint, da es im Gegensatz zu seinem gewandten Bruder dem Waizenbrode, den es einen „Franzmann“ nennt, so unbeholfen, so altfränkisch ist, so spielt es in der Geschichte der Sitten und Gebräuche im Vergleiche mit dem Waizenbrode eine nicht sehr große Rolle. —

An Feiertagen darf es sich kaum zeigen. Zu solchen Schaugebäcken, wie das Waizenbrod ist es gar nicht geeignet. Dieses greift in seinen mannichfachen Formen und Verwandlungen hundertfältig in andere verwandte Künste ein, ist auch mit unseren Volks- und Krichenfesten verwachsen, und wir haben in vielen uralten Waizenbrodformen sogar noch antike heidnische Opfergebräuche versinnbildlicht. Opfer, wie es scheint hat man stets nur in Waizenbrod dargebracht. Auch bei unserem heiligen Abendmahle hat das Roggenbrod nie einen Platz gehabt. Wir brechen dabei nur Waizenbrod.

Ueber den Einfluß des Schwarzbrodgenusses auf die Gesundheit sind die Ansichten sehr verschieden. In Süddeutschland und anderswo hält man unser Schwarzbrod gewöhnlich für eine schwere und unverdauliche Kost. Die Westphalen versichern dagegen, daß sie in den Weißbrodländern an Hypochondrie und ähnlichen Uebeln zu leiden beginnen. Und in ganz Norddeutschland hält man das Roggenbrod allgemein für verdaulicher. Dort kommt es nicht selten vor, daß die Aerzte den Leuten, welche an hartnäckiger Hypochondrie leiden, eine Schwarzbrodcur vorschreiben, und daß die Patienten bei Enthaltsamkeit vom Waizenbrode völlig genesen.

Zuweilen giebt es freilich Naturen, die mit dem Schwarzbrode auf einem feindlichen Fuße leben. So kamen im Jahre 1849 in der Schleswig-Holsteinschen Armee einzelne Fälle vor, daß Soldaten sich durchaus nicht an das Schwarzbrod gewöhnen konnten, jedes-

mal nach dem Genusse desselben erkrankten und am Ende aus diesem Grunde sogar aus dem Dienst entlassen werden mußten.

Im Ganzen aber scheint die ziemlich allgemeine Tüchtigkeit des Menschenschlags in den Roggenländern ein sehr günstiges Zeugniß für die Heilsamkeit des Schwarzbrodgenusses abzulegen. Im ächten Pumpernickellande in Westphalen sind die Landbewohner bemerkenswerth groß und stark gebaut und von auffallend frischer Gesichtsfarbe. Sie haben eine vortreffliche Digestion, wissen weniger von Hypochondrie und ähnlichen Uebeln, als andere Bevölkerungen, die feines von der Kleie befreites Waizenbrod genießen. Einer unserer berühmtesten Chemiker, Liebig, hat seine Erfahrungen und Ansichten über diesen Punkt vor einigen Jahren auf energische Weise in einem unserer gelesensten Blätter vor's Publikum gebracht. Seinen bemerkenswerthen Ausspruch über die Digestions-Fähigkeiten der Leute innerhalb des Pumpernickel-Terrains mag man in der Beilage der Allgemeinen Augsburger Zeitung vom 22. Juni 1851 nachlesen.

Nicht nur in Westphalen, sondern auch in Holland, in Friesland, in ganz Niedersachsen, in Mecklenburg und Pommern, wo überall Schwarzbrod die Hauptnahrung des Volkes ist, ist der Menschenschlag auffallend tüchtig und befindet sich bei seinem Schwarzbrode gesunder und kraftvoller, als die Leute in den Waizenbrodländern. Auch von Holstein, Jütland und ganz Dänemark, wo durchweg Schwarzbrod gebacken wird, und wo das Milch und Blut in den Wangen

der Bevölkerung oft gepriesen ist, kann man dasselbe bemerken.

Die Gerichte, die man mit Hülfe des Roggenmehls und Schwarzbrodes bereitet, die Westphälische Mehlsupke, die norddeutsche Biersuppe, die mitteldeutsche Bierkaltschale, ꝛc sind sämmtlich derb und nahrhaft.

In den Waizenländern dagegen im mittlern und südlichen Deutschland, auch in Frankreich und England greift Pasteten- und Kuchenbäckerei tief und gewiß vielfach verderblich in die Küche und das Nahrungswesen des Volkes ein.

In Oberdeutschland sind die oft schwer verdaulichen Mehlspeisen unsäglich mannigfach und die Vorliebe für sie ist außerordentlich groß. In Süd- wie in Mitteldeutschland erscheinen bei den Volksfesten die Kuchen und Backwerke aller Art haufenweise. Unser Roggenmehl und Schwarzbrod, das so wenig Veranlassung zu Künsteleien giebt, arbeitet daher gewiß wenn nicht dem Viel, doch dem Vielerlei beim Essen in heilsamer Weise entgegen.

Dem Gesagten nach muß ich daher glauben, daß wir die merkwürdige Erscheinung, daß trotz der spöttischen Bemerkungen geistreicher Fremden über unser Schwarzbrod nicht nur unsere eigenen Leute daran unveränderlich fest gehalten sondern neuerdings auch Ausländer daran Geschmack gefunden haben, und daß der Gebrauch und der Genuß des Schwarzbrodes, so wie auch der Anbau des Roggens, als Brodpflanze noch im Zunehmen begriffen ist, und sich

selbst noch über entlegene Länder weiter und weiter ausbreitet, als etwas Freudiges zu begrüßen haben.

Man hat den Pumpernickel so lange auf geistreiche Weise gescholten, bis er zuerst als eine Curiosität berühmt und dann sowohl als ein Leckerbissen, als auch als ein heilsames Nahrungsmittel aus dem Lande ausgeführt wurde. Vielleicht haben die Könige von England aus dem Hannoverschen Hause schon im vorigen Jahrhunderte dazu den ersten Impuls gegeben.

Diese Könige, namentlich Georg II. hegten bekanntlich anfänglich mehr Zärtlichkeit für ihr altes Land Hannover, als für ihr neues Reich Albion, und sie litten an derjenigen Vorliebe für die Produkte der Nationalküche ihres Landes, welche alle Norddeutschen mit der Muttermilch einsaugen, und namentlich an einer Art Heimweh nach dem niedersächsischen Schwarzbrode.

Sie ließen sich daher von Zeit zu Zeit neben anderen Hannoverschen Delikatessen, auch ächten Westphälischen Pumpernickel nach England kommen. Selbst Georg IV. that dieß noch in diesem Jahrhundert. Einige Pumpernickelschnittchen wurden bei ihm zum Dessert mit Englischem Käse aufgetragen. Und diese Nachkost wurde als ein besonderes wirksames Beförderungsmittel der Digestion betrachtet. Als solches und insbesondere als ein königliches Mittel erhielt daher denn der Pumpernickel auch nicht wenig Verbreitung auf anderen fashionablen Tischen. Und diese Sache hat seitdem nicht still gestanden.

Vielmehr haben sich nun mehre Schwarzbrodbäcker in London niedergelassen. Die Engländer backen zwar schon seit alten Zeiten aus Waizenmehl ein gewisses grobes Brod, dem sie die Kleie ließen, das daher auch eine bräunliche Farbe besitzt, und welches sie „digestive bread“ nennen. Bei ihrem häufigen Genusse feinen Waizenbrodes und vieler schwerer Pasteten können sie aber wohl noch mehre Sorten solcher Digestionsbröde gebrauchen, und man kann daher der Ausbreitung des Schwarzbrodes bei ihnen einen guten Fortgang wünschen. Es wird ihrer Hypochondrie und „Dyspepsia“ entgegen wirken.

Wie mit den Königen nach England, so ist das Schwarzbrod und die Liebhaberei dafür mit den zahlreichen Auswanderern aus Norddeutschland auch nach Amerika gekommen. Die Pennsylvanischen Deutschen, die ältesten deutschen Colonisten in den Vereinigten Staaten, bauten von Anfang herein und bauen auch noch jetzt den Roggen fleißig an und backen sich ihr Schwarzbrod daraus.

Die Anglosächsischen Amerikaner brachten von England nur den Waizen als Brodfrucht hinüber. Sie bauen zwar nebenher auch Roggen, doch nur, wie die Franzosen zum Viehfutter und des Strohs wegen, das bei dieser Getreidegattung bekanntlich ausgezeichnet ist.

Durch die Deutschen sind sie erst in neuerer Zeit auf die vortrefflichen Eigenschaften des Schwarzbrodes aufmerksam geworden. Bei den vielen kleistrigen, hastig und nur halb gar gemachten Waizenmehl-Ge-

bäcken, an denen ihre Küche sogar noch reicher ist, als die Englische, würde eine fernere Verbreitung des Roggenbrodes für die Amerikaner besonders wohlthätig sein.

Man muß es daher als eine sehr erfreuliche Erscheinung betrachten, daß dieser Artikel neuerdings in Newyork, in Boston und Washington weit häufiger, als sonst zu haben ist, und daß sich in jenen und anderen Amerikanischen Städten deutsche Schwarzbrodbäcker niedergelassen haben.

Wie im Auslande so hat auch in Deutschland selbst das norddeutsche Schwarzbrod in neuerer Zeit noch an Terrain gewonnen, in ähnlicher Weise, wenn auch nicht in gleichem Maaße, wie das Bairische Bier.

Wie nach den Bemerkungen eines ausgezeichneten deutschen Ethnographen (nämlich Riehl's) überhaupt norddeutsche Kost von Jahr zu Jahr im Süden mehr und mehr Boden gewinnt, so dringt namentlich auch unser Schwarzbrod dort vor. Sogar in Stuttgart und München und auch in Wien wird seit einigen Jahren norddeutsches Schwarzbrod gebacken. —

Endlich zeigt sich auch in Norddeutschland selbst die Vorliebe für das alte, so oft ungerecht verachtete Grobbrod noch im Zunehmen. Man begnügt sich dort nicht mehr mit dem in jedem Bezirke einheimischen Roggenbrode allein. Wo man in einer Nachbargegend ein besseres Roggenbrod weiß, da läßt man es von dort kommen. Besonders seit dem Fall unserer Zollgränzen und seit der Einführung der Eisenbahnen ist der Austausch der verschiedenen Brod-

gattungen zwischen den verschiedenen Provinzen sehr lebhaft geworden.

Namentlich wird das kräftigste aller Schwarzbrödte der Westphälische Pumpernickel, seitdem man ihn nicht mehr an den Hannöverschen und anderen inneren Zollstationen, wie ehemals nach Pfunden und Lothen unter der Rubrik „Confiture“ zu versteuern braucht, jetzt vielfach verhandelt und direkt von Gütersloh oder Osnabrück oder Coesfeld, oder anderen ihres Pumpernickels wegen berühmten Westphälischen Orten bezogen.

Außerdem auch haben sich in Berlin, Hamburg, Hannover, Bremen und in anderen unserer norddeutschen Städte seit 10 oder 20 Jahren alle unsere „Festbrodbäcker“ darauf gelegt, neben ihrer gewöhnlichen einheimischen Schwarzbrodgattung auch den Pumpernickel nach Westphälischer Art zu produciren.

X. Ueber Bausprüche an Thüren, Fenstern, Salzfässern und sonstigen Möbeln in den Westphälischen Bauernhäusern. *)

Verwendung des Eichenholzes in den Westphälischen Bauerwirthschaften. — Ausschmückung des Holzes mit Sprüchen. — Die Schulmeister, als Literaten der Bauern wählen die Sprüche und schneiden sie ins Holz — Sprüche vor der Thür. — Weit verbreitete und sehr alte Bausprüche. — Fenstersprüche. — „Fensterbier", „Fensterteer". — Große Hausalzfässer aus Eichenholz. — Salzfaßsprüche. — Sprüche auf Kuchenformen.

Die alte gute Sitte Häuser und Zimmer mit frommen Sprüchen, die den Bewohnern immer vor Augen sein sollten, zu schmücken, ist in allen Gauen Deutschlands weit verbreitet. Sie ist aber schwerlich in irgend einer Gegend unseres Vaterlandes mehr im Schwange, als in seinen nordwestlichen Provinzen und namentlich in Westphalen. Dort findet man nicht nur die Mauern der Häuser und die großen Haupteingänge derselben, sondern auch die Stubenthüren, die Fenster, zuweilen die Möbeln nnd Tischgeräthe z. B. die großväterlichen Sorgenstühle, die Salzfässer ꝛc. mit sinnvollen Sprüchen versehen. —

Bei dem großen Reichthume an Holz in West-

*) Bei diesem Aufsatze habe ich die schriftlichen Mittheilungen, welche mir ein verehrter Freund machte, benutzt.

phalen wurden in ältern Zeiten und werden auch noch jetzt zum Theil die Bauernhäuser, trotz des hie und da vorhandenen Ueberflusses von Steinen, aus Holz oder wenigstens aus sogenanntem „Fachwerke“ gebaut. Und die Bauern setzen bei ihren Neubauten häufig einen besondern Stolz in eine reichliche Verwendung von Holz. Je wohlhabender ein Bauer war, desto mehr Balken und Stender wurden beim Hause angebracht. Und dieß führte denn auch sehr natürlich zu dem Streben, das Holz auf allerlei Weise zu verzieren. Selbstverständlich mußte dieses Bauholz vom schönsten und schwersten Eichenholze sein, so wie es denn auch noch jetzt nicht für anständig gehalten wird, viel Tannenholz im Innern des Hauses z. B. bei Thüren, Tischen, Schränken, Läden, Koffern ꝛc. zu verwenden. Vermuthlich ist die Eiche in keinem Theile Deutschlands in höherm Grade das nationale Holz als in Westphalen. Jeder Bauernhof liegt so zu sagen in seinem eigenen Gehölze von Eichen, und das Eichenholz und seine Benutzung drängt sich überall in seine Wirthschaft ein.

Zur Anbringung von Sprüchen an den Häusern bot sich vor Allem auf ganz natürliche Weise die große Einfahrtsthür des Hauses und namentlich der dicke lange eichene Balken dar, der über dieser Thür als Hauptschluß derselben angebracht ist. Den Hauptspruch hat das Haus daher *hier*, wo er von allen Ein- und Ausgehenden gesehen werden kann. Gewöhnlich findet er sich in demselben mit großen Lettern eingeschnitten. Und daneben steht dann wohl mit

noch größern Lettern der Name des Besitzers, der das Haus bauen ließ, und der seiner Ehefrau. Außer diesen ist zuweilen auch noch der „Junge Gesell“ oder der „Anerbe“ des Hofes genannt, und mit kleiner, bescheidener Schrift darunter hat sich auch endlich der Baumeister, der im Auftrage der Genannten das ganze Werk zu Stande brachte, verewigt, sowie denn natürlich auch das Jahr Christi daneben angegeben ist, in welchem der Bau vollendet wurde.

Da für dies Alles wie gesagt nur ein Balken da war, so können demnach die Westphälischen Hausprüche meist nicht so sehr lang sein, was ihnen nicht zum Nachtheil gereicht. In einigen Gegenden Süddeutschlands und der Schweiz, wo man wohl ganze Giebelfelder oder Wandabschnitte zu Bausprüchen nahm, konnten dieselben aus ganzen Strophen und umständlichen dichterischen Herzensergießungen bestehen, die al fresco an die Wand gemalt wurden. In Westphalen sind sie aus dem besagten Grunde kernige in Eichenholz geschnittene kurze Sentenzen.

Es war, — und ist auch noch jetzt, — zum Theil des Schulmeisters Amt, sowohl diese Bausprüche vorzuschlagen, als auch sie selber im Thürbalken einzukerben. Denn diese Schulmeister waren und sind für Alles, was ein wenig in das Gebiet der Literatur schlägt, die Hauptrathgeber der Westphälischen Bauern, obgleich sie meistens aus einem anscheinend höchst illiterarischem Stande, (der indeß der Welt unter andern den Dichter Hogg und auch einen gelehrten Pabst geliefert hat,) nämlich aus dem Schäferstande

hervorgingen. Entstand ein Mal in einer Gemeinde eine Lehrer-Vakanz, so pflegte sich ein junger Mensch, der Lust hatte den Schäferstab mit dem Schulmeister-Scepter zu vertauschen, zu melden, unter dem Erbieten die hinterbliebene Wittwe oder Tochter des Verstorbenen zu heirathen. Die Bauern, denen diese sonst zur Last gefallen wären, nahmen dieß meist gern an, ließen den jungen Mann zwei Sommersemester auf ihre Kosten das Seminar besuchen, während er im Winter zwischendurch die Kinder unterrichten mußte. Diese so dressirten Literaten, die sich nun gern ein gelehrtes Ansehen unter den Bauern gaben, ihnen ihre Briefe schrieben, und andere Dokumente abfaßten, die unter andern auch bei den Hausrichtungen über die von den Gästen dargebrachten Gaben Buch und Rechnung führen mußten, waren dann wie gesagt auch die Rathgeber sowohl als Schreibekünstler bei den Bausprüchen. Sie wählten aus der Bibel oder aus den Gesangbüchern oder aus der Masse der schon in Cours gesetzten Sprüche und Sprüchwörter diejenigen heraus, die ihnen und ihren Auftraggebern am besten gefielen, und kerbten sie eigenhändig in dem besagten großen Thürbalken aus, waren daher auch selbstverständlich immer mit den zum Zeichnen und Ausschneiden der Buchstaben nöthigen Werkzeugen versehen. — Die Bauern Westphalens haben sich an diese Bausprüche so gewöhnt, daß sie in einem Hause ohne Spruch gar nicht wohnen mögen, und daß mir einer von ihnen ein Mal sagte: „ein Haus ohne Spruch käme ihm vor, wie ein Ei ohne Salz“.

Ein Schriftsteller des Landes hat sich die Mühe gegeben in dem „Volksblatt für Stadt und Land“ eine Menge von solchen Bausprüchen aus verschiedenen Theilen Deutschlands zu sammeln. Es sind darunter auch mehre aus Westphalen, manche recht gewöhnliche aber auch viele, die recht kräftig und gediegen sind, oder doch ganz im Sinne der praktisch denkenden Bauern die bei einfachen Verhältnissen und Sitten sehr logisch dachten. Einige dieser Inschriften haben ein sehr hohes Alter, und es finden sich einige, die noch aus dem 15. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag unter dem Volke gäng und gäbe geblieben sind. Ja man hat Beispiele von Sprüchen, die aus dem 14. Jahrhunderte stammen. Einige Sprüche sind ganz lokal und finden sich nur in einer Provinz oder Gegend, ja zuweilen scheint ein solcher Spruch wohl als ein Erbtheil einer Familie, die ihn immer wieder an ihren Neubauten anbrachte, betrachtet worden zu sein. Andere Sprüche dagegen haben ein weiteres Gebiet und werden eben so wie in Westphalen auch durch ganz Deutschland hin an den Häusern wiedergefunden. Als ein Beispiel von einem solchen weitverbreiteten und zugleich schon alten, aus dem 14. Jahrhunderte stammenden Spruche giebt der Autor in dem besagten Volksblatte folgenden:

„Wir sin hie geste
ende buuen grosse veste
mich wundert dat wir nit muren
dan wir ewichlich solen duren“.

(Wir sind hier Gäste. Und bauen große Feste. Mich

wundert, daß wir da nicht mauern, wo wir ewiglich sollen dauern.) Diesen alten Spruch kann man in Deutschland vom Norden bis zum tiefsten Süden an vielen Häusern lesen und in der That ist er so schön und kräftig, daß man wohl begreift, wie er einem so frommen und ernsten Volke, wie die Deutschen es sind, so allgemein gefallen konnte.

Aehnliche Bausprüche, die wie im übrigen Deutschland so auch in Westphalen wieder gefunden werden, sind folgende:

1) „Ein frohes Herz und gesundes Blut,
Ist besser als viel Geld und Gut".

2) „Wenn dieses Haus so lang' nur steht,
Bis aller Haß und Neid vergeht,
Denn bleibt's fürwahr so lange stehn,
Bis die Welt wird untergehn".

3) „Wer ein- und ausgeht durch die Thür,
Der soll bedenken für und für,
Daß unser Heiland Jesus Christ,
Die rechte Thür zum Himmel ist".

4) „Alles was wir haben
Sind Gottes Gaben.

5) „Im Namen Gottes thät ich bauen,
Demselben will ich mein Sach vertrauen,
Derselbe woll uns bewahren,
Vor Feuer, Krieg und allen Gefahren."

Die letzte Inschrift (Nr. 5) findet man sowohl an den Häusern in den Thälern der Graubündner Alpen, als auch auf den eichenumschatteten Bauerhöfen Westphalens.

Von denjenigen Sprüchen, die man nur in

Westphalen bemerkt hat, obleich damit natürlich nicht gesagt ist, daß sie nicht auch in andern Thelen Deutschlands vorkommen könnten, hebe ich noch folgenden als originell und charakteristisch hervor:

„Mit Müh' und Unruh,
Bring' ich meine Zeit zu.
Ist wenig viel
So hab' ich was ich will,
Ist Armuth eine Ehr',
So bin ich ein Herr,
Ich bet' und arbeit',
Wart auch der Zeit,
Da Gott wird geben
Nach diesem Tod-Leben
Ein lebendig Leben.

Sie soll sich an einem Hause im Münsterlande befinden und aus dem 14. Jahrhundert stammen.

Zuweilen findet man Bauerngehöfte in Westphalen, bei denen alle Thüren und Eingänge, die Hauptthür, die Nebenthüren, die Fenster und auch die Scheunen und ihre Thore mit solchen Sprüchen prangen. Die Sitte beschränkte sich indeß ehemals nicht bloß auf die Bauernhäuser. Sie waltete auch eben so auf den Schlössern der Adligen und Fürsten, und war auch in den engen Straßen der Städte eingebürgert. Man kann noch jetzt in den Städten Westphalens sowohl an Kirchen und Rathhäusern als auch an Wohngebäuden und Waarenspeichern viele alte schöne Bausprüche lesen. Doch ist die Sitte bei Neubauten in den Städten allmählig abgekommen, während sie auf dem Lande noch heutiges Tages fast allgemein ist.

Ich mag hierbei die Bemerkung machen, daß in England die Gewohnheit, die Wände der Häuser mit guten Sprüchen zu zieren auch in Städten noch heute vielfach geübt wird. Man findet in London sogar große Bankiers- und Kaufmannshäuser, in denen die Geschäftslokale, Comptoire und Magazine mit vielen Sinn- und Bibelsprüchen versehen, oft überladen sind, und gleichsam mit hundert mahnenden Zungen zu den Aus- und Eingehenden und zu den darin beschäftigten Personen reden.

Eine in Westphalen sehr gewöhnliche und weit verbreitete Sitte sind die „Fenstersprüche", die dort wie es scheint, auch noch länger gedauert hat, als anderswo. Ohne Zweifel stammt wohl diese Sitte noch aus den ersten Zeiten der Erfindung oder doch der Verbreitung des Glases in Norddeutschland. Wenn ein Bauer ein neues Haus baute, so kamen seine Freunde mit Glasfenstern angezogen, auf denen ein kleines Bild, ein Spruch und der Name der Geber gemalt war, und die dann nachher in die Fensterrahmen eingesetzt wurden. Der Beschenkte mußte dabei Bier spenden und ein Fest geben, welches das „Fensterbier" oder noch gewöhnlicher das „Fensterteer" *) hieß.

Die bemalten Fensterscheiben waren nach alter Mode nur klein. Sie hatten den Zuschnitt der Zeit, in welcher das Glas noch etwas sehr kostbares

*) „Teer" von „zehren" heißt in Westphalen jede Vereinigung zum Essen. Sie haben auch ein „Flachs-Teer" und „Hafer-Teer" und viele andere „Teers" d. h. Eß- und Trinkabende.

war *). Auch ließen sie wegen der dick aufgetragenen Farbe nicht viel Licht durch. Als man in der Neuzeit anfing, weniger auf hübsche Bilder und Sprüche, als darauf zu sehen, daß die Fenster Licht herein ließen und als die Scheiben zugleich größer wurden, da starb das „Fenster-Teer“ allmählig aus. Und so sind denn auch die gemalten Glasscheiben und Fenstersprüche seltener geworden. Doch findet man sie noch in einigen alten Häusern, meist jedoch nicht in der Hauptstube sondern nur hie und da in irgend einer kleinen Nebenkammer, bei der es noch nicht so sehr auf Licht ankam. Ich habe bei meinen Westphälischen Ausflügen zuweilen auf diesen alten Frnsterscheiben besonders hübsche Sprüche gefunden. Von einem Fenster copirte ich folgenden:

„Lide, mide, swige und vordrage.
Dine nodt nemandt klage,
An God dinen Schepper nich vorzage,
Denn gelücke kummpt alle Dage“.

(Leide, meide, schweige und ertrage. Deine Noth klage niemand. An Gott deinen Schöpfer nicht verzage. Denn das Glück kommt wohl alle Tage.)

Diesen trefflichen Spruch hatte im Jahre 1664 die gute „Frau Dorotea Alberingk Wittwe zu Hunte-

*) Daß in alten Zeiten auch anderswo z B. in Bremen die Sitte herrschte, bei Neubauten Fenster zu schenken, beweisen unter andern die alten Polizei-Ordnungen Bremens vom Jahre 1450, worin im Artikel 46 gesagt wird: „Wenn Jemand an einen andern Bürger ein Glasfenster geben will, so soll er für das Fenster nicht mehr geben, als 10 Grote, ausgenommen wenn er es an Klöster oder Kirchen schenkt“.

brock beim Fensterteer dem Erbauer des Hauses in in welchem ich ihn fand, überreicht. Mir scheint er ist so köstlich und weise, daß auch er wohl die Runde in ganz Deutschland zu machen verdient hätte. —

Einige andere solcher Westphälischer Fensterspräche, die ich noch entdeckte, waren folgende:

1) „Bete rein, arbeite fein,
Das Uebrige laß Gott befohlen sein".

„überreicht von Meister Johann bey der Heide im Jahre 1678".

2) „Sieh hinter Dich,
Sieh vor Dich,
Die Welt ist wunderlich,
Die Freundschaft ist gemein".

„Ueberreicht von Gerdt Borg".

Der letzte Vers dieses Spruches: „die Freundschaft ist gemein", soll wohl auf die allgemeine glatte Höflichkeit der Menschen hindeuten, und der Spruch enthielte dann eine sehr brauchbare und hübsch ausgedrückte Ermahnung, daß man sich nicht von der so vielfach dargebotenen Freundlichkeit der „wunderlichen" Welt täuschen lassen, sondern klug *vor* sich und *hinter* sich schauen solle. —

3) „Gottes Fügen
Mein Vergnügen"!

4) „Treu, Beständig und verschwiegen
Soll mit mir im Grabe liegen".

Dieser letztere Spruch besagt ungefähr dasselbe was das schöne Lied: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit, bis an Dein kühles Grab" ausspricht. Er stand auf einer alten Fensterscheibe unter einer zierlich

auf Glas gemalten Nelke. Denn dergleichen Gegenstände wie Blumen, Vögel, Tauben, Sperlinge ꝛc. sind gewöhnlich den Sprüchen beigefügt.

Auf einem andern Fenster fand ich einen Reiter abgemalt mit der kurzen Aufforderung darunter: „Frisch auf! wir wollen's wagen!“ Manch Mal findet man auch Wappen auf diesen Fenstern dargestellt, namentlich wenn ein adlicher Herr der Geber war, und seinen Bauern bei ihrem „Fensterteer“ ein bemaltes Glas sandte. Daß dieß wenigstens zuweilen geschehen ist, nahm ich aus einem alten Bauernhaus-Fenster ab, auf dem ein adliches Wappen gemalt war mit der Bemerkung und Unterschrift, daß „Adolph Christoph von Lange Adelicher Sohn vom hauße Sögeln“ es im Jahre 1704 überreicht habe. —

Ich sagte oben, daß auch die Zimmermöbeln und sogar auch die Hausgeräthe und Werkzeuge in Westphalen nicht selten mit Sprüchen geziert sind. Namentlich ist dieß oft bei den großen Salzfässern der Fall, die aus dicken eichenen Brettern solide gebaut, und meist ziemlich eingeräuchert, neben dem Heerde im Hausraume an der Wand hangen. Auf einem dieser Salzfässer fand ich mit sehr alterthümlichen Buchstaben folgende freilich nicht sehr bedeutsame Wahrheit eingekerbt:

„Wie das Bier ohne Schmalt
So schmeckt das Fleisch ohne Salt“.

Ich will übrigens glauben, daß man von manchen Westphälischen Salzfässern noch besser gesalzene Sprüche ablesen kann.

Diese Westphälischen Fenster und Salzfaßsprüche finde ich in dem oben genannten Volksblatt für Stadt und Land nicht erwähnt. Dagegen sind dort die Westphälischen eisernen Kuchenformen hervorgehoben und von ihnen eine kleine ganz hübsche Blumenlese von Sprüchen zusammengebracht. Auf einem dieser Kuchenformen las man eine Erinnerung an die verschiedenen frohen Feste, bei denen der Kuchen dienen sollte, in folgender Weise:

„Neujahr — weihnachtsklar,
Ostermorgen — vertreibt die Sorgen,
Pfingsttag — s'Herz wird wach".

Ein anderer Kuchenformspruch lautete:

„Kaltes und Altes in Feuers Kraft
Neu wird gemacht und warm und schmackhaft".

und enthält die sehr richtige Idee, daß das alte Mehl, die alten Gewürze, Eier und Butter in der Kuchenform vermengt, durch sie und das Feuer — wunderbar genug! — zu etwas ganz Neuem und Frischen umgewandelt werden.

Ein anderer Kuchenspruch gab eine treffliche und sehr philosophische Vergleichung des Garwerdens durch das Feuer mit der Läuterung und Bewährung durch das Leiden:

„Ohne Feuer nur roh
Ohne Leiden nicht froh"!

Und etwas Aehnliches besagt dieser:

„Das Feuer nicht zehrt
Sondern bewährt".

Wie sowohl die Leiden- als die Freudentage von Gott kommen, thut folgender Kuchenspruch kund:

„Kuchen zum Leide und Kuchen zur Freude,
Gottes Liebe send't alle beide". —

Es sind dieß wohl recht gute und fromme Kuchenbäcker-Gedanken, und auch in dem folgenden, den ich zum Schluß hierher setze, ist die Poesie und der Ideengang nicht übel:

Daß du nicht vergissest,
Wenn du mich issest,
Die süßren Osterkuchen
Bei deinem Jesus zu suchen!

XI. Die Hünengräber des Giersfeldes.

Lage des Giersfeldes. — Ableitung des Namens. — Der Grumfelder Bauerhof, und sein Hünengrab. — Die zerstörten Gräber des Giersfeldes — Die Erdfülle. — Die Sage von Alkes feurigem Rade.

Unter den uralten Gräber-Stätten unserer germanischen Vorfahren ist das sogenannte „Giersfeld“ eines der merkwürdigsten. Ja, nach dem Ausdrucke des königl. hannoverschen Forstraths Wächter, der übrigens selber nicht an Ort und Stelle war, ist sie in Bezug auf die Anhäufung und den Reichthum alter Denkmäler „einzig.“

Das „Giersfeld“ ist, um es gleich einigermaßen zu schildern, eine weite circa 2000 Morgen große Haidestrecke, die von natürlichen Anhöhen, künstlichen Grabhügeln, mit vielen alten Hünengräbern und Steinkreisen umgeben und durchzogen ist. Sein Name hat ohne Zweifel etwas mit dieser Beschaffenheit zu thun, und ist vielleicht von dem Englischen: gyre (lateinisch gyrus), Kreis oder Zirkel, abzuleiten, oder

hat zugleich auch etwas mit dem Sächsischen geard oder gyrd (Englisch gird), dänisch gierde, gleich Einzäumung, Eingürtlung zu thun, so daß man „Giersfeld“ mit Gürtelfeld oder Kreisfeld, (d. h. entweder das Feld der Kreise, oder das von Steinmonumenten umgürtete Feld) übersetzen könnte.

Das Giersfeld liegt nicht ganz 4 Meilen nördlich von Osnabrück und ungefähr etwa so weit westlich vom Dümmersee. Im Norden ist der nächste bekannte Ort die Stadt Quakenbrück, und im Westen Lingen im Emsthale. Es ist ein kleines Stück Haide-Wüste von äußerst ausdrucksvoller und ernster Physiognomie, das bisher noch der um sich greifende Anbau gleichsam wie ein Landesalterthum oder wie eine geweihte Stätte geschont hat. Rings um dasselbe herum liegen zahlreiche Stiftungen der christlichen Kirche: die alten Gotteshäuser von Alfhausen, von Merzen, von Ueffeln und von anderen Dörfern, so wie die Tempelherrn-Commenturei von Lage. Das Christenthum schloß sich gern an die unter dem Volke seit ältesten Zeiten heilig gehaltenen Lokalitäten an. Auch einige Lokalnamen der Gegend deuten auf ein hohes Alterthum und auf frühere Heilighaltung hin. Ein Hügel, der mitten auf dem Giersfelde liegt, heißt noch heutzutage: „der Heiligenberg“, und eine kleine Ortschaft hart an seinem Rande hat den Namen „Thiene“, was vielleicht auf eine „Thingstätte“ oder Volksversammlungsplatz hindeutet.

Noch heutzutage stellen am dritten Pfingsttage die frommen Bauern des genannten Dorfes Alfhausen

eine Prozession an, die um ihr Kirchspiel herum und dann zum Heiligenberge auf dem Giersfelde geht. In dieser Prozession führten sie sonst, — vielleicht einem alten heidnischen Gebrauche gemäß, — auch Pferde und Kühe mit sich. Bis zu den Zeiten der Reformation machten auch die Bewohner der südlich gelegenen Dörfer Merzen und Ueffeln an demselben Tage eine eben solche Prozession auf's Giersfeld und trafen dort mit denen aus Alfhausen auf dem Heiligenberge zusammen.

Der Heiligenberg ist jetzt ein ganz öder, rings von Hünengräbern umgebener Hügel der nie ein christliches Gebäude getragen zu haben scheint. Es ist daher nicht unmöglich, daß jene Zusammenkünfte und Prozessionen der katholischen Christen bei ihm noch ein Ueberrest aus alten heidnischen Zeiten sind. Im 16. Jahrhundert wurden die Süd-Anwohner des Giersfeldes, die von Ueffeln, protestantisch und erschienen daher nicht mehr bei jener Prozession. Die von Alfhausen dagegen blieben katholisch und kamen zum Heiligenberge wie zuvor, brachten aber darauf das Sprichwort in Schwang; „He blift ut as Ueffeln" (Er bleibt aus wie Ueffeln*).

Alle diese Dinge, sage ich, stimmen sehr gut zu der Annahme, daß wir in dem „Giersfelde" eine

---

*) Die Daten zu obiger Darstellung habe ich aus dem kleinen Schriftchen „Ueber den Germanismus" des Herrn E. W. Heine; der längere Zeit ein hannoverscher Beamter in dieser Gegend war, entnommen.

Lokalität vor uns haben, die seit uralten Zeiten bis auf den heutigen Tag in den Traditionen unserer Haidebewohner eine große Rolle gespielt hat. Eben dahin deuten auch die Sagen von einem Gespenste, beim Volke „der Alk“ genannt, das auf dem Giersfelde spuken soll, und von dem ich nachher etwas Näheres berichten werde. Für die Heilighaltung des Orts in den ältesten Zeiten legen aber seine, wie gesagt, zahlreichen Steinmonumente selber das unzweideutigste Zeugniß ab.

Ich pilgerte in Begleitung einer gefälligen Gesellschaft ortskundiger Herren und Damen aus der Gegend von Bramsche am Fuße des Wesergebirges zur Besichtigung dieser merkwürdigen Lokalität heran. Schon in einem Kruge, bei dem wir in der Nähe des Giersfeldes anhielten, erzählten uns die Leute mit ziemlich gläubigen Mienen die Geschichte vom „Alk“, dem feurigen auf dem Giersfelde spukenden Kobolde. Auch bestrebten sie sich, als wir dem Giersfelde näher kamen, uns in den Haiden einige der merkwürdigen kreisrunden Pflanzenfiguren nachzuweisen, die sie Hexenringe nennen, und welche das Lycopodium oder Bärlapp-Moos bildet, indem Pflanzen sich — in der That sonderbar genug! — in einem mehr oder weniger großen oder kleinen sehr regelmäßigen Kreise zusammenstellen und hinter einander herwachsen.

Wir durchwanderten mehre schöne Waldpartien und kamen endlich bei einem einsamen Bauernhofe, „Grumfeld“ genannt, auf das Giersfeld hinaus.

Gleich dieser Bauer hat innerhalb der Umzäunung seines Gehöftes und unter den sein Haus beschattenden Eichen eins der schönsten und bestconservirten Hünengräber dieser Gegend. Es waren ein halbes Dutzend gewaltiger Steinblöcke, die wie gewöhnlich von kleineren (sogenannten „Trägern") gestützt und von einem länglichen Kreise anderer Steine (sogenannten „Kreissteinen") umstellt waren. Ich habe nie ein Hünengrab in einem so merkwürdigen und intimen Verhältnisse zu den heutigen Landesbewohnern gesehen. Denn fast immer fand ich dieselben seitwärts von den Wegen in den Gebüschen und Wildnissen, Hier stand nun eins dicht vor den Fenstern eines Wohnhauses, innerhalb der Einfriedigung des Besitzthums, gleichsam im Parke des Eigenthümers, als wäre es noch jetzt sein Familienbegräbniß. Die Kinder des Hauses benutzen die mächtigen Steine als Gartenbänke und das Milchvieh lag im Schatten der Bäume des tausendjährigen alten Grabes.

Daß der Grumfelder Bauernhof eine sehr alte Pflanzung ist, behaupten die Leute allgemein. Sollte es möglich sein, daß er noch in directer Linie von den Helden, die unter den großen Granitblöcken ruhen, herrührte? — „Grumfeld" selbst — ich meine den Besitzer des eben so genannten Gehöftes, — ein langer, ernster hagerer Mann, der uns von einem Grabe zum andern begleitete, hatte auch schon, wie mancher andere über die Schwierigkeiten nachgedacht, die unsere alten Vorfahren bei der Zusammenstellung der colossalen Steinblöcke überwinden mußten, und hatte sich darüber

eine ganz eigenthümliche Theorie gebildet, die ich hier wiederholen mag, da sie mir neu und nicht ganz verächtlich schien. Er meinte, die Alten hätten die Steine im Winter auf einer Schnee- und Eisbahn forttransportirt. Auf gefrorenem glatten Schnee, so räsonnirte er, sei es leicht die größten Blöcke mit Stricken zu bewegen. Mit Hülfe des Schnees und Eises, glaubte er, hätten sie auch die gewaltigen „Deckſteine“ auf die kleinen Träger hinaufgebracht. Dieſe letzteren hätten ſie erſt in ihrer Ordnung aufgeſtellt, dann hätten ſie dieſelben unter Schnee begraben und darauf zu dieſem Schneehügel eine lange, allmälig aufſteigende Schnee- und Eisbahn mit Hülfe aufgegoſſenes Waſſers hergeſtellt. Die großen Blöcke wurden nun nach der Anſicht meines Bauern auf dieſer Bahn leicht auf den Gipfel des kleinen Schneehügels hinaufgeſchleift und lagen dann, nachdem der Schnee weggeſchmolzen, auf den Spitzen ihrer Träger.

Bei den vielen noch ungelöſten Bedenken, die ſich uns darbieten, wenn wir uns zu erklären verſuchen, wie unſere in der Mechanik ſo unkundigen Vorfahren Steine von mehreren tauſend Pfunden Gewicht auf ihre hohen Poſtamente ſchafften, erſchien mir jene Hypotheſe eines weſtphäliſchen Bauern wirklich Manches für ſich zu haben.

Vermuthlich verdankt das Grumfelder Monument ſeine gute Erhaltung eben dem Umſtande, daß es ganz in den Beſitz und Schutz eines wohlhäbigen Privaten übergegangen iſt. Alle andern Monumente des Giersfeldes ſind jetzt mehr oder weniger, einige

völlig, zerstört. Sie wurden alle vom Steinhandel ausgebeutet, der in diesen Gegenden so viele ehrwürdige Alterthümer angegriffen hat. Wir besuchten noch mehre, die sich, ein Dutzend an der Zahl, und alle in der Entfernung von wenigen hundert Schritten von einander in einem Halbbogen um das Giersfeld herumziehen.

Sie liegen meistens auf den Gipfeln niedriger Anhöhen. Einige sahen aus wie Vogelnester, in denen der Kukuk gehaust hatte. Schöne prächtige Steine, unter denen die Helden ewig ruhen wollten, waren zerkeilt und die Splitter lagen noch umher. Hie und da war ein großer Denkstein, mit denen die Steinräuber nichts anzufangen wußten, liegen geblieben und bei Seite geschoben. Einige hatte man völlig ausgeleert, und sie waren Nestern gleich, in denen kein Ei mehr übrig war. Andere dagegen sind in der Hauptsache von diesem traurigen Geschicke bewahrt geblieben und lassen noch ihre ursprüngliche Gestalt und Bedeutung erkennen.

Die Aussicht von dem Gipfel eines dieser Grabhügel auf den zwiefach melancholischen Schauplatz hatte etwas mächtig Ergreifendes und Rührendes. Man hat einen weitgedehnten Kirchhof, eine große nordische Nekropolis vor Augen. Rings umher in der Ferne sieht man Wald und aus ihm hie und da einen alten Kirchthurm hervorragen. Er faßt den ganzen kahlen, mit brauner Haide bedeckten Gottesacker, der etwa zwei Stunden im Umkreise besitzt, ein. Dieser erscheint so als eine stille der Vergangenheit

gewidmeten Welt für sich, von dem jetzigen Treiben ausgeschlossen. Die verschiedenen umherstehenden Grabhügel sehen aus der Ferne wie Ruinen und Trümmerstätten aus. Denn ihre Gipfel erscheinen gezackt von den Eingrabungen die man machte, und von den mächtigen Steinen, die man noch hie und da liegen ließ.

Nach den Schilderungen, die ich von den Grabhügeln des Ajax, des Hectors und des Achilles bei Troja gelesen habe, bietet auch die Gräberstätte des alten Ilion keine viel großartigeren und imponirenderen Scenen dar, als dieses Giersfeld. Dazu ist es auch sehr wohl möglich, daß die Alten selbst, wo nicht die Griechen und Trojaner, doch die Römer und Germanen hier einmal gekämpft haben. Das Giersfeld sieht so recht wie ein Schlachtfeld aus, und es liegt ganz in der Linie von der Porta Westphalica über den Dümmer-See zur Ems, einer Route, auf welcher Germanicus und seine Unterfeldherrn mit ihren Legionen mehrere Male unter häufigen Kämpfen mit den Eingeborenen marschirt sind, sowohl als sie zu den großen Schlachtfeldern am Teutoburger Walde und bei Idistaviſus hineilten, als auch indem sie sich von da zur Ems und zum Rheine zurückzogen.

Die poetische Erregung, welche man beim Anblick des Giersfeldes spürt, das hohe Alterthum, welches aus der ganzen Lokalität zu dem Beschauer redet und seine Phantasie ergreift, scheinen aber manchen gelehrten deutschen Besucher dieses Platzes noch weit über die Zeiten der Römer hinausgeführt und ihn veranlaßt

zu haben, das besagte Giersfeld sogar mit der mythischen Zeit der alten Griechen in Verbindung zu setzen. Einer dieser deutschen Forscher hat nämlich, nachdem er eine Uebersichtskarte des Giersfeldes entworfen, daselbst gefunden, daß die Hauptgräber in ihren Abständen und Constellationen gerade dasselbe Bild geben wie eine Partie der Hauptsterne des „Zwillings-Gestirnes" am Himmel und des unter diesen stehenden Orion. In einer Schrift über das Giersfeld giebt er eine Karte der beiden genannten Sterngruppen und der besagten Gräber, die beide genau übereinstimmen. Namentlich in der Nacht, wenn auf den Gräbern, die er auch für Opferstätten hält, die Opferfeuer leuchteten, so meint er, müsse die Aehnlichkeit der Constellation auf dem Giersfelde mit der an der bezeichneten Partie des Himmels frappant gewesen sein. Er glaubt in dieser Entdeckung „den Schlüssel zu großen Räthseln, eine großartige Hieroglyphenschrift über Sinn und Bedeutung des Germanismus" (?) gefunden zu haben. Er sieht darin eine Bestätigung von dem, was Diodor von Sicilien sagt, daß die am Ocean wohnenden Völker die Dioskuren (Castor und Pollux) verehrt hätten.

Diodor von Sicilien führt dieß auf den Argonatenzug zurück, indem er meint, daß die Argonauten (unter ihnen Castor und Pollux) vom schwarzen Meere den Don bis zu seinen Quellen hinaufgefahren, von da westwärts quer durchs Land gereist und dann „auf einem Strome, der sich in den Ocean ergoß", westwärts und nordwärts gefahren seien. — Unter diesem

Strom soll nun entweder die Weser oder die Ems verstanden werden müssen, und es ist also glaublich, daß darnach Castor und Pollux in diesen Gegenden immer verehrt und deßhalb auch auf dem Giersfelde die ihnen geweihten Gräber und Opferstätten in derselben Figur und Gruppe zusammengestellt wurden, in welcher die ihnen geweihten Gestirne am Himmel bei einander stehen. — Ich wiederhole hier diese gelehrte Hypothese nur als einen Beweis dafür, daß der interessante Anblick dieser Lokalität wirklich zu äußerst kühnen Combinationen zu inspiriren vermag, gestehe aber, daß sie mir bei weitem nicht so leicht in den Kopf gewollt hat, wie die andere oben von mir erwähnte Hypothese des Bauern Grumfeld über den Transport der Steine auf gefrorenem Schnee.

Von den merkwürdigen Hügeln und Anhöhen des Giersfeldes wandten wir uns zu seinen fast eben so interessanten und merkwürdigen Löchern und Austiefungen. Es giebt deren daselbst zwei, eine große und eine kleine Bodensenkung. Die größere, die wir besuchten, eröffnet sich mitten in der flachen Haide und hat eine äußerst regelmäßige kreisrunde Trichtergestalt. Sie hat oben etwa 300 Fuß und unten auf dem Grunde etwa 50 Fuß im Durchmesser, bei einer Tiefe von etwa 30 Fuß. Die mit dichter Haide und struppigem Gebüsche bewachsenen Wände fallen unter äußerst gleichförmigen Böschungen von allen Seiten her ins Innere des Trichters hinab. Unten ist der Boden kahl. Zuweilen soll er mit Wasser bedeckt und auch der Kessel selbst ein wenig mit Wasser ge-

füllt sein. Jetzt als wir hinabgingen, war er ganz trocken. Das zweite Loch ist ebenso beschaffen, nur etwas kleiner. Nur diejenigen, welche diese großen Bodenlöcher nicht an Ort und Stelle besuchten, konnten, wie es einige, die darüber schrieben, gethan haben, sich einbilden, daß es „Feuerheerde oder Oefen gewesen seien, worin die Opferthiere bei den Festmahlen der alten Germanen zu Ehren der vielen hier Begrabenen gebraten und gekocht worden seien"; — oder „daß eine Brunnengrabung zu ihnen Veranlassung gegeben habe".

Die Regelmäßigkeit der Proportionen und Umrisse möchte zwar auf ein Menschenwerk schließen lassen. Allein man bemüht sich vergebens, den Zweck eines solchen zu errathen. Etwas wahrscheinlicher ist es, daß hier ein natürliches Einsinken des Bodens, ein sogenannter Erdfall, statt hatte; obgleich auch hiergegen der Umstand streitet, daß die geognostische Gestaltung des Bodens der Umgegend nicht zu Erdfällen geeignet und geneigt zu sein scheint; denn die beiden bezeichneten Kessel des Giersfeldes sind weit und breit die einzigen ihrer Art.

Die Volkssage nimmt nichts destoweniger einen Erdfall an und behauptet, daß hier ein gottloser Mann gewohnt habe, der mit Haus und Hof vom Boden verschlungen sei. Seitdem ist es in dem Loche nicht geheuer, und es steigt zu Zeiten, namentlich wenn man ihn ruft, „der böse Geist Alke" daraus hervor. Er zeigt sich in der Gestalt eines feurigen Rades, das, namentlich wenn man um Mitter-

nacht den Geist ruft, aus der Tiefe heraufrasselt, an den Abhängen des Erdfalls empor rollt, und dann über das ganze Giersfeld dahin schweift, den Rufer verfolgend.

Einer der alten ehemaligen „Grumfeldts“ nun, — ein Vorfahr desselben Bauernhofbesitzers, der jenes schöne Hünengrab in seinem Eichen-Park hat, und der uns auch eben jetzt zur „Alken-Kuhle“ geleitete — hat wirklich einmal das Abentheuer mit dem Alke und seinem feurigen Rade bestanden. Es ging dabei nach der allgemein verbreiteten Volkssage, die auch uns wieder an Ort und Stelle ein halbes Dutzend Mal erzählt wurde, so zu: Besagter Grumfeld, ein flotter lustiger Bursche, saß einst, — das Jahrhundert und Jahr Christi wird nicht näher angegeben, — mit seinen Zechbrüdern, gleichfalls wohlhabenden niedermünsterschen Bauern, beim Biere zusammen. Sie sprachen, wie die Bauern hier häufig thun, von ihren Rindern und Rossen und renommirten namentlich gegeneinander mit ihren Reitpferden und deren Hurtigkeit. Grumfeld, der sich dabei am meisten ereiferte, behauptete, er habe den besten Läufer, der es selbst mit — „Alkes feurigem Rade“ aufnehmen könne. Er schwur endlich bei Donner und Wetter und Schwerenoth er wolle in nächster Nacht mit seinem Schimmel „den Alke anreiten“ und ihm zu einem Wettritt herausfordern. Die Bauern hielten den Grumfeld beim Wort und boten neun Pfund Silber gegen sein Pferd, daß er es nicht bestehen würde. Er aber nahm die Wette an und bereitete

sich vor. Er striegelte, putzte und sattelte seinen Schimmel und ritt mit ihm zunächst einmal am hellen Tage zur Alken-Kuhle, zeigte ihm den Weg und die ganze Gelegenheit und Gestalt des Orts und machte ihm deutlich, worauf es ankäme.

Das kluge Thier, welches alles begriff, kam mit ihm in schnellem Laufe nach Hause zurück, und da wies ihm Grumfeld auch noch die große Hausthür, die er bei dem Ritt in der Nacht offen lassen wollte, und die sie bei der Verfolgung aufnehmen sollte. Dann pflegte und hätschelte er sein Pferd den ganzen Tag über und gab ihm das Beste, was er hatte, zu fressen und zu trinken. Er selber aber betete am Abend zu dreien Malen in heiliger Andacht zum Vater, Sohne und heiligen Geiste, daß sie ihm seine Sünden vergeben, seine Seele bewahren und ihn retten wollten aus dieser Gefährlichkeit, die er mit ihnen bestehen müßte.

Als so Mitternacht herbeigekommen war, ritt er, allein auf Gott seine Hülfe setzend, hin zur Alkenkuhle. Indem er hier bis an den Rand des finstern Loches heranritt, wandte er seinen Blick zum Himmel und zu den leuchtenden Sternen, oben im Norden und betete noch eins in der Stille und andächtiglich, daß ihm alle guten Geister beistehen möchten. Es war eine schöne sternenklare Nacht. Kein Laut, nicht einmal das Geheul des Fuchses oder das Geschrei der Eule ließ sich hören. Sein Schimmel stand wie eine Bildsäule mit der Schnauze zur Kuhle gewandt und rührte kein Glied. Da auf einmal erklangen rings

um das Giersfeld herum mit dumpfen Tönen die Glocken, und es schlug 12 Uhr zuerst in Uffeln, dann in Merzen und zuletzt in Alfhausen. Mit dem letzten Schlage von Alfhausen erhob Grumfeld seine Stimme, und laut, daß es über die ganze Haide hinschalle, rief er: „Alke komm! Gehst Du mit?“ Alsbald hörte man es in der Tiefe der Kuhle rumoren, und eine gräuliche Stimme, die aus der Mitte der Erde zu kommen schien, antwortete; „Warte nur! den einen Schuh habe ich bereits an, und der andere rückt schon von selber herbei! Da bin ich! und will Dich bald packen!“ Augenblicks wandte der Bauer sein Pferd und gab ihm die Sporen, und wie ein Pfeil vom Bogen fliegt, oder wie ein Blitz durch die Wolken schießt, so ging nun durch die Nacht und über die Haide die höllische Jagd von der Alkenkuhle nach Grumfelds Hause. Der tapfere Grumfeld auf seinem klugen Schimmel mit fliegender Mähne voran, und Alke auf seinem flammenden und funkensprühenden Rade hinterdrein.

Jener hatte anfänglich einen guten Vorsprung voraus, doch minderte sich dieser mit jedem Satze, und das feurige Rad kam ihm näher und näher auf die Hacken, indem es dabei immer größer anwuchs und über die Gesträuche und Gräben hinwegsetzte, so daß Grumfeld und sein Pferd wenn sie sich umgeblickt hätten, wohl vor Schreck zusammengestürzt wären. Aber sie hatten nun schon die weitgeöffnete Hausthür in Sicht, aus der das trauliche Heerdfeuer ihnen entgegenblickte. Dieß gab dem Schimmel neue Kraft,

und mit einem letzten und verzweifelten Sprunge setzte er, wie eine Schwalbe ins Haus fliegt, durch die große Thür mitten auf die Tenne hin. Hier an des Hauses Feuerstelle dankte Grumfeld seinem Schöpfer, daß er sich seiner väterlich angenommen habe, und gelobte ihm, daß er von jetzt an seinen Gott nie wieder versuchen wolle. Er dankte aber auch seinem getreuen Schimmel, der ihm so freundlich beigestanden hatte, streichelte ihn und brachte ihn in den Stall.

Das feurige Rad war dicht hinter seinen Hufen her auf der Hausschwelle und an den Hausständern gestoßen und war dort zurückgeprallt. Als ein Wahrzeichen und zur Erinnerung an das Abenteuer sah man dort am andern Morgen einen verkohlten Flecken zum Beweise, daß Grumfeld nicht bloß geträumt habe, und derselbe wurde noch lange nachher, nachdem der Bauer seine, wenn auch nicht ehrlich, doch im Schweiße seines Angesichts gewonnenen neun Pfund Silbers eingestrichen hatte, von den Leuten besehen und bewundert.

Als ich dem jetzigen Grumfeld, der uns dies Alles mittheilte, *) befragte, ob auch er denn noch an diesen Spuk glaube, da verleugnete er dies zwar durchaus, erzählte mir aber doch dann gleich hinterdrein,

*) Ich habe hier übrigens seine Mittheilungen ergänzt durch eine Uebersetzung der Erzählung der Sage, wie sie sich bei Herrn Heine in dem Schriftchen „Ueber den Germanismus" S. 19 ff. befindet.

daß es ihm allerdings einmal ganz wunderlich bei der Alfenkuhle gegangen sei. Er habe nämlich an einem gewissen sehr neblichen November Abende nach Alfhausen gemußt. Der grade Weg von seinem Hofe dahin führe zwar dicht an der Alfenkuhle vorbei. Er habe aber bei sich gedacht, er wolle diesmal doch lieber die Alfenkuhle vermeiden, und habe deshalb zu einem weiten Umwege ausgeholt. Dabei sei er wohl über eine Stunde lang durch die Haide gestreift, und als er endlich, — in der Meinung, er müsse nun schon nahe bei seinem Ziele, dem Kirchthurme von Alfhausen, sein, — einmal aufgeblickt, da habe er gerades Weges in die tiefe Alfenkuhle hinabgeblickt und sich an dem Rande eben dieses Lochs gesehen, dem er gerade so weit aus dem Wege gegangen zu sein glaubte. Dieß sei ihm sehr verwunderlich und unheimlich vorgekommen. Auch habe es ihm geschienen, als tanze in der Tiefe auf dem feuchten Grunde ein Irrlicht. Ein Grauen habe ihm gepackt, und er sei, seine Tour nach Alfhausen für dieses Mal aufgebend, spornstreichs zu seiner Wohnung zurückgekehrt, und habe sich nicht eher beruhigt gefühlt, als bis er die Schwelle seines Hauses überschritten und wie der Schimmel seines Vorfahren mit einem Satze auf die Mitte der großen Hausdiele gesprungen sei.

Daß es auf dem gräberreichen Giersfelde spukt, wird im Allgemeinen Jeder, der den Ort sah, natürlich finden. Es mag sich in den Sagen vom dort umher rollenden Dämon „Alke“ irgend eine alte Mythe von einem Gotte aus der Heidenzeit verstecken.

Der Name „Alke“ findet sich in verschiedenen Theilen Norddeutschlands wieder. Wie hier im Osnabrückschen eine „Alkenkuhle“ und eine „Alkenburg“, so giebt es bei Düsseldorf ein Haus „Alkenrath“ genannt, bei Coblenz ein „Alkerhof“ uud ein Dorf „Alken“, in Preußen ein Bauerngut „Alk“, und ein Dorf „Alkeheim“ und ferner in Dessau ein „Alkendorf“. Der Gelehrte, der die Sternbilder des Castor und Pollux in den Grabhügeln entdeckt zu haben glaubt, hat das Wort „Alk“ schon bei Tacitus, der von einer Germanischen Gottheit „Alcis“ spricht, gefunden und glaubt wieder, daß der Dämon Alke als die Zwillingsgottheit der Dioskuren anzunehmen sei.

XII. Der Hümmling.

Ableitung des Namens Hümmling. — Abgrenzung und Umgebung des Hümmlings. — Ehemalige Waldungen auf dem Hümmling. — Erste Bewohner des Hümmlings. — Seine „Schaafdörfer“. — Die Bergschwalben. — Besuch bei Kohlenbrennern aus Thüringen. — Die Zigeuner und Scheerenschleifer des Hümmling. — Der „Haidenküster“ und der „Oberscheerenschleifer“. — Ihre blutigen Kriege und ihre Ausrottung, ein Beitrag zur Geschichte der Races maudites. — Die Steinmonumente des Hümmlings. — Hünenkönig Surwolds Grab. — Die Herzoge von Arenberg auf dem Hümmling. — Clemenswerth, Jagdschloß eines bairischen Prinzen. — Die Jagden der Bischöfe von Münster. — Fortschritt der Neuzeit auf dem Hümmling.

Auf beiden Seiten des flachen und moorreichen mittleren Emslandes ziehen sich in verschiedenen Gruppen vertheilt, breite Rücken von Sandhügeln und sandigen Hochflächen hin, die sich ein wenig über die umherliegenden einförmigen Morräste erheben. Auf der westlichen oder holländischen Seite der Ems sind diese Dünenzüge, etwas weniger markirt, vielfach zerstreut und zerstückelt. Doch bildete ehemals eine Partie von ihnen, die mit Wald bestanden war, den in der Geschichte der Emslande wohlbekannten „Westerwald“ der jetzt zur holländischen Provinz Gröningen gehört. Auf der deutschen oder östlichen Seite des Emsthales dagegen stellen die alten Dünen eine

compactere Gruppe dar, welche im Nord-Osten von Meppen sich über die umliegenden Moore hervorhebt. Im Gegensatz zu jenem „Westerwalde“ hätte man sie wohl den „Osterwald nennen können. Doch ist sie seit unvordenklichen Zeiten unter dem Namen „der Hümmling“ *) berühmt und berüchtigt gewesen. —

„Hümmel“ oder „Humpel“ heißt im Ostfriesischen eine kleine Anhöhe. Es ist ein Wort, dessen Stamm sich auch in der englischen Sprache wieder findet, in welcher „hump“ und auch „hummock“ einen Höcker oder Buckel bedeutet. Auch in einigen Theilen der Vereinigten Staaten werden niedrige dünenartige Höhenzüge mit dem Namen „Hummocks“ bezeichnet. Weil der Hümmling — obwohl nichts weniger als hoch und daher kaum eine Hügelkette zu nennen, — doch die einzige einigermaßen einflußreiche Bodenhebung in allen diesen weiten Ebenen bis zum Meere hin war, so mochte ihm deßwegen jener Name, der dem Gesagten nach etwa so viel als die Höhe bedeutet als ein Eigenname bleiben. Er ist nicht immer die gewaltige himmelanstrebende absolute Höhe, die den besonderen Charakter einer Gegend bestimmt. Vielmehr kommt es weit mehr auf die relative Höhe an. In einem weit und breit ebenen Gebiete erhält ein auch nur einige

*) Ich bemerke, daß man diesen Namen allgemein — auch im Inlande — mit einem doppelten m schreibt. „Hümmeling“ wäre wohl die richtigste Schreibart. Es ist zugleich die in älteren Schriften gewöhnlichste.

Klafter höher liegender Landstrich eine ganz verschiedene Beschaffenheit und Geschichte, als seine Umgegend.

Es ist nicht überall leicht die Gränzen des Hümmling zu bestimmen. Ziemlich scharf sind sie im Westen gegen das Emsthal, wo sich zwischen ihm und der Ems ein breites Moor, die sogenannte „Dose“ hinzieht, dessen Ufer und Ränder gewissermaßen der Hümmling bildet. Im Norden und Westen hat er die noch breiteren Moore und Flächen von Frisoythe und des Saterlandes, in denen er sich mit einzelnen Sandhöhen oder dünnen Armen verläuft. Im Südwesten bildet das mooraſtige Thal der „Süder-Radde“, die der Ems zufließt, die Gränze. Seinen Hauptknotenpunkt hat er in der Mitte, wo er den uralten Ort Sögel auf seinem Rücken trägt, und wo überhaupt alle die größten Alterthümer und Merkwürdigkeiten des Hümmlings nahe beisammen liegen.

Wie überall in unsern nordwestdeutschen Niederungen die geringfügigen Anhöhen und Dünenrücken, von denen sie durchzogen sind, die ersten Sammelplätze der Thiere, Pflanzen und Menschen waren, so ist dieß auch beim Hümmling der Fall gewesen.

Er war seit den früheſten Zeiten mit Waldungen bedeckt, die auf den benachbarten Mooren nicht gedeihen konnten, und in denen sich die Thiere der Wildniß, die Eber, Wölfe, die Hirsche, und in uralten Zeiten die Elenthiere und die Auerochsen, deren Hörner man noch zu Zeiten im Boden findet, sammelten. Er war daher von jeher eines der berühmteſten Jagdreviere weit und breit. Den Jagdthieren und den

mancherlei Nutzen gewährenden Gehölzen folgten die Menschen, die uns unbekannten Urbewohner unseres Vaterlandes, denen diese Sandhöhen in der Mitte der weiten wasserreichen Niederungen die Richtung ihres Anbaues bezeichneten. Die zahlreichen Steinmonumente und Hünengräber, mit denen der Hümmling besät war, und die dem Emsthale und den weiten Mooren umher gänzlich fehlen, beweisen zur Genüge, daß er einer der Hauptsitze der Urbevölkerung dieser Gegenden gewesen ist. Welchem Stamme diese die Steine zusammenschleppende Urbevölkerung angehört habe, ist uns unbekannt. Später sollen Friesen in den Hümmling eingewandert sein. Und die Nachkommen dieser Friesen, die sich denn wohl auch mit Sachsen vermischten, die jetzigen Bewohner des Hümmlings haben noch heutzutage in ihrem Körperbau den altgermanischen Typus besser bewahrt, als ihre Nachbarn. Auf den Kirchhöfen mancher Dörfer des Hümmlings hat man Menschengerippe von sieben Fuß Länge ausgegraben, und die Bewohner der Hümmling-Dörfer Lorupe und Esterwege sind noch jetzt durch ihre Größe und Stärke berühmt.*)

Wie in geographischer Hinsicht, so bildete auch meist in politischer Beziehung der Hümmling ein Ganzes für sich. Früher bildete er einen besonderen Gau und dann eine eigene Grafschaft, nach dem Hauptorte gewöhnlich „die Grafschaft Sögel“ genannt. Seit

*) Siehe darüber J. B. Diepenbrock, Geschichte des Amtes Meppen. Münster 1838. S. 54.

1252 gehörte diese Grafschaft mit sammt dem ganzen Hümmling den Bischöfen von Münster; seit dem Jahre 1803 aber den Herzogen von Arenberg, die durch den bekannten Hauptschluß der Reichsdeputation bei der Säkularisirung des Fürstenthums Münster für ihre Verluste auf dem linken Rheinufer mit „der Grafschaft Sögel“ und einem guten Abschnitte des Emslandes (dem „Amte Meppen“) entschädigt wurden. Diese reichdotirten Herzoge besitzen unter hannoverscher Oberhoheit den Hümmling und die ganze Umgegend noch heutiges Tages, haben viele Eigenthums- und andere Rechte im Lande und installiren dort auch einen Theil der Beamten. Die ehemalige „Grafschaft Sögel“ bildet auf diese Weise wieder ein besonderes herzoglich Arenbergisches oder königlich-hannoversches Amt, „das Amt Hümmling“ genannt.

Ich hatte längst den Wunsch gehegt, diesem merkwürdigen Erdflecke einen Besuch abzustatten, und endlich an einem neblichten September-Morgen eines der verflossenen Jahre fügte es sich, daß dieser Wunsch mir in Erfüllung ging.

In Begleitung eines landeskundigen jungen Freundes setzte ich von dem grünen Wiesenufer der Ems in östlicher Richtung aus. Das Emsland liegt hier wie ein schmaler Oasen-Streifen zwischen zwei Moorwüsten. Der Fluß ist auf der ganzen Länge seines Laufs reich mit Dörfern, Flecken, Gehölzen und Gärten besetzt. Kaum ist man aber ein halbes Stündchen zur Seite hinausgefahren, so tritt man überall in die reine schwarze Urwüste des Moores, in der kein Baum

wächst und kein Mensch wohnt, und in der die Blicke vergebens nach Augenweide suchend, umher irren.

Weit und breit war das Moor mit Nebel bedeckt und eine schmale, holprichte Chaussee, aus spitzigen Steinen jüngst gebaut, ein wahrer Marterweg für Pferd und Mensch, führte uns geradeswegs in diese aus Nebel und Morast componirte Landschaft hinaus.

Wie wir eigentlich den Hümmling erreichten und wie sich seine „Berge“ vom Ems-Thale aus darstellen, oder ob sie überhaupt nach dieser Seite hin eine Ansicht gewähren, ist mir unter den besagten Umständen nicht bekannt geworden. Doch gewahrte ich nach einiger Zeit statt des dunklen Torfmoores ein wenig gelbes Sandland zur Seite unseres Weges, und da zugleich aus dem Nebel Etwas hervordämmerte, was wie Häuser oder Hütten aussah, so bemerkte der Führer unsers Gespannes: „wir seien jetzt auf dem Hümmling, und jene Hütten bezeichneten seinen Anfang“. Es war eine kleine Colonie völlig leerstehender Behausungen, etwa 20 an der Zahl, wie die Leute sie hier zu Lande für ihre Schaafe zu bauen pflegen. Sie standen wie ein kleines ausgestorbenes Dorf da, denn die vierbeinigen Bewohner waren eben nicht zu Hause. Als ich ausstieg, und die Sache mir in der Nähe besah, fand ich die Wirthschaft recht malerisch und ansprechend. Unter den aus „Hürden“ (Flechtwerk) gebauten und mit Stroh gedeckten Häuserchen standen alte Bäume umher. Die Wege und Räume zwischen den Wohnungen waren bequem und breit. Jedes Haus hatte sein weites Thor und im

Rücken der Colonie zog sich ein kleiner Bach vorüber. Jeder Schaafbesitzer hatte hier für seine 40 oder 50 Thiere einen eigenen Stall. Die Hirten treiben jeden Abend die ganze große Heerde hier ein, die sich dann aber ohne ihr Zuthun in die Wohnungen vertheilt. Denn jedes Schaaf kennt seines Herrn Stall und sie sortiren sich leichter als ein Spiel Karten. Diese sonderbaren Schaafdörfer sind hier auf dem Hümmling und auch im Bourtanger Moore, so wie überhaupt im ganzen Emslande allgemein. Sie liegen meist sehr einsam in der Haide, weit von den Menschendörfern, denen sie angehören, entfernt. Auf jeder Specialkarte des Landes findet man diese Stallgruppen verzeichnet. Auch finde ich, daß sie in der Geschichte der Gegend zuweilen eine Rolle gespielt haben. Im sieben- und im dreißigjährigen Kriege wurden sie oft als Läger und Standquartiere der Truppen benutzt, wenn die Menschendörfer vielleicht überfüllt waren.

Weiterhin merkten wir an einigen hoch aufstehenden und schroffen Sandabhängen, daß wir uns schon mitten in den „Bergen“ befanden. Diese Sandwände waren von einer zahllosen Menge von Löchern durchbohrt, welche die „Ufer-Schwalben“ (Hirundo ripuaria) darin für ihre Nester und Jungen aushöhlen. — Hier im Hümmling heißen diese Schwalben „Barg-Swolken“ (die Bergschwalben), weil sie in dem, was die Landeskinder „Berge“ zu nennen belieben, nisten. Jeden Sandhaufen sehen diese Ebenen-Bewohner für einen „Berg“ an, so wie jeden Tümpel für ein „Meer“. Ja, sie bringen den Ausdruck „Berge“ noch tiefer

herab. Sie betiteln so sogar die höckerichten Unebenheiten der Haidewege. Als wir ein Mal von der Chaussee abwichen, und zwischen kleine Haidehöcker geriethen, wurde unser Kutscher ermahnt, er solle doch nicht so zwischen „den Bergen“ fahren und sich einen besseren Weg suchen. Man kann die Bemerkung überhaupt von allen Bewohnern unserer nordwestdeutschen Niederungen gelten lassen, daß sie eine wahre Leidenschaft für den Ausdruck „Berg“ haben. Sie wenden ihn auch figürlich überall da an, wo wir sonst bloß die Ausdrücke „Haufen“ oder „Menge“ gebrauchen. Sie sagen z. B. gewöhnlich „einen Berg Geld“ statt „viel Geld“. In den Gebirgsländern, z. B. in der Schweiz, ist ein solcher Mißbrauch dieses Worts ganz unerhört. Die Schweizer spaßen mit ihren „Bergen“ nicht.

Von den großen Wäldern, die ehemals den Hümmling bedeckten, sieht der heutige Reisende nur noch wenige unbedeutende Reste. Der um sich greifende Ackerbau hat das Meiste zerstört. Doch besuchten wir unterwegs einen dieser Waldreste, der unsere Aufmerksamkeit durch eine an seinem Rande erbaute Hütte auf sich zog. Es war ein aus zusammengestellten Bäumen und Balken nach Art der Indianerzelte errichtetes kegelartiges Häuschen, nur mit einer Thür zum Hineinkriechen versehen und ohne Fenster. Beim Eintreten war ich nicht wenig erstaunt, den ganzen kleinen Raum mit derben, rüstigen und rußigen jungen Männern gefüllt zu sehen, die mir in einem ganz fremdartigen Dialekte einen sehr freundlichen und

artigen Willkommen boten. Es waren thüringer Kohlenbrenner und Holzschläger, die sich bei ihrem Feuer ausruhten und mit Kaffee und bei der Tabackspfeife erlabten. Sie erzählten uns, daß sie schon seit alten Zeiten aus ihren Wäldern bei Eisenach und Suhla in diese nördlichen Gegenden zu kommen gewohnt seien, um den Leuten des hiesigen Landes mit ihren Kenntnissen in der Waldwirthschaft zu dienen.

Die Grundbesitzer des Hümmlings und des Emslandes nehmen ihre Dienste gerne an, weil die Eingeborenen, welche die ehemaligen Wälder zerstörten, nicht so geschickt beim Holzschlagen und beim Kohlenbrennen sind, und weil man mit den erfahreneren Thüringern einen Wald viel leichter bewirthschaftet.

Man findet die Thüringer daher auch hier fast in allen Gehölzen und Brüchen, bis nach Holland hinein. Sie treiben sich beinahe das ganze Jahr über in den Wäldern herum, wo sie bald hier bald da eine Beschäftigung finden. Schon zwei Wochen nach Weihnachten verlassen sie ihre Heimath in Thüringen, weil bereits im Januar ihre hiesigen Arbeiten beginnen. Und erst einige Wochen vor Weihnachten kehren sie wieder heim, so daß sie meist nur 6 bis 8 Wochen zu Hause sind. Sie leben in ihren Waldhütten, die sie sich selber bauen, sehr sparsam, trinken ihren Kaffee ohne Milch und backen sich statt des Brodes ihre Pfannkuchen selbst.

Bei den Gutsherrschaften dieser Gegenden sind sie als gefällige und interessante Fremdlinge sehr beliebt. Für eine Kleinigkeit leisten sie noch in ihren

Mußestunden gern Extra-Gefälligkeiten, übernehmen Botschaften und laufen meilenweit oft um einen bloßen Dank und Gotteslohn. Die katholischen Bauern des Landes haben aber eine gewisse Scheu vor ihnen, wie denn unsere niedersächsischen Bauern, fast wie der gemeine Engländer, gegen alles Fremde Vorurtheile besitzen. Sie betrachten sie dazu noch als Ketzer. Sie essen nicht mit ihnen, gehen auch nicht gern zu dem Walde „wo die Fremden wohnen." Uebrigens thun sie ihnen nichts zu Leide, geben ihnen im Gegentheil, wenn sie mit einer Bitte kommen, wohl noch reichlich, (um sie los zu werden?). Auch leben die Thüringer mit ihren Sparpfennigen und mit ihren Geräthschaften in ihren eingeschlossenen Waldhütten ganz sicher vor Dieben und Schelmen. — Uebrigens wandern diese Unterthanen der Herzoge von Gotha und Weimar zu Zeiten noch weit über den Hümmling und Norddeutschland hinaus. Hatte ich sie doch selbst schon auf früheren Reisen auch in den großen Wäldern von Polen und Rußland in derselben Weise beschäftigt gefunden.

In alten Zeiten wurde der Hümmling von viel unliebsameren Gästen und Wanderern durchstreift. Eine große Zigeunerhorde hatte, wie ich schon andeutete, in den Wäldern zwischen den mooräftigen Dünenthälern des Hümmling wie ein schwer auszurottendes Unkraut Wurzel gefaßt, und trieb hier Jahrhunderte lang ihr Wesen. — Und zu diesem gefährlichen Nomadenvolke aus Indien hatte sich seit dem dreißigjährigen Kriege noch ein anderes halbwildes Gesindel,

die sogenannten „Scheerenschleifer“ gesellt, die mit den Zigeunern, ihnen ähnlich, und in demselben Bettelgewerbe concurrirend, in einem fortwährenden sehr merkwürdigen Kriege lebten. Diese „Scheerenschleifer“ des Hümmlings, bei denen das Scheerenschleifer-Handwerk eigentlich nur ein Name und ein Vorwand war, entstanden aus brodlos gewordenem und von der Polizei verfolgtem Volke, herrenlosen Knechten und Dirnen, die wie die Zigeuner Schutz und ungefährdeten Aufenthalt auf dem Hümmling suchten.

Sie waren im Laufe des 17. Jahrhunderts zu mehreren Gesellschaften zusammengetreten, die wieder einen großen Verband unter sich bildeten. Und wie die Zigeuner unter ihrem „Haidenküster“, so waren die Scheerenschleifer unter ihrem „Oberscheerenschleifer“ vereinigt, zu welcher Würde sie den pfiffigsten und ältesten Gauner unter sich erhoben. Wie der „Haidenküster“ der Zigeuner, so scheint auch dieser „Oberscheerenschleifer“ sowohl ein geistliches als ein politisches Oberhaupt gewesen zu sein. Denn wie von jenem, so wurden auch von diesem die Ehen seiner Leute geweiht. Vom Christenthume scheinen übrigens die Scheerenschleifer so weit entfernt gewesen zu sein wie die Zigeuner, denn es herrschte unter ihnen sogar wie unter den Mohamedanern, die Vielweiberei.

Ein Mitglied dieser Clique aus dem vorigen Jahrhunderte, unter dem Namen des „alten Fritz“ auf dem Hümmling eben so berüchtigt als gefürchtet, soll nicht weniger als sieben Frauen gehabt haben, Wie zwischen Haushund und Katze, so herrschte

zwischen den rivalisirenden Zigeunern und Scheerenschleifern des Hümmlings eine bittere Feindschaft.

Die Zigeuner betrachteten sich als die älteren und gleichsam privilegirten Gauner des Landes und verfolgten die erst später aufgetretenen „Scheerenschleifer“ wie unsere Zünftigen die Böhnhasen. Was Herr Diepenbrock in seiner Geschichte von Meppen.*) von den merkwürdigen Kriegen zwischen diesen beiden Hümmlings-Racen erzählt, erinnert auffallend an das, was sich noch heutiges Tages zwischen zwei feindlichen Indianer-Stämmen in America ereignet, und sein Capitel darüber ist ein höchst interessanter noch wenig beachteter Beitrag zu den in neuerer Zeit so eifrig erforschten und dargestellten Geschichte der „Races maudites.“

Die „Scheerenschleifer“, die anfänglich die schwächern an Zahl waren, vermieden gern jede Berührung mit ihren überlegenen und gereizten Gegnern. Als diese sich indeß im Laufe der Zeiten mehrten und die Zigeuner dagegen allmählig an Zahl abnahmen, wandte sich das Blatt und es wurde am Ende eine offene Fehde daraus. Jedes Zusammentreffen zwischen Zigeunern und Scheerenschleifern hatte nun auf der Stelle Kampf und Todschlag zur Folge. Bluttriefend kehrte die rachedürstende Partei aus solchen Kämpfen zurück. Die Besiegten und Verwundeten wurden auf beiden Seiten unmenschlich verstümmelt. Die Ueber-

*) Siehe dieses oben citirte Werk. S. 510. ffg.

winder pflegten ihnen die Sehnen an den Ferſen und in der Kniekehle abzuſchneiden.

Es kam im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zwiſchen beiden Parteien bei dem Dorfe Appeldorn, das auf einem ſüdweſtlichen Ausläufer des Hümmling liegt, zu einer ziemlich allgemeinen Schlacht, in welcher ſich nach langem Schwanken der Sieg zu Gunſten der Scheerenſchleifer entſchied. Seit ihrer Niederlage bei Appeldorn waren die Zigeuner vorſichtig und ſcheu und wagten nur noch Nachſtellungen mit Hinterhalt und Meuchelmord, was in derſelben Weiſe von den Scheerenſchleifern erwidert wurde. Die Zigeuner, die nun gewöhnlich den Kürzern zogen, büßten dabei die „Blüthe ihrer Mannſchaft“ ein. Die Ermordung eines angeſehenen Zigeuners Namens „Achtkantig“ gab endlich das Signal zu einer allgemeinen Flucht der letzteren.

Zwei Scheerenſchleifer, Namens Beckmann und Offenberg, hatten den beſagten Achtkantig an einem ſchönen Sonntage beſchlichen, als er neben ſeinem Feuer ruhte und eben zu ſeiner Frau, die mit ihm die Linien ſeiner Hand unterſucht hatte, die Worte ſprach: „Frau! ich habe kürzlich viel Glück gehabt, und hier ſteht es geſchrieben, daß ich noch mehr haben ſoll.“ Kaum hatte er dieſe nicht ſehr prophetiſchen Worte geſprochen, ſo fiel er erblaſſend, lautlos und todt zu Boden. Denn ſeine beiden genannten Feinde hatten ihm ihre Kugeln durch Kopf und Bruſt gejagt, und machten ſich auf der Stelle über ihn her, um

ihm nach ihrer Gewohnheit die Sehnen an Ferſen und Knie zu durchſchneiden.

Dieſer Vorfall machte auf die abergläubigen und verzweifelnden Zigeuner des Hümmlings einen ſo tiefen Eindruck, daß ſie, wie geſagt, ſich nun zu einer faſt allgemeinen Flucht entſchloſſen. Der größte Theil der Hümmlingsbande verließ „das Land ihrer Väter“, und wandte ſich an den Rhein. Wie indeß bei ſolchen Auswanderungen immer noch ein Reſt zurückzubleiben pflegt, ſo war es auch bei dieſer Flucht der Fall.

Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts hat es denn noch immer einige Zigeuner auf dem Hümmling gegeben. Und ihr letzter „Haidenküſter“ Baromonto mit Namen, iſt erſt im Jahre 1797 als blinder hundertjähriger Greis in Kleinberſen, einem Dorfe auf dem Südrande des Hümmling, geſtorben. Auch die nomadiſchen „Scheerenſchleifer“ erlagen endlich „den Jagden, welche die Bauern jährlich auf ſie machten“, und der ſtrengern polizeilichen Ordnung der Neuzeit, der es zuletzt gelang, dieſe Landplage ganz zu beſeitigen und die Landſtreicher zu feſten Wohnſitzen zu bringen.

Unter ſolchen Anſchauungen und Erinnerungen, noch bei manchen von den „Bergſchwalben“ durchlöcherten Sanddünen, bei verſchiedenen Schaafſtalldörfern, und mit freundlichen thüringiſchen Kohlenbrennern gefüllten, von blutigen Zigeunern und Scheerenſchleifern aber jetzt gereinigten Gehölzen vorüber, kamen wir endlich in der Capitale des Hümmling, dem oben genannten Flecken Sögel an.

Der gefällige dort residirende Amtmann, der die Güte hatte, sich zu aller gewünschten Auskunft über den ganzen ihm untergebenen Bezirk zu erbieten, zerstörte leider, indem er mir den jetzigen desolaten Zustand der alten ehemals so zahlreichen und ehrwürdigen Steinmonumente des Hümmlings schilderte, eine meiner schönsten Hoffnungen und Absichten, die ich bei meinem Besuche auf dem Hümmling gehegt hatte. Ich hatte mir nämlich den Hümmling noch so steinreich und mit so vielen Denkmälern geschmückt vorgestellt, wie ich es in alten und auch neueren Schriften beschrieben gelesen hatte. Nach diesen Schilderungen war der ganze Hügelstrich „mit vielen mächtigen und auf einander gebauten Kieselsteinen bedeckt“, und unter denselben war wohl hie und da einer so groß, „daß eine ziemliche Trift Schaafe darunter ruhen konnte“*). „In keiner Gegend von Deutschland“, so hieß es in einer andern jener Schriften, „werden die Hünengräber und Todtenhügel und Urnen häufiger gefunden als auf dem Hümmling, in dessen später angebauten Wildnissen dieß Alles am längsten erhalten ist.“ **) Unter den Monumenten gab es „gar mancherlei große und kleine über und unter der Erde.“ Namentlich befand sich sonst darunter das schon viel besprochene und besonders berühmt gewordene des „Hünenkönigs Surwold“, welches im Walde von Börger (einem Dörfchen

*) Nach Hobbelings Beschreibung des Stiftes Münster. Dortmund 1742. S. 367.

**) Diepenbrock: lc. S. 57.

des Hümmlings) stand, und besonders deßwegen so merkwürdig war, weil ein unter dem Volke überlieferter Vers den Helden, der hier begraben liegen sollte, noch mit Namen zu nennen schien. Dieser oft wiederholte Vers lautete:

„Hünenkönig Surwold"
Lig begraven in Börgerwald,
In een vergolden Hushold."

(Der Hünenkönig Surwold, liegt begraben im Börgerwald in einem vergoldeten Sarge.)

Ueber diesen Vers wurde sehr viel debattirt und geschrieben. Einige hielten den genannten „Surwold" für einen wirklich historischen Helden, und zwar manche für einen großen Hünenfürsten, andere für einen uralten Friesenkönig. Einige dagegen meinten, daß „Surwold" bloß so viel bedeute als „Süder-Wald", sich nur auf die Lokalität, in der das Grab stände, bezöge, und daß der später fabricirte Vers fälschlich den Wald zu einer Person gemacht habe. Sogar noch im Jahre 1841 glaubte ein sorgfältiger Schriftsteller, nachdem schon im Laufe der Zeiten unzählig viele Steindenkmähler zerstört waren, doch mindestens 28 große Monumente auf dem Hümmling in einem engen Bezirke zählen zu können, und gab sich auch die Mühe dieselben alle, — jedoch allerdings nicht nach dem Augenscheine, sondern nur nach vermuthlich zum Theil älteren, zum Theil jüngeren Quellen zu beschreiben*). Ja, sogar jetzt noch hatten uns die

*) Siehe Wächter Statistik der heidnischen Denkmäler. Hannover 1841. S. 143.

Leute im Emslande Wunderdinge von den auf dem Hümmling existirenden Antiquitäten erzählt. Da sollten hohe Steinruinen sein mit so breiten Thoren, „daß man mit einem vierspännigen Wagen unter ihnen wegfahren könne.“ Und andere hatten mir und sich selber wieder andere lockende Dinge in den Kopf gesetzt. Man kann sich denken, wie sehr ich mich demnach getäuscht fand, als der besagte Amtmann des Bezirks, der bestunterrichtete Mann der Gegend, an den ich gewiesen war, um einen trefflichen Führer zu allen den Herrlichkeiten der Vorzeit, von denen ich träumte, zu haben, mir Erklärungen machte, aus denen ungefähr Folgendes hervorging:

Schon von alten Zeiten her hat man den Hümmling und seine Gräber und heidnischen Altäre wie Steinbrüche ausgebeutet. Holland und die ostfriesischen Marschen haben immer nach diesen Steinen begehrt, und es ist daher wie von anderen hohen Geest- und Haidegegenden, so auch vom Hümmling ein bedeutender und gewinnreicher Steinhandel in die Marschen hinaus geführt worden.

Vom Hümmling wurden die Steine auf den Nebenflüssen der Leda, die auf dem Dünenstriche entspringen, nach Leer und zum Meere geschafft. Die Bewohner des Hümmling haben dabei mit der Zeit eine große und verderbliche Geschicklichkeit erlangt, die mächtigen Blöcke der Hünengräber zu spalten und zu zerkleinen. Sie verstehen jeden Block sehr richtig zu beurtheilen und zu fassen. Sie kennen seine innere Structur und wissen, in welcher Richtung man am

besten spaltet, und wie man die Keile einsetzen muß, um ihn in Platten zu zerlegen. Da sie viel Gewinnlust und wenig atiquarische Ehrfurcht vor den Denkmälern der Vorzeit besitzen, so überfallen sie jedes zum Transport günstig gelegene Denkmal ohne Barmherzigkeit, zertrümmern es schnell und es fällt den Behörden, die in neuerer Zeit auf Anregung der historischen Vereine angefangen haben, die Hünengräber in ihren Schutz zu nehmen, sehr schwer, sie dabei zu überwachen oder zu ertappen.

Auf diese Weise ist denn das große Grabmahl „des Königs Surwold mit seinem vergoldeten Sarge“ schon längst (bereits in den zwanziger Jahren) spurlos verschwunden, und auch von „den 28 noch im Jahre 1841 aufgezählten Monumenten“ sind die meisten jüngst wieder zerstört, zerspalten, verhandelt und verbraucht worden. Und mit einem Worte, es lohnt sich kaum der Mühe, alle diese ehemals durch ein Andenken geweihten und jetzt durch Raub und Zerstörung entweihten Stätten in ihren Verstecken aufzusuchen. Man findet fast überall, wie auf dem oben geschilderten Giersfelde, nichts als ausgenommene Nester.

Allerdings giebt es davon mehre Ausnahmen. Und namentlich wurde uns als eine solche Ausnahme das auch schon früher von einigen Schriftstellern beschriebene Hünengrab bei dem Dorfe Ostenwalde östlich von Sögel bezeichnet. Wir machten uns demgemäß nach „Ostenwalde“ auf, fanden daselbst auch richtig ein sehr wohl erhaltenes Hünengrab mit einem Decksteine und 16 „Trägern“ hart am Wege liegen, das sich indeß weder durch seine Größe noch durch andere

Umstände, z. B. durch etwa damit verknüpfte Sagen besonders auszeichnete und das ich hier daher eben so unbeschrieben lassen will, wie ein zweites gänzlich zerstörtes, welches in der Nähe des vorigen lag, und wie noch ein drittes und viertes, die wir, in den Haiden, Sanden und Mooren des Hümmlings irrend, gar nicht ein Mal auffinden konnten.

Das Auffinden der landschaftlichen Gegenstände ist in diesen sogar jetzt noch ziemlich ungebahnten Gegenden, wie das Auffinden der Manuscripte in einem ungeordneten Archive nicht sehr leicht. Vor nicht gar langer Zeit fiel es sogar noch den Postboten und den Diligencen schwer die Orte ihrer Bestimmung aufzufinden. Die Wege führten sie nicht dahin, wie es anderswo zu sein pflegt, vielmehr mußten sie sich „ihre Wege suchen." Sie mußten je nach der Jahreszeit, je nach dem Wetter und andern Umständen bald diese bald jene Richtung einschlagen, und dabei die Nachrichten, die sie unterwegs darüber eingezogen, ob dieser oder jener Stelle jetzt „zu trauen" sei, zu Rathe ziehen.

Auf einer oder zwei Hauptpoststraßen giebt es jetzt seit einigen Jahren zwar bodenfeste Steinwege, denen man zu allen Jahreszeiten „trauen" kann. Aber bei der Jagd auf Hünengräber oder gar nur auf Stellen, wo einst Hünengräber gestanden haben, stößt man bald genug auf ein Terrain, „wo alle Wege nach Rom führen", und wo zuweilen selbst die Kunde eines in der Nachbarschaft Geborenen nicht ausreicht. Und so geriethen auch wir, trotz unserer Wegweiser, in Moorstriche hinein, in denen wir zuletzt mit unserm

ermüdeten Gespann stecken blieben, und am Ende noch froh sein mußten, einige alte halbvermoderte schief im Moor steckende und mit Moos bedeckte Kreuze und Heiligenbilderpfähle zu entdecken, die auf einen von Menschen betretenen Pfad hindeuteten und die uns schließlich auf ein altes ausgefahrenes Sand-Geleise zurückführten, dem wir folgten und mit dessen Hülfe wir zuletzt glücklich wieder in der Hümmling-Capitale Sögel anlangten.

Hier entschädigten wir uns für die uns entschlüpften Alterthümer zum Beschlusse unserer Reise durch Besichtigung eines höchst anmuthigen Monumentes der Gegenwart, nämlich eines freundlichen und eleganten Jagdschlosses, das hier mitten in dieser Sandwüste, ein bairischer Prinz, der Churfürst Clemens August, gebaut hat und das jetzt dem großen Grundbesitzer des Landes, dem Herzoge von Arenberg gehört.

Da ehemals das Wild auf dem Hümmling durch die weiten umliegenden Moräste gleichsam wie auf einer Insel oder Halbinsel zusammengehalten wurde, so war hier eins der berühmtesten Wild-Gehege im ganzen Norden von Deutschland.

Große Rudel von Hirschen und wilden Schweinen durchschwärmten die sandigen Hochrücken und morastigen Thäler und Forsten des weiten Bezirks. Auch Wölfe waren nicht selten und wurden erst in diesem Jahrhundert völlig ausgerottet. Seit den frühesten Zeiten war daher der Hümmling ein sehr beliebtes Rendezvous für die Fürsten des nordwestlichen Deutschlands. Die

Grafen von Teklenburg im Süden, die Grafen von Ostfriesland im Norden kamen wiederholt dahin, um sich an dem Waidwerke zu ergötzen. Sogar die Herzoge von Lüneburg und von Mecklenburg aus dem fernen Osten wohnten hier häufig den Reiherbeizen und Treibjagden bei, welche dann und wann die kriegerischen und rüstigen Fürstbischöfe von Münster, die Herren des Landes, daselbst veranstalteten. Solche große Zusammenkünfte der Fürsten, die dann zuweilen auch nicht ohne politische Bedeutung waren, werden schon im 15. Jahrhunderte als etwas damals Althergebrachtes erwähnt. „Rüstete der Fürstbischof von Münster", sagt Herr Diepenbrock*) „zu einer Jagdpartie auf dem Hümmling, so wurden die Bauern weit und breit requirirt, um die Hunde, die auserlesenen Jagdpferde und das zahlreiche Gefolge der hohen Herren an Ort und Stelle nach Sögel zu schaffen." Damit die Beschaffenheit des Terrains den Jäger und ihren Zeltern bei dem Verfolgen des Wildes nicht hinderlich sein möchte, wurden zuweilen lange Dämme oder Abzugskanäle durch die Moräste gezogen, gefährliche Löcher ausgefüllt, und der ganze Hümmling so gut als möglich ausgeflickt.

Bei dem, wie gesagt, uralten Sögel war der Anhalte- und Mittelpunkt des ganzen Getreibes. Hatten sich von da aus die Herrschaften eine Zeitlang mit „freier Jagd" und allerlei kleinen Excursionen vergnügt, so endigte das Ganze schließlich mit einer

*) In seiner Geschichte von Meppen, S. 555.

großen Knüttel- und Parforce-Jagd. Hierbei wurden alle des Bischofs Leute aus den den Hümmling umliegenden Dörfern, in den Thälern der Ems und der Hase aufgeboten. Für die drei Tage verproviantirt und unter Anführung ihrer Beamten zogen sie von allen Seiten gegen die Dünenkette heran.

Jedes „Gericht“ hatte seine vorgeschriebenen Wege und Stellung. In der Mitte des Hümmling selbst unter kleinen Laubhütten kampirte der Bischof mit seinen Gästen und Herren, denen man das Wild zutrieb.

Obgleich es ein Frohndienst war und obwohl die Hirsche und Schweine auch sonst des Bauern Feinde waren, „so hatten doch diese dreitägigen Jagden für die muntern Bauerburschen einen solchen Reiz, daß sie dieselben der lustigen Fastnachtszeit vorgezogen haben sollen.“

Der mächtige und prachtliebende Curfürst Clemens August, der zugleich Erzbischof von Cöln, und Bischof zu Paderborn, Hildesheim, Osnabrück und Fürstbischof von Münster war, vertauschte endlich jene „Laubhütten“ mit einem kleinen Pallaste, den er sich selbst zu Liebe und ich glaube mit Anspielung auf eine schöne norddeutsche Gräfin, die hier zuweilen hauf'te und an des Prinzen Jagden und anderen Freuden Theil nahm, „Klemenswerth“ nannte. Dieß elegante und geschmackvolle Jagdschloß besteht aus 9 kleinen Gebäuden, die nach dem Plane eines Kegelspiels zusammengestellt sind. In der Mitte steht das äußerst zierlich geschmückte kleine Hauptschloß als König des Kegelspiels und

und umher liegen als Nebenkegel die Pavillons, die den Gästen, dem Küchendepartement, dem Gottesdienste ꝛc. bestimmt waren.

Rundumher wurde ein Wald und ein Park angelegt. Und dieß Alles nun, wie wir es thaten, an einem schönen sonnigen Morgen zu betrachten, gewährt nach den vielen Moor- und Dünen-Scenen, die man im übrigen Hümmling zu sehen bekam, des anmuthigen Contrastes wegen, einen sehr willkommenen Genuß.

Die Bäume, die das Schloß umgeben, sind seit dem Jahre 1741, in welchem man die ganze Anlage vollendete, hoch und prächtig aufgewachsen, und bilden eins der schönsten und nobelsten Tannengehölze, die man in Deutschland sehen kann, beweisen auch zugleich welche prächtigen Waldungen der Hümmling trotz seines Sandbodens zu tragen fähig ist. Breite Alleen und schattige Fußpfade führen von allen Seiten her durch den Wald zum Schlosse im Centrum hin.

Der Schloßgarten, der weit und breit in dieser Wüstenei nicht seines Gleichen hat, ist noch in dem alten französischen Style angelegt, mit hohen lebendigen Hecken und Taxus-Mauern und Thorbögen, und, eingedenk der öden Haidestriche, Kohlenbrenner- und Zigeuner-Verstecke umher, spaziert man zwischen seinen Blumenbeeten mit ähnlichen Wonnegefühlen, wie der Beduine, wenn er aus der Wüste anlangt unter den üppigen Rosengebüschen von Damascus. Man zeigte uns in einem hintern Theile dieses Gartens auch ein kleines Schlößchen, in dessen Gemächern jene

schöne Dame gewohnt haben sollte, die dem genannten Curfürsten Clemens diesen Secessus so „werth“ gemacht hat.

Die jetzigen Besitzer, wie gesagt, die Herzoge von Arenberg haben das Ganze im hübschesten Stande erhalten. Alles was man uns zeigte, glänzte von Nettigkeit und Ordnung. Einer der Pavillons ist mit geschmackvollem Silberzeug und Porzellansachen angefüllt. Der andere ist eine höchst zierlich gebaute und von reichem Kirchenschmuck strahlende Kapelle. Diese Wald- oder Jagdschloß-Kapelle steht bei den katholischen Bauern des Hümmlings in hohem Ansehen, und sie veranstalten zu ihr an gewissen Tagen des Jahres Processionen, wobei es ihnen hauptsächlich darauf ankommt, dem heiligen Fructuosus ihre Ehrfurcht zu beweisen. Denn die Reliquie oder Gebeine dieses Heiligen schenkte der berühmte und gelehrte Papst Benedict XIV. (im Jahre 1756) dem Curfürsten Clemens für seine Stiftung auf dem Hümmling.

Der Curfürst dankte dafür dem Papste vermuthlich in einem sehr verbindlichen Schreiben. Aber auch die Haide-Bauern des Hümmlings nahmen dieß ihrer Gegend gezollte Compliment so hoch auf, daß sie nicht nur bei der Ankunft der Gebeine jenes alten Heiligen ein großes Fest veranstalteten, sondern damals zugleich auch allen ihren im Laufe des Jahres geborenen Kindern den Namen „Fructuosus“ beilegten.

Auch die jetzigen Besitzer des Schlosses, die sich durch strenge katholische Kirchlichkeit auszeichnen, halten noch ihren Fructuosus auf dem Hümmling sehr hoch.

Die letzt verstorbene Herzogin von Arenberg hat ihm ein Mal ein neues Prachtkleid geschenkt und wollte es sich nicht nehmen lassen, dasselbe dem Gerippe eigenhändig anzuziehen. Doch sollen einige der hülfereichen Hofdamen dabei ohnmächtig geworden sein.

Das Aeußere des als Oktogon gebauten Hauptschlößchen ist mit zahlreichen, von guten Künstlern ausgeführten Skulpturen, sehr hübsch gruppirten Emblemen der Jagd, mit Waffen, Thieren und Thierhäuten, Pferdegeschirren ꝛc. geschmückt. In den steinernen Steigbügeln der Sättel und in den Rachen der Eber dieser Hautreliefs haben recht gemüthlich und friedlich die Schwalben und andere Vögel des Waldes, ihre Nester gebaut, die man zu meiner Freude nicht gestört hatte. Im Inneren des Gebäudes bedeckte eine reiche Sammlung von Oelgemälden die Wände, auf denen viele Jagdscenen aus dem Hümmling dargestellt waren. Auf einem derselben zeigte man mir wieder die schöne Gräfin, für welche Curfürst Clemens geschwärmt und geschmachtet haben soll.

Zuletzt führte man uns in die Schlafgemächer des jetzigen Herzogs und auch der Herzogin von Arenberg. Wir fanden ihre eleganten und luxuriösen Betten fertig und aufgemacht. Und man sagte uns, daß diese Betten hier auf dem Hümmling so immer parat ständen, für den Fall, daß es dem Herzoge und der Herzogin, die bekanntlich für gewöhnlich in Brüssel residiren, ein Mal einfallen sollte, hierher zu kommen, was freilich alle Jubeljahre nur ein Mal passirt.

Diese beiden stillen, stets paraten, reichgeschmückten,

jedes in seiner eigenen Clause aufgestellten Betten machten einen eigenen Eindruck auf mich. Mir fiel dabei der oben citirte alte Vers ein: „Hier liegt König Surwold, in seinem goldenen Huushold“ — und ich gedachte zugleich aller der verschiedenen Betten und Schlösser, die vom Hümmling an durch halb Europa hin überall für den Herzog von Arenberg und seine Frau bereit stehen. Denn bekanntlich ist diese herzogliche Familie eines der am reichsten dotirten Adelsgeschlechter unseres Welttheiles und man behauptet, daß der Herzog und seine Frau von den Ems-Mooren an durch die Niederlande und Frankreich hin bis nach Madrid reisen und dabei jede Nacht in ihrem eigenen Bette und auf ihrem eigenen Grunde und Boden schlafen können. Es ist eine jener großen Familien des nordwestlichen Germaniens, von denen man eigentlich nicht sagen kann, ob man sie Deutsche oder Niederländer oder Gallier nennen soll. Sie sind auch mit spanischen und italienischen Geschlechtern verzweigt und verschwägert, und spielen zugleich die Granden in Spanien, die Reichsfürsten in Deutschland und die Großwürdenträger in Frankreich. Auch die Herzöge von Croy, Arschot und Dülmen, zum Theil auch die Fürsten von Ligne, sind ähnliche Geschlechter, die in ihren Stellungen und Verzweigungen in Gallien und Germanien viel Aehnlichkeit mit den Arenbergs haben.

Die runden Millionen Revenüen, welche man diesen Herzogen giebt, beziehen sie großentheils aus Waldbesitz, mit dem sie besonders gesegnet sind. Sie zeigen daher auch überall eine große Vorliebe für den Wald,

und habe einen Passion, auf ihren zum Theil wüsten Besitzungen neue Forsten anzulegen. Sowohl hier auf dem Hümmling, als auch später auf dem Bourtanger Hochmoore sah ich überall junge Föhrenschläge auf Geheiß des jetzigen und zum Vortheil eines zukünftigen Herzogs von Arenberg aus der Haide aufsprossen. —

Nachdem ich auf die geschilderte Weise die Zustände dieser merkwürdigen Gegend in einigen Richtungen durchbuchstabirt und am Ende eine einigermaßen zusammenhängende und das Land darstellende Phrase herausgebracht hatte, verließ ich dann den Hümmling viel befriedigter als ich in ihn hineingekommen war. Namentlich gewahrte ich auf der Rückfahrt nun, da meine Augen für solche Wahrnehmungen schärfer geworden waren, mit großem Vergnügen die vielen Spuren des Fortschritts der Cultur, die vielen neugebauten Häuser in den Dörfern, zahlreiche jüngst bedüngte und aufgepflügte Aecker, von denen man mir sagte, daß sie noch vor kurzem sumpfiges Moorland gewesen seien, und frisch aufstrebende Baumpflanzungen auf einem Boden, der bis vor wenigen Jahren nur nackten Sand dargestellt hatte.

Von wie vielen Plagen und Fesseln mußte aber erst der arme von wilden Thieren und halbwilden Menschen-Racen durchzogene, von Wölfen, Hirsch- und Eber-Rudeln ausgebeutete, von Jägern und vornehmen Herren mißhandelte Hümmling befreit werden, ehe die Sachen in einen so gedeihlichen Fortschritt kommen konnten. Man kann es hier recht lernen, wie schwer

es ist, ein ganzes Land zu reformiren und seine Verhältnisse von Grund aus umzugestalten.

Erst mußten die Zigeuner und Scheerenschleifer ihren zweihundertjährigen Krieg durchfechten und sich gegenseitig aufreiben, ehe die Polizei ihrer mächtig werden konnte. Dann mußten die Wölfe auf fleißigen Jagden und durch viele ausgebotene Prämien ausgerottet werden. Darauf mußte mit der gleichzeitigen Lichtung und Abnahme der Wälder der alte ritterliche und jagdlustige Sinn bei den großen Herren ein wenig verrauchen, und zugleich die Zahl der den Bauern bedrängenden Hirsche und Schweine allgemach gemindert werden.

Schädliche Beschränkungen konnten erst ganz allmählig und eine nach der andern gelöst werden, unter andern auch eine, welche hier früher im Hümmling bestand, und die darauf hinauslief, daß kein Bauer die um das große fürstliche Jagdgehege herumliegenden Moräste abwässern, austrocknen und cultiviren dürfe, weil sonst der Fürstbischof Gefahr liefe, daß ihm seine Eber und anderen Jagdthiere entsprängen. Es sollte ringsumher die sumpfige Wüste, die den Hümmling einschloß und abgränzte, nicht verändert werden, damit das Ganze ein Pferch, ein natürliches Wildgehege bleibe.

Endlich waren auch die zahlreichen Schaafheerden und die für sie seit uralten Zeiten bestehenden Gemeindeweiden eine jener Plagen und Fesseln des Landes. Auch sie sind seit einigen Jahrzehnten im Abnehmen und Aussterben begriffen, da die Gemeinde-

weiden allgemach aufgelöst und zu Privatbesitz vertheilt und dabei die Schaafheerden abgeschafft, und durch gewinnreichere Benutzungsweisen ersetzt werden.

Wie in den Menschen-Dörfern willkommene Schöpfungen und Neubauten, so bemerkt man daher nun in jenen von mir oben beschriebenen Schaaf-Dörfern einen eben so willkommenen Verfall. Viele jener alten einigermaßen malerischen Schaafhütten sind schon ganz eingestürzt und von ihren Besitzern derelinquirt, weil sie Gott sei Dank ihre Haidschnucken abzuschaffen angefangen haben.

XIII. Ausflug in die „Tinner Dose“ und zu den Resten der römischen Pontes Longi.

Die Langen Brücken früherer und heutiger Zeit. — Die „Batterien“. — Die Sand und Moorstriche des Emsthales. — Die „Dose“. — Die Römerbrücke in Holland, am Dümmer See, und an anderen Orten. — Beschaffenheit der sogenannten Römerbrücke in der Dose. — Anblick eines Durchschnittes derselben. — Die heutigen Torfbauern und die alten Amsivarier — Die schlummernden Pferde. — Das Land Muffricar.

Bekanntlich führten die Römer mehre Kriegszüge in den nordwestlichen Ebenen unseres deutschen Vaterlandes aus, bei denen sie die Mündung des Rheins und der Ems und das bereits unterworfene Land der Bataver (Holland) zu den Hauptstützpunkten ihrer Operationen machten.

Zuerst einen unter dem in ganz Norddeutschland gefürchteten Drusus, mit dem noch heutigen Tages unsere Haidebauern die Kinder zu Bette jagen. *)

*) Wenigstens wollen Einige, was freilich bezweifelt werden kann, daß die populäre Redensart unserer Bauern: „Dat di de Drus“ (daß dich der Drus) auf Drusus zu beziehen sei. Andere meinen, daß dies „Drus“ bloß den Teufel oder auch sonst etwas Anderes bezeichne.

Drusus verband den Rhein durch seinen vielbesprochenen Canal (den heutigen Rheinarm Yssel) mit einem Busen des deutschen Meeres (dem jetzigen Zuydersee) transportirte im Jahre 12 vor Chr. Geb. seine Truppen zu Wasser an die Mündung der Ems um von hier aus in die Weserlande zu marschiren.

Ganz ähnliche Züge und Märsche unternahm 26 oder 27 Jahre später Germanicus, der berühmte Feldherr des Kaisers Tiberius, um die nach der Varusschlacht besonders gefährlich gewordenen Nordgermanen zu strafen und zu bändigen. Germanicus sammelte dabei wie sein Vater Drusus eine große Flotte an den Mündungen des Rheins uud der Ems ging den letztern Fluß bis zu demjenigen Punkte hinauf, wo er für solche kleine Seeschiffe, wie sie die Römer, Bataver und Friesen damals hatten, nicht mehr fahrbar ist, vereinigte sich dort mit seinen Reitern und anderen Abtheilungen seines Heeres, die er vom Rheine zu Lande hatte heran marschiren lassen und drang im Jahre 15 nach Chr. Geb. von hier aus gegen die Weser zum Teutoburger Walde vor, von wo er dann nach Besiegung der Barbaren seine Armee theils unter seiner persönlichen Anführung zu Wasser (auf der Weser und Nordsee), theils unter der Anführung seines Legaten Cäcinna zu Lande auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, zur Mündung der Ems und darnach zum Rheine und zu den Niederlanden zurückgehen ließ.

Einen ganz ähnlichen Feldzug und Marsch führte er im folgenden Jahre 16 n. C. aus, lieferte den

Deutschen auf dem Schlachtfelde von Idistavisus und darauf am Steinhuder Meere zwei für beide Theile blutige Schlachten, und führte darnach seine Leute wieder wie zuvor theils zu Wasser, theils zu Lande zur Emsmündung und von da zum Rheine zurück. Bei allen diesen Römerzügen, die durch so viele unwegsame und morastige Gegenden führten, sind ohne Zweifel verschiedene Brücken- und Wegebauten für die angreifenden und heranmarschirenden Truppen ausgeführt.

Ja schon vor Drusus soll der römische Feldherr Lucius Domitius irgendwo in den norddeutschen Sümpfen einen Damm ausgeführt haben, „augustus est trames“ sagt Tacitus, „vastas inter paludes et quondam a L. Domitio aggeratus“. Auch der unheilvolle Varus soll bei einem Einfalle ins Emsland in Eile eine Sumpfbrücke geschlagen haben. Vor allen Dingen und specieller werden indeß von Tacitus bei den Einfällen des Germanicus und namentlich bei dem Rückzuge seines Unterfeldherrn Cäcinna im Jahre 15 lange Brücken („Pontes Longi“) erwähnt, mit deren Hülfe man über die Moräste und Torfmoore des Emslandes ins Innere gelangt und auf denen man auch wieder in die Niederlande einmarschirt sei. —

Die bequeme Fahrbarkeit der Ems mit einigermaßen großen Schiffen — (Seeschiffen, wie Germanicus und seine Bataver und Friesen sie haben mochten) hat zu allen Zeiten ungefähr in der Mitte zwischen Meppen und Leer gegen Ende der mittleren Partie

des Flusses begonnen. Hier findet sich ein sehr alter Ort heutiges Tages „Düthe“ genannt. Manche glauben, daß es die auf den Karten des Ptolemaeus genannte Schiffsstation Tuderion und der Sammel- und Waffenplatz des Drusus und Germanicus gewesen sei. Nicht weit von Düthe liegt Haren, noch heute der Hauptort der Emsschiffer, der sogenannten Pünkter.

Es treffen hier außer dem Beginne der Schiffbarkeit der Ems noch einige andere Umstände zusammen, welche es nicht unwahrscheinlich machen, daß man gerade diese Lokalität zum Rendezvous für die Einbrüche in Deutschland bestimmte:

Im Westen ist hier der große Gränzsumpf zwischen Holland und Deutschland, das Bourtanger Moor, durch eine vortretende Sandzunge, eben die sogenannte „Bourtange“, nach welcher das ganze Moor benannt wurde, sehr verengt, Truppen aus den Niederlanden kommend konnten hier leichter als sonstwo durch das Grenzmoor zur Ems vordringen. Im Osten wiederum bietet sich in großer Nähe der breite Sandrücken des Hümmling dar, zu dem man dann ebenfalls nur ein schmales Moor zu durchschneiden hatte, und dessen man sich zum trockenen Weitermarschiren nach dem fernen Osten bedienen konnte.

In der Nähe der genannten Bourtange ist von unvordenklichen Zeiten her eine Hauptpassage durch das nach ihr genannte Moor von Deutschland nach Holland und vice versa von Holland nach Deutschland gewesen. Namentlich marschirten die Holländer

zur Zeit des kriegerischen Bischofs Bernhard von Galen wiederholt in diesem Striche gegen einander. Und der Hümmling ist noch in neueren Zeiten mehrfach von Kriegern aus dem Emslande nach Osten benutzt, unter andern von der alliirten englisch-deutschen Armee, die sich im Anfange dieses Jahrhunderts vor den aus den Niederlanden vorrückenden französischen Republikanern aus dem Emsthale zur Weser zurückzog und ungefähr der Marschroute des Germanicus folgte.

Diesem Allen nach konnte es wohl durchaus nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß wenn überhaupt noch etwas von den römischen Pontes Longi übrig blieb, diese Reste in der bezeichneten Gegend um Haren-Düthe und um die Bourtange herum und zwischen dem Hümmling und der Ems gefunden werden würden. Allein achtzehnhundert Jahre hindurch nach dem Rückzuge des Germanicus beschäftigte sich Niemand mit dieser Frage.

Die letzten vier Jahrhunderte des Alterthums und das ganze Mittelalter so wie ein Paar hundert Jahre der Neuzeit, viel Kriegsgetümmel und Naturwandel gingen darüber hin, bis der neuere historische und antiquarische Forschsinn in diesen Gegenden erwachte, und bis man auf Römer-Münzen, Römer-Wege und andere Spuren der Vergangenheit in unsern Haiden und Mooren zu achten und auch die Hünengräber und Steinmonumente des Emslandes zu beschreiben und vor Zerstörung zu beschützen anfing. Die Holländer von denen so viele Impulse zum Fortschritt und zu Reformen im nordwestlichen Deutsch-

land ausgegangen sind, gaben auch zur Erforschung der von Tacitus erwähnten Pontes Longi das Signal.

Ein königlich holländischer Ingenieur Herr J. W. Karstens entdeckte mit Hülfe einiger Landleute in dem westlichen Theile der Provinz Drenthe unweit der besagten „Bourtange“ mitten im Moore einen alten aus dicken Bohlen gemachten Plankenweg den er mehre Stunden weit zwischen dem Kloster Ter Apel und dem Dorfe Valte verfolgte. Die Richtung dieses mit einer drei Fuß dicken Moorschicht überwachsenen Plankenweges, der aus Westen nach Osten aus den Niederlanden auf die Ems führte, und andere Umstände veranlaßten die Vermuthung, daß es ein Stück der alten Pontes Longi sein möchte, und mehre holländische und deutsche Gelehrte, *) bei denen die Sache großes Aufsehen erregte, vertheidigten diese Ansicht. — Etliche dagegen glaubten, daß die von Tacitus in seinen Annalen I. 63 erwähnten Moor-Brücken ganz anderswo, viel südlicher nach dem Rheine zu zu suchen seien **). Während auch über diesen Streit wieder Moos und Gras wuchs, wurden wie zuvor bei den westlichen Einbruchs-Stätten des Germanicus in Deutschland dann auch an den östlichen Endpunkten seiner Märsche, bei der Porta Westphalica, auf dem Wahlplatze von Idistaviſus und beim Steinhuder Meere eifrige Forschungen angestellt und ebenfalls verschiedene obwohl unblutige Feder-

*) Herr J. W. Karsten. Mr. J. C. du Tour etc.

**) Flensburg, Ledebur ꝛc.

kriege ausgefochten. Namentlich fand man längs des letztgenannten Sees und von seinem Ufer bis nach Stolzenau an der Weser einen Damm, den man der römischen Zeit zuschrieb, und neben demselben auf der ganzen Strecke hin eine Menge von römischen Alterthümern. Eine gerade Linie vom Steinhuder Meere, wo Germanicus nach der Schlacht bei Idistaviſus sein letztes Zusammentreffen mit den Germanen hatte, und von wo wiederholt mehre seiner Truppencorps sich zur Ems zurückzogen, bis zum bezeichneten Einschiffungspunkte an der Ems, geht über Stolzenau dicht beim Dümmersee an der südlichsten Spitze des Herzogthums Oldenburg vorüber.

Auch in den Moräſten im Norden dieſes See's fand man sowohl römische Alterthümer als auch einen mit Moor bedekten Bohlenweg der sich mehre Stunden lang in nordnordwestlicher Richtung vom Dümmersee bis zum Oldenburgiſchen Flecken Lohne hinzog. Derselbe war von ganz gleicher Conſtruktion, wie der holländiſche Holzdamm in Drenthe, wie dieſer etwa 8 bis 10 Fuß breit und lag wie dieſer etwa 3 bis 4 Fuß unter der heutigen Oberfläche des Moores.

Die Holländer hatten schon im Jahre 1818 geſagt, daß die Fortſetzung des von ihnen auf faſt 3 Stunden Länge bloßgelegten Bohlenwegs, der auf die Emslande ziele, gewiß auf der deutſchen Seite des Bourtanger Moores und in den Moräſten zwiſchen Hümmling und Ems gefunden werden würde. Es dauerte indeß faſt 40 Jahre bis man auch hier auf etwas ſtieß, was für ein Glied der ganzen in Rede

stehenden Marschroute und Schlachtfelderreihe genommen werden konnte.

Die Moore werden von Buchweizenbau, der in jenen Gegenden allgemein ist, nur sehr oberflächlich benutzt und selten über einige Zoll tief aufgewühlt. Was über einen Fuß tief begraben liegt, bleibt dabei unberührt und unerforscht. Endlich gaben die Eisenbahnbauten der Neuzeit, die schon zu so vielen geologischen Entdeckungen und antiquarischen Funden geführt haben, Veranlassung zum tiefern Aufreißen des Bodens in einem Abschnitte des großen Arenberger Moores, welcher „die Tinner Dose" heißt, und der dem Zipfel der Provinz Drenthe, in welchem die Holländer ihre Antiquitäten gefunden hatten, im Osten gerade gegenüber liegt.

Die Lokomotiven der Emsbahn werden mit Torf gefeuert und diese hat daher zu beiden Seiten in die großen Moore eingegriffen und daselbst bedeutende Gräbereien und Anlagen ins Leben gerufen, um sich dieß Material zu verschaffen. In der besagten „Dose" nun stieß man beim Torfgraben in ähnlicher Weise wie einst die Holländer in Drenthe auf einen ganz ähnlichen alten Bohlendamm, der wie die Plankenwege beim Kloster Terapel und beim Dümmer See drei bis vier Fuß tief unter der Oberfläche lag. Wie in Holland der Ober-Ingenieur Karsten, so war es hier an der Ems der Amtsvogt Buchholz in Lathen, unweit Meppen, der zuerst dem Publikum davon Kunde gab, und den ganzen Fund im Jahre 1860 in

einem Zeitungsartikel beschrieb, welcher schnell durch alle Blätter Norddeutschlands die Runde machte.

Da ich selbst schon bei früheren Gelegenheiten einige andere Partien und Reste der berühmten Marschroute des Germanicus im Lande der Chauken und Cherusker besucht hatte, so benutzte ich im Herbste des Jahres 1862 meinen Aufenthalt bei werthen Freunden im Emslande, um meine Kenntniß dieser Route zu vervollständigen und auch das Stück „Pontes Longi“ zu besichtigen, das in der sogenannten Tinner Dose liegen sollte.

Von unserm Landsitze aus, der hart an der Ems, dicht bei dem oben genannten Düthe oder Tuderion, wenige Stunden von der Bourtange und vom holländischen Kloster Ter Apel, lag, wanderten wir zuerst einige Stunden in dem Emsthale aufwärts, um vor allen Dingen den Ort Lathen zu erreichen, in welchem der Amtsvogt Buchholtz, der erste Untersucher der besagten Antiquität und der beste Kenner der Moorwege, die zu ihr führten, wohnte. Schon diese Emsthal-Wanderung war uns in Bezug auf den uns beschäftigenden Gegenstand nicht uninteressant. Denn man konnte dabei lernen, daß, was Tacitus und die Römer vor 2000 Jahren *lange Brücken* nannten, eine Construktion ist, die aus der Bodenbeschaffenheit sehr natürlich hervorgeht und ein ganz populäres und landesübliches Ding ist. Auf Schritt und Tritt trifft man hier so zu sagen noch auf heute benutzte und jüngst gebaute Pontes Longi, die überall durch die Niedrigkeit und die Wasserfülle des Landes nöthig

werden. Zuerst haben sie da für die Fußgänger, die sogenannten „Batterien“. Dieß sind lange auf Pfählen gesetzte Gallerien oder Plankenwege mit Geländern, die über sumpfige Stellen weglaufen, und namentlich im Winter benutzt werden, wo hier Alles, was nicht 5 bis 6 Fuß hoch ist, unter Wasser steht, und wo man dann, wenn es friert, aus diesen mittleren Emsgegenden queer durch das Bourtanger Moor bis nach der Stadt Groningen und weiter zu Schlittschuh laufen kann. Solche „Batterien“*) findet man zahlreich auf allen Fußpfaden, die von einem Orte des Emsthales zum andern führen. Das Emsthal besteht nämlich in der Hauptsache aus einem etwa ein bis zwei Stunden breiten Sandstreifen mit vielen Sandhügeln und Sandrücken oder Dünen zu beiden Seiten, welche das Thal von den großen Moorwüsten im Osten und Westen trennen.

Diese Dünen und Sandrücken des Thales mögen wohl das Werk der Ems selber sein. Doch sind sie begreiflicher Weise sehr bunt gestaltet, vielfach zerrissen, und zwischen ihnen bleiben immer tiefe Niederungen, mehr oder weniger große feuchte Wiesen und weite „Brüche“, in denen dann wie gesagt, im Winter das Wasser aus den Mooren und aus der Ems und von überall her zusammen läuft, so daß die Dörfer und

*) Auch in Ostfriesland nennt man kleine schmale Brücken: „Batten“. Siehe Stürenbergs ostfriesisches Wörterbuch. S. 10.

die Bauernhöfe und die Edelsitze und die auf Dünen gebauten Kirchen gleichsam lauter Inseln in der weitgehenden Ueberschwemmung bilden.

Für gewöhnlich watet man nach Möglichkeit auf den Dünenrücken im tiefen ungekünstelten Sande hin, was zwar nicht sehr bequem ist, doch aber immer Ursache giebt, dem lieben Gott für trockne Füße zu danken.

Gelangt man dann zu den feuchten Stellen und Niederungen, so haben sich die Leute erst durch Aufschauflung kleiner Dämme geholfen. Geht es mit diesen nicht mehr, will das Wasser Luft und Durchfluß haben, so treten dann an ihre Stelle jene langen „Batterien“, die von einer Sandhöhe zur andern führen. Eben solche lange und schmale Brücken, meist nur für Fußgänger eingerichtet, sind hie und da über die zahlreichen Nebenarme der Ems gebaut, und auch über viele der kleinen länglichen Seen des Thales, die vermuthlich als Stücke ehemaliger, jetzt von der Ems verlassener Flußbetten zu betrachten sind, in welchen nun das Wasser für gewöhnlich stagnirt und nur bei Ueberschwemmungen wieder in Fluß geräth. Diese auf hochstelzigen Pfahlwerken schwankenden Nebenbrücken der Ems sind auch erstaunlich lang, weil in diesen überall auseinander gezogenen Ebenen eben Alles so sehr in die Länge und in die Breite geht.

Ueber die großen Moräste und Torfmoore endlich hat man, wie einst die Römer, auch in neuerer Zeit bei verschiedenen Gelegenheiten hier und da Brücken

oder Wege gelegt. Wegen der Tiefe des Moraſtes und wegen der Länge der Diſtanzen konnte man dann aber keine Pfähle einſchlagen. Auch war dieſer koſtſpielige Brückenbau zum Theil nicht nöthig, weil die Moore doch meiſtens ſo viel Conſiſtenz haben, daß ſie die Brückenwege ſelbſt und unmittelbar zu tragen vermögen. Man legte daher nur Sträucher und Knüppel oder im beſten Falle Planken über die Oberfläche des Moores weg. Strauch- und Knüppelwege wurden von den Landeskindern in ihren Mooren mehrfach hergerichtet. Auch bauten dergleichen die Feldherren zuweilen in den vielen Kriegen, die im Emslande mitunter tobten.

Namentlich werden in den Landes-Annalen einige lange Werke dieſer Art geſchildert, die der kriegeriſche Biſchof von Münſter, Bernard von Galen, bei ſeinen Einfällen in die Niederlande in den Ems-Mooren ausführte. Unter andern ließ derſelbe ein Mal bei ſeinem Einfalle in Holland im Jahre 1665 eine Moorbrücke von 1236 Ruthen (beinahe zwei Stunden) Länge queer durch das Bourtanger Moor bauen, zu welcher die armen Bauern des Emslandes in der Schnelligkeit eine Unzahl von hölzernen Fenſterrahmen, Hausthüren, Faſchinen, Reisbündeln und Planken aller Art herbeiſchaffen mußten. Dieſe Brücke war ſo breit, daß 3 Reiter oder 5 Infanteriſten darauf in Front marſchiren konnten. Doch hatte ſie nur kurze Dauer. Denn noch in demſelben Jahre zerſtörten die Holländer das Werk des Biſchofs wieder, riſſen die Faſchinen

und Planken auf und verbrannten die mühsam zusammen gebrachten Thüren und Fensterrahmen.*)

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß auch Aehnliches überall in unsern gesammten an Sümpfen und Mooren so reichen nordwestdeutschen Niederungen bestanden hat und vorgefallen ist. Ueberall von der Elbe bis nach Holland sind unsere Moorleute von jeher große Erbauer von Knüppel-Dämmen und Plankenwegen gewesen. Sogar in unsern Städten waren sie vermuthlich die älteste Art des Straßenpflasters. Vielerwärts in unsern Städten, wo man den Grund tief aufwühlte, — (z. B. noch ganz neuerdings bei dem großen Börsenbau in Bremen) ist man auf uralte im Boden steckende, von den ersten Stiftern der Städte construirte Bohlenwege oder Knüppeldämme gestoßen.

Auch Napoleon hat bei seinen großen Chaussee-Bauten im nordwestlichen Deutschland, im Herzogthum Bremen und an andern Orten viele „Pontes Longi" ausführen lassen. Die längste der Napoleonischen Holzbrücken in Deutschland ging bekanntlich über die sumpfigen und wässrigen Inseln der Elbe bei Hamburg. Doch ich will dieß hier nicht weiter ausführen, und nur mit einem Worte noch ein Mal sagen, daß wir hier in den Ems-Gegenden und ihren Nachbarländern in dem wahren Vaterlande der „langen Brücken" sind.

*) Siehe hierüber Diepenbrock's Geschichte des Amtes Meppen. Münster 1838. S. 474 und Göttinger Gelehrten Anzeigen 1819. St. 100. 101. S. 1000 und den dort citirten Aitzema.

In Lathen fanden wir den genannten trefflichen Amtsvoigt bereit, uns zu seiner Entdeckung in die „Tinner Dose“ zu geleiten. Er sagte uns, er wüßte allerdings nicht, in welchem Zustande jetzt seine römischen Pontes Longi sein möchten, da er seit zwei Jahren nicht an Ort und Stelle gewesen, auch sonst keine specielle Kunde von dorther bekommen habe.

Mir war diese Nachricht im Ganzen nicht unlieb, weil mir daraus hervorzugehen schien, daß die Angelegenheit seitdem nicht besonders eifrig verfolgt worden sei, und daß es uns möglich sein würde, wieder unsere eigenen und vielleicht neuen Bemerkungen zu machen. — Es war eine Erwartung, in der ich mich nicht ganz getäuscht sah. Bevor ich dieß jedoch deutlich mache, muß ich erst einige Worte über die Tinner Dose selbst sagen.

In Westphalen wie in Ostfriesland nennt man „Dose“ die hellgraue oder gelbliche aus noch nicht völlig zersetzten Moos- und Pflanzentheilen gebildete obere Schicht der Torfmoore, die man anderswo auch wohl „weißen Torf“ nennt. Man hat auch das Adjektiv „dosig“ davon gebildet, das so viel als grauweiß heißt.

Von dieser Substanz haben verschiedene geographische Objekte ihre Namen erhalten, z. B. ein Fluß oder Canal in Ostfriesland, der durch solches graugelbliches Moor hinfließt, die sogenannte „Dose“. Ferner ein Dorf „Dose“ in Ostfriesland, und endlich auch der ganze mittlere Abschnitt der großen Moore auf der östlichen Seite der Ems, der zwischen den

Sandhöhen des Hümmling und dem genannten Flusse liegt und der sich südwärts bis zur Hase bei Haselünne hin erstreckt.

Diese „Dose“ ist eine große völlig flache und unbewohnte Moorwüste von circa 4 Meilen im Umfange. Die Bewohner der Ortschaften Tinnen, Lathen ꝛc., welche auf den Sandhügeln der Ems an ihrem Rande liegen, eignen und benutzen die ihnen benachbarten Abschnitte des Moores, und diese Abschnitte werden dann wieder nach jenen Dörfern die „Tinner Dose“, die „Lathener Dose“ ꝛc. genannt.

Wir wanderten zuerst durch die Lathener Dose in südöstlicher Richtung bis zu einem mitten aus Moor hervorragenden sandigen Rücken, „der Hengstberg“ genannt. Es ist dieß einer der Dünenarme, die vom Emsthale aus an verschiedenen Stellen in die zur Seite liegenden Moore hineinlaufen, und die von den Eingeborenen, wenn sie ein Paar Klafter höher sind, als gewöhnlich, „Berge“ genannt werden.

Der „Hengstberg“, den wir erreichten, und auf dem wir dann eine Zeitlang fortwanderten, ist zum Theil mit lockerm Gebüsch und etwas Gehölz besetzt, und weil dieses Gebüsch den Pferden oder Hengsten, die hie und da im Moore in halbwildem Zustande weideten, einigen Schutz gegen die Nordweststürme bot und sie sich beim Unwetter gern in seinem Schatten lagerten, so soll er davon seinen Namen erhalten haben.

Wir fanden schöne feste Sandwege auf dem Hengstberge, die mit vielen bunten und zuweilen kugel-

runden und zierlich geschliffenen Kieseln bestreut waren. Zum Andenken sammelten wir einige dieser loosen wie Hühnereier gestalteten Steine auf, die vor vielen Jahrtausenden das Meer hier formte und ausstreute, die noch so frischfarbig da lagen, als wären sie eben geschaffen und die auch die über den Hengstberg marschirenden Römer schon unter ihren Schuhsohlen gehabt haben mögen.

Von dem äußersten Ende des Hengstberges ist nach dem Hümmling hin ein breites ununterbrochenes ganz flaches Moor, (die Tinner Dose). Doch tritt aus dem Hümmling eine andere Sandspitze westwärts hervor, die gleichsam ein niedriges Vorgebirge des Hümmlings bildet und die „Sprackeler Düne“ heißt, so wie auch die Bauernschaft, die auf dieser niedrigen Landspitze liegt, den uralten Namen „Sprackel“ führt. Zwischen beiden genannten Spitzen der Sprackeler Düne und dem Hengstberge verengt sich das Moor auf etwas weniger als zwei Stunden und in der Linie zwischen beiden Spitzen liegt nun das alte Werk der Römer, welches wir suchten.

In solchen Mooren sich zu orientiren ist selbst für den Kundigen nicht leicht und es kostete daher einige Mühe bis unser trefflicher Begleiter, der wie gesagt seit zwei Jahren nicht in diesen Gegenden gewesen war, die Stelle wieder aufgefunden hatte, wo seiner Meinung nach der sogenannte Römerweg beginnen und von dem Sande des Hengstberges nach dem Moore hin aussetzen sollte.

Natürlich sinkt der Hengstberg wie alle diese

Sandrücken es thun, sehr allmählig unter das Moor hinab. Anfangs ist das aufliegende Moor nur wenige Zoll, allmählig ein und mehre Fuß dick tief, erst nach und nach wird es unergründlich.

Die Römer haben daher am Rande des Berges nicht sogleich mit einer Brücke angefangen. Vielmehr haben sie erst noch etwas Sand auf den Schmutz aufgeschaufelt, daraus eine Art Brückenkopf gebildet und dieß so weit fortgesetzt, als sie den Sand noch in der Nähe hatten.

Wir konnten mit Hülfe unsers Führers vom Rande des Hengstberges aus ziemlich deutlich einen breiten mit Haide überwachsenen Rücken hinauslaufen sehen, und überzeugten uns durch Aufkratzen des Bodens, daß es Sand sei, während zu beiden Seiten Torf lag. Genau genommen waren es zwei geradlienigte Rücken, die unter einem spitzen Winkel zusammenliefen, und da ihren Scheitelpunkt hatten, wo nun die eigentliche Brücke selbst anfing. Im Laufe der Zeiten ist natürlich Manches an der ursprünglichen Beschaffenheit des Werkes verändert. Die aufgeschaufelten Sandrücken sind nicht mehr ganz vollständig, haben Lücken, oder sind hie und da mit stärkerer Haide bedeckt als anderswo. Es gehört daher ein scharfes Auge dazu, die Linien überall wieder zu finden. Auch mögen in der hölzernen Moorbrücke hie und da Lücken sein oder Planken fehlen. Es war mithin nicht ganz leicht sie unter der dicken Torf- und Moosdecke, unter der sie steckte, überall nachzuweisen. Doch ging unser Führer eifrig suchend voran, indem er mit

seinem langen Stecken von Zeit zu Zeit das Moor sondirte. Endlich blieb er stehen und rief uns triumphirend zu, „daß er die Brücke habe“.

Er ließ uns dann seinen Stab probiren, wir stießen damit hinab und empfanden deutlich genug, daß wir mit ihm auf etwas hartes, was anscheinend Holz war, geriethen. Versuchten wir dasselbe Experiment wenige Ellen zur Seite, so war da nichts hartes zu finden, vielmehr ging es ins unergründliche Weiche hinab. Indem nun alle Mitglieder der kleinen Gesellschaft mit ihren Wanderstäben bohrten und sondirten, verfolgten sie die Linie eine Strecke weit ins Moor hinaus, und riefen sich häufig wenn sie gegen das Holz stießen zu: Hier ist sie! Hier ist sie wieder!

Bei der ersten Entdeckung der Brücke vor drei Jahren, hatte man in gewissen Abständen mehre Löcher oder Schachte bis auf die Oberfläche der Brücke hinabgehen lassen, um das Holz wenigstens stellenweise bloß zu legen und die Weise des Baues untersuchen zu können. (Dasselbe Verfahren hatten im Jahre 1818 die Holländer bei *ihrer* Römerbrücke in der Provinz Drenthe beobachtet). Und bei diesen Ausgrabungen hatte man dann Folgendes erkannt: Die Bohlen, welche die Brücke bildeten, waren überall circa 8 Fuß lang, und von 5 bis zu 16 Zoll breit, bei einer Dicke von 2 bis 3 Zoll. Sie bestanden meistens aus Eichenholz. Sie waren überall nur mit dem Beile roh bearbeitet und abgeplattet, und nicht mit der Säge geschnitten. Doch war diese Abplattung mit Sorgfalt ausgeführt, so daß die Bretter wenigstens auf der

oberen Seite eine durchaus ebene und glatte Fläche darboten. Das Holz hatte durch die Länge der Zeit, während welcher es in dem Moraste steckte, sehr gelitten, war zu Anfang, wenn es bloß gelegt wurde, weich wie Korkholz, und man konnte es mit einem spitzen Eisen mit leichter Mühe durchstechen. An der Luft getrocknet erhärtete dasselbe zwar allmählig, ohne jedoch die ursprüngliche Stärke des Eichenholzes wieder zu erhalten. Die Bohlen lagen alle lose, aber dicht anschließend neben einander. Sie waren weder durch Eisen noch durch Holz mit einander verbunden. Auch hatten sie stellenweise keine weitere Unterlage. In den meisten Fällen jedoch gab es allerdings der Länge nach gelegte Bohlen, auf denen die Queerbalken mit ihren Enden auflagen. Zuweilen, vermuthlich da, wo das Moor besonders naß, weich und schlammig war, gab es sogar eine doppelte Unterlage von mehren unter oder neben einander gelegten Längs-Bohlen. „Das sämmtliche Holzwerk der Brücke lag, wie man in der Zimmermannssprache sich ausdrückt, kalt auf.“ Kein Pflock oder sonstiges Bindemittel war an demselben zu finden. Sie war mit einem Worte ganz so construirt, wie die berühmten sogenannten „Plankroads“, welche die Bewohner der Vereinigten Staaten und Canada's noch heutiges Tages in sumpfigen Terrains ihres Landes bauen, und die ebenfalls aus losen neben einander gelegten Planken bestehen, auf denen der Reisewagen, so lange sie nicht verfaulen, leidlich dahinrollt.

Es kam uns nun zunächst darauf an, jene Löcher

oder Schachte, mit deren Hülfe man dieß Alles erkannt hatte, wieder zu entdecken. Wir fanden sie auch. Allein leider hatten sich die Torfbauern die Mühe gegeben, sie wieder zu verstopfen, und mit Rasen und Torfstücken zuzuwerfen. Und da wir keine zu ihrer Wiedereröffnung tauglichen Instrumente bei uns hatten, so blieb uns leider nichts übrig, als auch hier wieder zu sondiren und uns durch unsere Stecken und Wanderstäbe von der Anwesenheit des unterirdischen Gesellen zu überzeugen.

Weiter wandernd fanden wir eine ganze Reihe solcher trostloser verschütteter Löcher, und da sich in den weiten Wüsteneien sonst nichts darbieten wollte, so bemächtigte sich unserer kleinen forschenden Genossenschaft eine ziemliche Niedergeschlagenheit und ein Gefühl der Unbefriedigtheit. Wir fingen bereits an, uns mit der Idee vertraut zu machen, daß wir nicht viel mehr von dem Römerwerke zu sehen bekommen würden, als Hamlet von dem unter der Erde fortwühlenden Geiste seines Vaters.

Des Bohrens im Moraste müde, waren wir schon bereit, zum Rückzuge zu blasen, als wir in einiger Entfernung über der aschgrauen Oberfläche der Dose einige dunkelfarbige Bodenunebenheiten und Aufhäufungen, und daneben auch einige bewegliche, ebenfalls aschgraue Figuren entdeckten, welche letzteren etwas Lebendiges zu sein schienen und bald als braune schornsteinfegerartige Torfbauern erkannt wurden. Von neuer Hoffnung belebt, daß sich hier etwas offenbaren oder doch eine Auskunft zu erlangen sein würde,

richteten wir unsere Schritte diesen Gegenständen zu und fragten die ersten guten Leute, auf die wir stießen, was sie da schafften. Sie erzählten uns, es sei hier kürzlich ein neuer Torfstich eröffnet und sie hätten auch einen tiefen und breiten Graben queer durch das Moor gezogen, den wir etwas weiterhin finden würden.

Wir wateten durch allerlei frisch aufgeworfenen Morast und durch hohe Torfmauern hin, sprangen über einige Löcher und kleine Gräben, über welche hie und da auch dicke alte eichene Bohlen als Brücken gelegt waren, und hatten dann bald den großen breiten canalartigen Graben in Sicht, der von beiden Seiten mit dunklen Torfwänden tief ins Moor hinabfiel.

Er hatte die Römerbrücke gerade unter rechten Winkeln queer durchschnitten, und wer beschreibt unsere freudige Ueberraschung, als die Zeichnung des Queerschnitts dieser merkwürdigen Brücke in ganz deutlichen Umrissen mitten in einer dieser Wände 4 Fuß unter der Oberfläche so stecken sahen, als hätte man dieß planmäßig zu unserer Belehrung veranstaltet. Uns war zu Muthe wie dem Jäger, wenn er das Wild zum Schuß gebracht hat, oder wie dem Botaniker, der die lange gesuchte rare Blume endlich dicht vor sich auf dem Felsen stehen und blühen sieht.

Die Bauern hatten bei der Anfertigung ihrer Gräben ein gut Theil der Brücke herausgerissen, und das Holz umher verschleudert. Auch jene dicken eichnen Bohlen, die sie als Stege über die Gräben gelegt

hatten, waren schon der Römer-Brücke entnommen, und wir marschirten nun darüber hin wie vor 2000 Jahren die Soldaten des Germanicus. Wir hoben einige der umherliegenden Splitter auf, überzeugten uns, daß es noch jetzt ziemlich festes aber aschgrau gefärbtes Eichenholz war, und nahmen auch zum Andenken einige derselben mit uns.

Vor allem lehrreich war der besagte Queerschnitt der Brücke, dessen Anblick wir sowohl von dem gegenüberliegenden Ufer aus als auch dann zu ihr selber hinkletternd, ganz in der Nähe genossen. Es gingen daraus einige neue Fakta hervor, welche durch die bei der ersten Untersuchung der Brücke vor drei Jahren angestellte Methode, bei welcher man keinen Durchschnitt hatte gewinnen können, nicht erkannt waren. Zuerst sahen wir die 8 Fuß langen und 3 Zoll dicken Planken, welche die Torfbauern durchstochen hatten, eben so genau die 3 bis 4 Fuß dicke Moorlage, mit der das Ganze bedeckt war, und eben so an den Enden, die zwei durchschnittenen Längsbohlen oder Klötze, auf denen die Planken ruhten.

Die lose umherliegenden Planken zeigten auch Spuren ihrer ursprünglichen Behandlung mit dem Beile. Wir konnten hie und da noch die Beilschnitte deutlich erkennen. Besonders interessant war der Umstand, den wir unter den besagten Verhältnissen recht gut wahrnehmen konnten, daß sich unter den Bohlen noch die Gras- oder Haidekrautnarbe, auf die ursprünglich die Bretter niedergelegt wurden, befand.

Dasselbe haben die Holländer im Jahre 1818 bei ihrer Brücke beobachtet, und es scheint daraus deutlich hervorzugehen, daß die Brücke nicht in den weichen Boden so tief, wie sie jetzt unter der Oberfläche liegt, einsank, daß vielmehr alles Erdreich, was sie jetzt bedeckt, erst später über ihr aufwuchs.

Das Wichtigste aber, was wir hier bemerkten, und was man früher übersehen hatte, war dieß, daß sich zu beiden Seiten des Bohlenwegs unverkennbare Spuren von daselbst gezogenen Gräben zeigten. Dem Anscheine nach mochten diese Gräben ursprünglich etwa 4 bis 5 Fuß tief gewesen sein. Sie sind im Laufe der Zeiten ebenfalls wieder mit Torfmassen ausgefüllt worden. Die abgelagerten Schichten schwenkten sich in unserm Durchschnitte aus ihrer horizontalen Lage in die Gräben hinab und hoben sich dann wieder auf den Bohlenweg hinauf, so daß sie den Anblick der Häute der durchschnittenen Hälfte einer Zwiebel gaben.

Dieser Umstand erschien mir für die Beurtheilung des Alters und Ursprungs des Werks von besonderer Wichtigkeit. Er bewies, daß man dabei etwas Solides und Dauerndes beabsichtigt hatte. Alles, was sich auf der Brücke und in den Gräben abgelagert hatte, war Torf von gelblich grauer Farbe, sogenannte Dose.

Wir hätten nun freilich gern noch ähnliche Durchschnitte der langen Brücke an andern Stellen gesehen. Allein unsere Torfbauern läugneten, daß deren noch anderswo gemacht seien, und wir mußten uns mit

dem beschriebenen Anblick genügen lassen. Auch versicherten uns auf unser Befragen die guten Leute, welche die ganze Umgegend wie ein Bergwerk durchwühlt hatten, leider, daß sie außer den Bohlen, die wir da sähen, keine anderweitigen fremdartigen Gegenstände (keine Münzen, Waffen, Geräthschaften ꝛc.) in dem Torfe gefunden hätten.

Da wir mehre torf- und moorkundige Kenner an Ort und Stelle hatten, so wurde natürlich auch die für die Beurtheilung des Ganzen so wichtige Frage verhandelt, in wie viel Zeit sich hier wohl über dem Bohlendamm eine solche Erdschicht von drei bis vier Fuß Dicke, wie wir sie vor uns hatten, habe bilden können. Die Anwesenden waren der Meinung, daß dieß nur im Laufe sehr langer Zeiten, habe geschehen können. In engen Löchern und schmalen Gräben könnten sich, so meinten sie, mehre Fuß dicke Torfmassen zwar wohl in viel kürzerer Zeit absetzen. Allein um die Torfablagerung über einer zwei Stunden langen Brücke und über der ganzen weiten von ihr durchschnittenen Fläche drei bis vier Fuß zu erhöhen, dazu gehörten nach der Meinung meiner Begleiter viele Jahrhunderte.

Dieselbe Meinung haben die Holländer im Jahre 1818 in Bezug auf das bei ihnen entdeckte Brückenstück abgegeben. Nach den Göttinger Gelehrten Anzeigen *) haben sie damals gesagt, daß mehr als tausend

*) l. c. S. 998.

Jahre dazu erforderlich wären, um Pflanzen und kleine Gesträuche auf einer so weiten Strecke in eine so consistente Torfmasse zu verwandeln, als diejenige wäre, die sich auf ihrer Brücke befände.

Diese Ansicht, wenn sie richtig wäre, — was freilich von neueren Botanikern nicht zugegeben wird, — würde hinreichen, um den Bau der Brücke weit über die Zeitpunkte aller spätern Wege- und Brückenbaue hinauszusetzen.

Daß die Römer die Erbauer gewesen sind, wird aber außerdem noch aus mehren andern Umständen und Verhältnissen wenigstens in hohem Grade wahrscheinlich. Zuerst aus der verhältnißmäßig nicht geringen Sorgfalt und Solidität des Baues. Die Römer machten Alles, selbst bloße Knüppel- und Faschinendämme in den Mooren, sorgfältiger als andere Leute. Tacitus sagt: Germanicus habe die Bohlen und das andere für die Moorbrücken in Germanien bestimmte Material schon in Batavien am Rhein construiren lassen und habe seine zur Ems segelnden Schiffe damit beladen. Die Römer legten diese Brücke scheinbar nicht etwa nur für einen einmaligen Gebrauch an. Vielmehr wollten sie auf diesen Wegen offenbar, wo nicht ganz Norddeutschland erobern, doch wenigstens jedenfalls ihre wiederholten Hin- und Hermärsche dahin sichern.

Die Abzugsgräben, welche wir zu beiden Seiten des Weges sahen, deuteten ebenfalls auf eine solche beabsichtigte Dauer des Werks. Bernhard von Galen

dagegen gab sich bei seinen hastig und aus allerlei zusammengerafften Materialien gebauten Wegen diese Mühe nicht.

Auch das Material der Brücke (Eichenholz) weist auf eine sehr alte Zeit hin. Denn daß in frühern Jahrhunderten Eichenwälder in diesen Gegenden, namentlich auf dem benachbarten Hümmling und eben so auch in Batavien, wo wie gesagt, Germanicus einen Theil des Materials vorbereiten ließ, reichlich vorhanden waren, ist eine ausgemachte Thatsache, eben so gewiß aber ist es, daß sie später verschwanden und jetzt nur noch sehr selten sind.

Daß die Bischöfe von Münster, etwa um eine bleibende Verbindung zwischen dem Emslande und ihrem Lieblings-Jagdreviere, dem Hümmling, zu haben, den sie oft mit hohen Gästen und eingeladenen Fürsten besuchten, den Weg durchs Moor hätten anlegen lassen, wird aus der Richtung der aufgefundenen Brücke höchst unwahrscheinlich. Dieselbe geht aus W. N. W. nach O. S. O. queer durch die Dose, mehre Meilen weit im Norden von Meppen, demjenigen Hauptsammelpunkte im Emslande, von dem die besagten Jagdzüge der Bischöfe von Münster immer aussetzten. Es wäre also, um von Meppen aus in den Hümmling zu kommen, ein großer Umweg gewesen.

Die „Kreuzhöhe“, ein sandiger Ausläufer des Hümmling, ragt bis dicht nach Meppen hin vor. Hier war die natürliche Straße der Bischöfe von Münster und ihrer Gäste, die aus Süden kamen, zum Mittelpunkt des Hümmlings. Auf ihr zogen sie aus

zu ihren Jagden. In dieser Richtung läuft auch noch jetzt die Chaussee von Meppen nach Sögel und nach Clemenswerth, jenem Jagdschlosse der Bischöfe. Die Römer dagegen rückten aus Nordwesten von dem Endpunkte der Emsschifffahrt vor und damit stimmt die Richtung dieses alten Moorweges.

Das Entscheidendste in dieser Angelegenheit möchte aber wohl die außerordentliche Uebereinstimmung aller Umstände und Verhältnisse bei sämmtlichen von mir genannten alten Wegebauten sein, die man auf der Marschroute des Germanicus, des Caecinna ꝛc. von den Niederlanden und der Ems bis zum Dümmersee und zur Weser entdeckt hat. Ueberall am Dümmersee, in der Provinz Drenthe und nun auch hier wieder in der Dose waren die Bohlenwege so genau von derselben Beschaffenheit, daß sie, wie Prof. Grisebach, in seinem Werke über das Bourtanger Moor sich ausdrückt, fast von demselben Meister gemacht zu sein scheinen. Ueberall haben sie dieselbe Breite (8 bis 10 Fuß). Ueberall bestehen sie aus mit dem Beile behauenen Bohlen. Ueberall waren sie ohne Verbindung und ohne eingeschlagene Pfähle. Ueberall auch steckten sie gleich tief im Moore, (3 bis 4 Fuß tief). Ob sie auch überall wie in unserm Falle Seitengräben hatten, ist mir ungewiß geblieben. Vielleicht aber wurden beim Dümmersee und in Drenthe die Seitengräben von den Berichterstattern nur übersehen, und vielleicht waren wir in der Dose nur durch die angeführten Umstände durch den zufällig gemachten Queerschnitt, so begünstigt, daß wir dieselben hier entdecken konnten.

Des Germanicus und Caecinna Legionen konnten natürlich schwerlich zu wiederholten Malen über solche lange Moorwege marschiren, ohne Eisen, Waffen, Lederzeug und sonst noch Vielerlei unterwegs zu verlieren, und es mögen noch wohl manche solche und ähnliche Dinge nebenher im Moore oder zwischen den Balken stecken. Es wäre schön, wenn man die ganze zweistündige Wegesstrecke in dieser Beziehung gründlich erforschen und umgraben lassen könnte. Eine Regierung oder König könnte eine Durchforschung dieser Art anordnen. Allein auf die Erfüllung solcher schönen Hoffnungen und durchgreifender und planmäßiger Maaßregeln wartet der Antiquar gewöhnlich vergebens. Er ist bei der Berichtigung seiner Anschauungen fast immer auf ganz gelegentliche, zufällige und vereinzelte Entdeckungen hingewiesen, die er dann allmählig im Laufe der Zeiten sammeln, combiniren und zu einem Ganzen zusammenstücken muß.

Wir bildeten uns nicht ein, daß wir durch die Betrachtung und Darstellung unseres Brücken-Querschnitts die Frage von dem römischen Ursprunge des Werks entschieden hätten. Allein, so viel darf ich wohl sagen, daß jedenfalls dieser Queerschnitt wieder ein kleines, der großen Kette von Untersuchungen über die muthmaßlichen Fußtapfen des Germanicus, welche vom Niederrhein und der Ems zur Weser gehen, hinzugefügtes Glied, ein neues Lichtlein auf dieser dunklen Moorstraße war.

Die schöne Uebereinstimmung, in welcher dieses Lichtlein mit den an andern Punkten auf derselben

Bahn aufgesteckten Lichtern steht, machte mir persönlich es fast zur Gewißheit, daß die Bohlen, auf denen ich schritt, auf Befehl des Germanicus geschnitten waren, daß die Bauten, welche die vor mir stehenden Torfbauern aus dem Boden rissen, hier zwei Jahrtausende im Moore geruht hatten, und bei dieser Ueberzeugung gewann denn für mich die ganze Umgebung ein besonderes Interesse und eine große Bedeutung.

Die Scenen umher waren vermuthlich noch heutiges Tages nicht viel Anders, als damals. Die plumpen, bräunlichen, langbeinigen, stummen Torfbauern waren gewiß den alten „Amsivariern", die Germanicus beim Bau anstellte, sehr ähnlich. Das finstere Moor, „die unfreundliche und gerunzelte Stirn Germaniens" lag weit und breit ausgestreckt vor uns, wie es damals vor den Blicken der unerschrockenen Römer lag. Und in der Ferne gewahrten wir den leise gehobenen Rücken des Hümmling und sein Vorgebirge die „Sprakeler Düne", zu der hin Germanicus sich durcharbeiten wollte. Auf der niedrigen Spitze dieser Düne erkannten wir die vereinzelten Bäume und Hausdächer der beiden Bauernhöfe von Sprakel mit ihren Heuerleuten.

Die beiden Bauernfamilien, welche dieses Hümmlings-Vorgebirge besitzen, heißen jetzt und auch schon seit sehr alter Zeit „Brümmer" und „Schulte". Vielleicht gab es daselbst auch schon zu des Germanicus Zeiten zwei solche „Brümmers" und „Schultes". Denn die Ansiedlungsplätze sind hier wohl eben so uralt

und unveränderlich gewesen, wie die Configurationen der Bodenformen.

Merkwürdig ist es, daß unsere neumodigste Straßenbau-Reform, die der Eisenbahnen, zum ersten Male seit 2000 Jahren zu diesem Fleck wieder mit Wegen vorgedrungen ist und auch zur Aufdeckung des alten Monuments Veranlassung gegeben hat. Die Enden der Zeit scheinen sich hier in der Tinner Dose die Hand zu reichen.

Man hatte kürzlich von der großen Emsbahn aus eine kleine Zweigbahn, die wie das Römerwerk ein Holzweg war, zur Mitte der Dose und ungefähr in derselben Richtung angelegt, um auf ihr den beim Römerweg gewonnenen Torf zu den Ems-Stationen zu transportiren. Man hatte dazu eine eigenthümliche Sorte hoher Wagen construirt, welche die Torfbrocken in mächtigen Körben zusammenfaßten, und die — mehre hintereinander, — ein einspänniges Pferdchen in langsamem Trabe weiter beförderte.

Diese Pferdchen kennen vermuthlich den Weg, den sie oft hin und her zu machen haben, schon hinreichend, und man läßt sie daher, wie es scheint, — wenigstens zuweilen, — ohne Kutscher und Leitung, ganz ihrem eigenen Eifer und Instinkte hingegeben, die Torfwüste durchtraben. Mitunter scheinen sie indeß doch wohl ihres Ziels und ihrer Aufgabe uneingedenk zu werden und sich dem Dolce far niente hinzugeben. Unsere guten Amsivarier beim römischen Torfstich wenigstens wandten sich, als wir von ihnen Abschied

nahmen und als sie uns unsern Rückweg längs der neu gemachten Holzbahn nehmen sahen, in dieser Hinsicht mit einer Bitte an uns. Es müßte, so sagten sie, eben jetzt schon längst wieder ein Wagenzug angekommen sein. Da er aber noch nicht da sei, so vermutheten sie, daß die Pferde unterwegs stehen geblieben seien, und sie wollten uns daher recht freundlichst ersucht haben, die Thiere, wenn wir sie träfen, mit einigen Schlägen und Ermunteterungen wieder in Gang zu bringen.

Richtig trafen wir auch nach einiger Zeit eine ganze Reihe von leeren Torfwagen, je drei mit einem Pferdchen bespannt, ganz ruhig auf der Bahn mitten im einsamen Moore aufgepflanzt. Sie standen so geduldig wie Statuen da und schienen eingeschlummert, was ziemlich natürlich war, da es mittlerweile über alle unsere Forschungen ganz dämmerich geworden und die Stunde schon vorhanden war, wo die Hühner und Pferde zu Bette zu gehen pflegen.

Wir mußten nun leider unserm Versprechen gemäß dieses hübsche Stillleben stören, die armen Thierchen bei den Ohren zupfen, aus der süßen Ruhe wecken und so lange ermahnen und antreiben, bis wir die ganze Karawane wieder in einen ziemlich geläufigen Trab gebracht hatten und am Ende hoffen durften, daß sie vielleicht richtig bei der Römerbrücke ankommen würden.

Dieß Alles, — die führerlos in der Moorwüste rollenden Wagen,— die unterwegs eingeschlafenen Pferdchen, — die phlegmatischen im Sumpf stelzenden Amsi-

varier, die um sich Mühe zu sparen, uns fremden Gäste zu ihren Pferdetreibern machten, — diese ganze Scene in der räuchrigen Dose, kam mir, ich weiß nicht wie, recht landesüblich, recht alterthümlich, urgermanisch, so ganz dosig vor. Ich mußte dabei auch wieder so mancher andern Geschichten und Erlebnisse aus dem etwas schläfrigen „Lande Muffrica“, in dem ich mich befand, gedenken.

Wir selber verbrachten noch ein ziemliches Stück von der Schlafzeit der übrigen, bis wir unsere erst schmutzigen und dann sandigen Wege zwischen den Dünen, und über die „Batterien“ des Ems-Thales zu unserm hübschen und gastfreundlichen Nachtquartiere an der Ems zurückgefunden hatten, und daselbst endlich gegen Mitternacht wieder ankamen.

XIII. Ausflug zum Bourtanger Moor und zur holländischen Gränze.

Die „Tangen“ oder „Zangen“ in den Mooren.— Sandstreifen im Moraste und ihre Einwirkung auf Anbau, Anlage der Wege und Dörfer. — Alte deutsche Reichsgränze gegen Holland. — „Venken von Galen.“ — Die Bäume des Emsthales am Rande des Moores. — Die alte Ulme von Campe. — Die Riesenlinde von Scharpenburg — Wie die alten Herren von Scharpenburg ausstarben und „einschliefen“. — Daß Eindringen der Colonien von deutscher und holländischer Seite ins Moor. — Düneninseln und Sandhügel mitten im Moore. — Die Schaafstall-Dörfer. — „Die Bourtange“. — Alte holländische Festung. — Deutsch-holländische Gränzinspektionen. — Vergleich der holländischen und deutschen Haus- und Ackerwirthschaft. — Contraste zwischen Holland und Deutschland. — Gränzverkehr.

Das sogenannte „Bourtanger Moor“ ist ein großer von Süden nach Norden langgestreckter kahler Torfmoor- und Haide-Strich, der das Emsland meilenweit im Westen begleitet. Von Osten nach Westen ist er im Durchschnitt 3 Stunden breit, hat aber hier und da seine Verengungen und Weitungen. Im Osten liegt ihm das an Gehölzen und Ortschaften reiche Thal der Ems, im Westen die angebauteren Ackergegenden Hollands. Es ist ein Streifen Wüste, der vermuthlich schon seit den urältesten Zeiten die Nachbarvölker auseinander gehalten hat. Bereits unter

Karl dem Großen machte es die Gränze zwischen „Westphalia“ und „Frisia“. Seidem die Niederlande sich dem deutschen Kaiser ganz entzogen, bestimmte es die deutsche Reichsgränze im Nordwesten. Jetzt scheidet es zwei sehr verschiedene gesellige Zustände, Sprachen und Völker, die der Deutschen und die der Holländer. —

Der Name rührt zunächst von dem schon oben von mir genannten kleinen niederländischen Orte „Bourtange“ her, welcher hart an der Gränze des Moores und etwa in der Mitte seiner Längenerstreckung liegt. Seine aus der Beschaffenheit des Moores selbst genommenen Etymologie ist diese: „Tange“ (oder Zange nennen sowohl die Holländer als auch die Westphalen diejenigen gewissen Striche Sandlands, die sich, vermuthlich als Ueberreste ehemaliger Dünen, durch die Torfmoorgegend ziehen. Diese „Tangen“ sind oft nur wenige Fuß über dem Moore, durch das sie sich wie lange Halbinseln oder Inseln erstrecken, erhaben. Doch reicht diese Hebung und die verschiedene Beschaffenheit des Bodens hin, um ihnen eine besondere Bedeutung zu geben, Sie haben andere Pflanzen als der anliegende Moraſt und machen den Menschen eine andere Benutzung möglich. Die sogenannte Sandheide wächst z. B. nur auf den „Tangen“, die Dobbheide auf dem Moore. Auch hat sich hauptsächlich an die Tangen das Thierleben geheftet, und man findet für sie zuweilen auf diesen Umstand anspielende Bezeichnungen, wie z. B. diese: „die Hahnentange“, d. h. eine sandige Halbinsel, auf der die Birkhühner („Hahnen“) gern nisten, „die Uhlen-

tange“ (die Eulenzange) ꝛc. Endlich liegen auch auf den Tangen meistens die Moordörfer und die ergiebigsten Aecker. Die Bourtange oder besser „Buerntange“ (d. h. die Bauernzange), ist nun eine solche sandige Halbinsel oder Landspitze, welche von Holland her tief ins Moor hinein vordringt. Von dem Umstande, daß holländische „Buers“ (Bauern) sich auf ihr ansiedelten, mag sie ihren Eigennamen erhalten haben. Weil sie nahe zum Emslande hin vortrat, und eine Verengung des Morastes veranlaßte, mag, wie ich schon bei einer andern Gelegenheit sagte, bei ihr von ältesten Zeiten her ein Uebergang von der Ems nach Holland stattgehabt und sie dadurch ihre Berühmtheit erhalten habe. Und aus eben dem Grunde mögen daher auch die Holländer sie mit einer kleinen Gränzfestung gegen Deutschland versehen haben, die in demjenigen wässrigen Moore, das von ihr den Namen erhalten hat, gleichsam die Rolle eines kleinen Gibraltar spielt. — Die Festung und der kleine Ort, den sie in ihren Wällen einschloß, wird noch jetzt in der Gegend „die Bourtánge“ genannt, wobei die Leute immer den Accent auf die zweitletzte Sylbe legen.

Theils um dies berühmte Gränzmoor selber ein Mal in Augenschein zu nehmen, theils um uns von dem eigenthümlichen Contraste zwischen dem Wesen der Leute an dieser Partie der großen deutschen Reichsgränze zu überzeugen, unternahmen wir von Campen, einem niedermünsterschen Landsitze im Kreise der Stadt Meppen aus eine Fahrt zur Bourtange.

Wir setzten über die Ems bei einer Furth und

Fähre, die auch schon der berühmte kriegerische Bischof Bernhard von Galen bei seinen Einfällen in Holland zum Transport seiner Artillerie benutzt hatte. Man zeigt bei dieser Fähre, beim Dorfe „Steinbild“ noch eine Anhöhe oder Schanze, die ein Rest seines bei dieser Gelegenheit aufgeschlagenen Lagers sein soll.

Der Fährmann, den wir dort trafen, hatte auch noch von jenem alten westphälischen Kriegshelden gehört. Er nannte ihn „Benken von Galen“, und versicherte uns, daß die Leute im Lande noch viel von ihm sprächen“. „Jo! it ward veel van Benken protet, wat se sick vertellen von enem ton annern“. (Ja, es wird noch viel von Benken geplappert, was sie sich so von Einem zum Andern erzählen).

Einige der Bäume, die in den Gehölzen des Emsthales, an der Ostgränze des Bourtanger Moors, aufgewachsen sind, haben ein ungewöhnliches Alter und eine außerordentliche Größe erreicht, und sind im Lande so berühmt, wie Benken von Galen selber. Meistens stehen die alten Bäume in der Nähe alter Burgen, Kirchen oder Edelsitze. So prangte auf dem Gehöfte des genannten Gutes Campe, von dem wir, wie gesagt, ausfuhren, eine prachtvolle Ulme von unberechenbarem Alter und von fast 5 Klaftern im Umfange. Noch größer und berühmter aber als „die Camper Ulme“ ist hier zu Lande die „Linde von Scharpenburg“. Und dieser alten Linde zu Liebe, machten wir bei unserer Fahrt zur Bourtange noch einen kleinen Umweg längs der Ems abwärts, ehe wir ins Moor einlenkten. Sie steht in der Nähe des Dorfes Heede.

Das Volk nennt sie daher auch gemeiniglich „die Heeder Linde“ oder wie es in ihrem Plattdeutsch lautet: „de Heer Lindenboom“. Sie bildet mit ihren mächtig ausgebreiteten Zweigen eine breite und hohe Krone, die man schon von weitem über die andern Bäume, wie die Kuppel einer Kathedrale über die Häuser der Stadt, hervorragen sieht. Sie soll die mächtigste Linde des Königreichs Hannover sein, und jedenfalls ist sie einer der größten und bewundernswürdigsten Bäume in ganz Deutschland. Sie ist noch in voller Kraft ihres Wachsthums und hat eine ganz eigenthümliche Entwickelung. Ihr dicker Hauptstamm ist nämlich etwa 18 Fuß hoch, steht gerade aufrecht und hat die Figur eines in der Mitte etwas zusammengeschnürten Riesenpfeilers mit breitem Piedestale und dickem Kopfe. Der Fuß geht in mächtige Wurzeln und der Kopf in eben so starke Zweige auseinander. In der Taille — wo er am knappsten ist — hat der Pfeiler etwa 6 Klafter. Der Kopf oder Knauf oben nicht weniger als 60 Fuß im Umfange.

Gefällige Bauersleute, deren Wohnung in der Nähe des Baumes liegt, brachten uns eine Leiter, mit deren Hülfe wir uns auf den Scheitel dieses Kopfes begeben konnten. Ich überzeugte mich, daß hier Alles eine dicke zusammenhangende Holzmasse war. Die großen Aeste gingen in sehr regemäßigen Abständen rings umher am Rande des plumpen Kopfes hervor. Es waren ihrer 16, alle recht gesund, mit reichlichem Laube bedeckt und jeder etwa

1 bis 1½ Klafter im Umfange. Dabei alle so ziemlich von derselben Länge und unter fast gleichen Winkeln in die Luft hinausstrebend, so daß, wie gesagt, das Ganze eine schöne große Kuppel bildete. Wir entdeckten noch wenig Zeichen des Verfalls an dem alten Gewächse und man kann die Dauer seiner Zukunft eben so wenig abschätzen, wie die seiner Vergangenheit.

Auch im benachbarten Holland ist die alte „Heeer Linde“ berühmt. Ein holländischer General, der bei Gelegenheit der Kriege mit Bernhard von Galen die alte Scharpenburg ein Mal belagerte, gab seinen Soldaten strengen Befehl, „die Heeer Linde“ zu schonen. Und dieser holländische General wird dafür noch jetzt im Emslande gelobt.

Die alte Burg, welcher der Baum angehörte, die Scharpenburg, ist jetzt nur noch ein Name. Das Schloß und die Befestigungen sind dem Erdboden gleich gemacht und rings umher ist Alles ebene freundliche Wiese.

Die letzten Bewohner dieser Burg waren die Herren von Pinning, ein Geschlecht, das jetzt seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch schlafen gegangen ist. Der Ausdruck „schlafen gegangen“ ist in diesem Falle ziemlich buchstäblich zu nehmen, denn das letzte kinderlose Paar, das diesen Namen trug und die Scharpenburg bewohnte, soll wirklich im höchsten Grade schlafluftig gewesen sein. Sie waren, so erzählt man sich, zu bequem, um selber Haus zu halten. Sie ließen sich von einem andern benachbarten Edel-

manne füttern und speisen, und traten ihm dafür nach und nach mehre schöne Wiesenstriche ab. Auch pflegte das edle Paar sich selten vor der Mahlzeit vom Lager zu erheben, und des Abends schon mit den Hühnern wieder ins Nest zu kriechen. Ja zuweilen in rauher Winterszeit sollen sie es vorgezogen haben, Tage lang nicht aus ihren Federn hervorzukommen, indem sie mitunter 2 oder 3 Wochen mit einander verschliefen und verträumten, bis sie endlich beide im Bette — für immer einschliefen.

Die gute Bauersfrau, die mir die Sage von diesem melancholischen Ausgang eines niedermünsterschen Geschlechts mittheilte, reichte mir das Feuer zu meiner Cigarre schon mit der bekannten Artigkeits-Phrase der Holländer: „as u belevt myn heer.“ Es ist eins von den wenigen Dingen, welche diese deutschen Gränznachbaren von den Holländern angenommen haben. Sie ist bei den hiesigen Westphalen an der Ems fast ganz allgemein, obgleich sie noch nicht so viel damit um sich werfen, wie die Holländer.

Kaum hatten wir die Gehölze, Dörfer und Weiden des Emsthales verlassen, so trabten wir in das große Gränzmoor hinein. Natürlich führte auch unser Weg, auf dem Rücken einer jener „Tangen“ hin. Denn begreiflicherweise sind auch von alten Zeiten her die Wege des Landes, den Morast vermeidend, vorzugsweise diesen Sandstreifen gefolgt. — Auf den meisten dieser Bourtanger Moorwegen entdeckt man eine doppelte Spur, die der deutschen und die der holländischen Wagen. Die Holländer haben nämlich ein engeres

Wagengeleise. Die Deutschen sind breitspuriger. Und da die Pfade beider Gränznachbaren sich in diesem Moore häufig kreuzen, so sieht man daher überall die deutschen Wagenspuren etwas über die holländischen hinausgreifen.

Bald überschauten wir rechts und links weithin das große Moor, und bekamen dabei in der Ferne am Rande des Horizonts den grünen Streifen der Bäume, die Thürme und Häuser der nächsten holländischen Dörfer in Sicht. Einen eben solchen grünen Saum bildet von Holland her gesehen das deutsche Land auf der Ostseite des Moores. In alten Zeiten mag der breite dunkle Strich zwischen beiden grünen Streifen eine ganze arge Wildniß gewesen sein. Seit dem 16. Jahrhunderte drang auch hier der Anbau des bescheidenen mit dem dürftigsten Boden fürlieb nehmenden Buchweizens vor, der jetzt hier und da große Fluren bedeckt, und wenigstens eine Art von Benutzung ermöglicht hat. Er ist mit seiner erfreulichen Blüthe immer tiefer in das finstere Moor eingedrungen, und ihm sind neuangelegte Ortschaften nachgefolgt.

Fast jedes deutsche Gränzdorf hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts daher seine Colonie ins Moor abgezweigt. Das alte Dersum hat sein „Neudersum“, das alte Sustrum sein „Neusustrum“, das alte Heede sein „Neuheede“ geboren. Und so ist das ganze Bourtanger Moor mit solchen neuen Colonien — freilich noch immer spärlich — durchwebt. Gewöhnlich liegen auch diese Colonien auf solchen sandigen „Tangen“, wie ich sie beschrieb. — Große Strecken des

Moores sind auch neuerdings vom Herzog von Arenberg und einigen andern großen Eigenthümern mit Föhren besäet, die jetzt freilich noch kaum aus der Haide hervorblicken, in spätern Jahren aber in dieser öden Gegend schöne Wälder bilden werden.

Auch die Holländer sind ihrer Seits mit frischem Anbau gegen das Moor, das übrigens größtentheils unter deutscher (hannoverscher) Herrschaft steht, vorgerückt. So erblickten wir von Ferne eine solche ganz neue holländische Ansiedlung auf einem Sandhügel, dem sogenannten „Haßeberg", der hart an der Gränze, wie eine hohe Düne aus dem Moor hervorragte. Ein holländischer Bauer hatte diese Moor-Düne vor wenigen Jahren in Besitz genommen, Haus und Hof darauf gebaut und Aecker auf ihrem Gipfel angelegt.

Dergleichen vereinzelte Sandhügel kommen überall hier und da in den norddeutschen Mooren neben den „Tangen" vor. Es sind wahrscheinlich Ueberreste ehemaliger Dünenketten. Einige derselben enthalten ausnahmsweise als Kern eine mehr oder weniger große Quantität von Granitblöcken. So giebt es am deutschen Rande des Bourtanger Moores, einige Stunden südwärts von unserer Gegend, einen Hügel dieser Art, der der „Flintberg" heißt. Dieser „Flintberg" steckt ganz voll von großen und kleinen Granitblöcken, von denen die Leute schon bedeutende Quantitäten zum Häuserbau herausgeholt haben. Und diese Erscheinung ist um so merkwürdiger, da sonst weit und breit keine Steine auf dem Moore verstreut sind. Außer im Flintberge, wo tausend auf einem Haufen

liegen, und in einem oder zwei anderen ähnlichen Hügeln kommen sie hier gar nicht vor. Die Leute wollen beobachtet haben, daß die Steine im Flintberge dicht neben einander stehen und nach einer gewissen Regel geordnet sind. Einige meinen daher, daß man in ihm ein altes großes Hünen-Monument erkennen müsse, welches später in Sand eingehüllt und darunter vergraben worden sei, wie die Ruinen von Palmyra.

Auch die kuriosen Schaafstall-Dörfer, wie ich sie am Hümmling sah und beschrieb, findet man hier wieder. Ihre Gruppen liegen von Stunde zu Stunde längs der deutschen Gränze des Bourtanger Moors hin. Die guten Leute aus den Dörfern des Emsthales waren jetzt eben dabei die Stallungen auszubeuten, und den darin angesammelten Dünger auf ihren Wägelchen ins Emsland hinabzufahren. So muß das wüste Moor sogar noch das Fett der Niederung mehren. — Sie holen auch die Streu für ihr Vieh aus dem Moore, nämlich die sogenannten „Plaggen", d. h. die dünnen Rasenstücke mit Grasnarben. Sie unterscheiden diese von den sogenannten „Suden" (Soden), womit sie die Torfnarben bezeichnen, die nicht zur Viehstreu, sondern zum Brennen dienen, und die man auch in den benachbarten holländischen Orten so „gemakkelyk" verglimmen und verrauchen sieht.

Allmählig kam uns der grüne Saum Hollands näher und nach einer zweistündigen Fahrt erreichten wir die Gränze. Sie war mit einem kleinen niedrigen und nach dem Zustande seiner Abrundung und

Verwitterung zu schließen, sehr alten Granitblocke bezeichnet. Derselbe zeigte noch einige eingegrabene alte Schriftzüge, in die wir aber keinen Zusammenhang bringen konnten. Nur einige Buchstaben waren noch erkennbar. Doch sollen schon die alten deutschen Kaiser, der Bischof von Münster und nachher auch Napoleon und der König von Hannover etwas darauf haben einmeißeln lassen. *)

Diese vermuthlich uralten Gränzpfäle und überhaupt die ganze deutschholländische Gränze längs des Bourtanger Moores werden jetzt alle Jahre ein Mal von einer gemeinsamen deutsch-holländischen Gränz-Commission revidirt. Die hannoverschen Amtsvoigte und die Bürgermeister der benachbarten holländischen Städte reisen dann längs des Moores hin, besichtigen jeden Gränzpflock, ob er noch richtig in seinem alten Loche stecke, sehen nach, ob auch sonst von beiden Seiten die verschiedenen Bestimmungen des zwischen beiden Staaten abgeschlossenen Gränz-Traktats eingehalten sind, und vereinigen sich dann zu einer Berathung und zur Vergleichung ihrer Bemerkungen „in der Bourtange".

Unter den Punkten jenes Traktats ist unter andern einer, welcher besagt, daß sich weder ein Deutscher noch ein Holländer mit irgend einer Ansiedlung oder

*) So sagte man mir wenigstens. Doch war unter Napoleon die Gränze Hollands nicht hier, sondern längs des Ufers der Ems. Er vereinigte das ganze Bourtanger Moor im Westen der Ems mit dem Königreiche Holland.

einem Anbau innerhalb einer Entfernung von 300 Palmen von den Gränzlinien nähern solle, so daß ein völlig unbebauter Strich von 600 Palmen Breite zwischen beiden Reichen bleibe. Bei dem jetzt so lebhaften Vordringen des Anbaues kommen über diesen Punkt immer dann und wann einige Verwickelungen vor. Und eigentlich ist er jetzt schon gänzlich gebrochen und zwar zuerst durch eben jenen holländischen Colonisten auf dem genannten Haßberge. Weil da die Gränze grade über dem Scheitel dieser Sanddüne weggeht, so wollten die Deutschen jene Colonie wieder fort haben. Weil die Holländer aber dagegen protestirten, so mußten auch von ihrer Seite einigen vorschreitenden deutschen Colonisten Zugeständnisse gemacht werden, und so nähern sich denn die beiden Nationen immer etwas mehr.

„Abeldjes Huis“, ein kleines Wirthshaus, das schon innerhalb der alten Bourtanger Schanzen lag, war das erste holländische Gebäude, auf das wir stießen. Mit diesem Hause war Deutschland, deutsche Sprache, deutsche Wohnweise und Sitte zu Ende und auf ein Mal wie abgeschnitten. Als wir in den kleinen Ort hineinfuhren war Alles sogleich anders, das Aeußere der Wohnungen und der Leute, der kleinen Kinder in den Straßen, der alten holländischen Mütterchen, die von Haus zu Haus schlichen, und so auch der Anblick der Gärten und Aecker. — Alles sagte uns, daß wir in ein anderes Land und unter ein fremdes Volk gerathen waren. Der Wirth, den wir deutsch anredeten, verstand kein Wort deutsch, und

eben so wenig verstand es irgend ein anderer Bewohner der kleinen Bourtange.

Die jungen Frauen und Mädchen, wie die Männer und Kinder hatten ganz andere Gesichtszüge, ganz und gar denjenigen Typus, den man von hier bis Amsterdam und Antwerpen und Flamland findet. Es ist fast unbegreiflich, wie zwei Nationen so lange dicht neben einander hausen und doch so wenig von einander annehmen konnten. —

Auch das Schwarzbrod, das man uns zum Thee auf den Tisch legte hatte gleich eine andere Form, als das im Münsterlande, nämlich genau die Größe und Gestalt unserer gewöhnlichen Ziegelsteine, wie man es in dieser Weise durch ganz Holland findet. Auch der Thee selbst wurde uns ganz anders servirt. Nach holländischer Sitte bekommt nämlich jeder Gast seine eigene kleine Theemaschine und seinen eigenen kleinen Wasserkessel, mit dem er sich sein Getränk ganz nach seinem eigenen Belieben zubereiten kann. Die holländischen Gäste betrachten dieß als ihr Privilegium, finden es recht „gemakklyk“ und beschäftigen sich gern damit, Wasser aufzugießen, Thee nach zu schütten, die Kohlen anzublasen und die andern kleinen dabei vorfallenden Geschäfte selbst zu verrichten. Unsere holländische Wirthin war kaum zu überreden, uns den Thee nach deutscher Weise selbst zu bereiten und fertig in der Tasse oder dem Topfe vorzusetzen. Thee- und Kaffeekanne, Wasserkessel und Alles hatte dabei auch eine andere Form als in Deutschland.

Natürlich war auch das Costüm der Weiber

ganz und gar anders als im Münsterlande. Namentlich trugen sie Hauben, die von denen ihrer deutschen Nachbarinnen völlig verschieden waren. Wir baten die Tochter unserer Wirthin, für uns ein Mal ihre schönen goldenen sogenannten „Ohr-Eisen“ („Ohrisders“) anzulegen, wie sie in dem ganzen westlichen Holland gäng und gebe sind. Bekanntlich bestehet dieser sonderbare Schmuck aus zwei großen halbkugelartigen Goldblechen, wie Barbierbecken gestaltet, die durch einen goldenen Reifen oder Bügel verbunden sind und damit auf dem Kopfe festliegen. Zarte, feine und sehr kostbare Brabanterspitzen fallen über das Gold, das matt durch sie hindurchschimmert, herab. Die Spitzen werden mit großen und sehr prachtvoll ausgearbeiteten Nadeln von Gold, den sogenannten „Platsspellen“ (Scheitel-Nadeln) befestigt.

Das gefällige Mädchen kam, nachdem sie in ihrer Kammer Toilette gemacht hatte, mit diesem Putze geschmückt zurück, und ließ uns recht freundlich und dabei ein wenig verschämt und erröthend Alles beschauen und bewundern. Es ist mir unerklärlich, wie sehr so ein wenig Gold und Spitzenkram das menschliche Antlitz heben und verschönern kann. Die Sache ist um so wunderlicher, da dieser künstliche Apparat gänzlich an die Stelle des natürlichen Lockenschmuckes tritt. Die Haare nämlich müssen den „Ohr-isders“ völlig weichen und werden den Mädchen kurz abgeschnitten; denn mit dem dicken Haarwuchs könnte der goldene Helm dem Kopfe nicht so knapp, wie es sein muß, angepaßt werden.

Uebrigens kommt in neuerer Zeit dieser ganze merkwürdige Kopfputz mehr und mehr aus der Mode. Weil er sehr kostspielig war, so konnte er nur von den Reichen benutzt werden. Die Armen hatten statt der goldenen nur silberne Ohreisen, die aber bei weitem nicht den schönen Effekt machten. Da man nun in neuerer Zeit verschiedene unechte Goldbleche ganz billig und so gut angefertigt hat, daß man sie von den ächten kaum unterscheiden kann, und daher auch nun die Dienstboten mit Goldschimmer umherstolziren, so sind die reichen Mädchen der Sache überdrüssig geworden, schaffen sich keine „Ohr-isders“ mehr an und lassen ihre Haare für eine andere Coiffüre wachsen. Die Dienstboten und Armen werden dann natürlich auch darin den Vornehmen bald nachahmen, und so wird die ganze Sitte allmählig in Verfall gerathen. Einstweilen aber soll es allerdings im holländischen Friesland sogar noch alte adliche Familien geben, bei denen dieser alte nationale Kopfschmuck wie vor Alters im Schwange ist.

Trotz aller Contraste zwischen zwei so nahen Ländern fehlt es natürlich doch nicht ganz an täglichen Verkehr und Austausch zwischen beiden Völkern. So fanden wir in unseren Wirthshause einen Holländer, der mit dem Wirthe beim Geldtische saß, und gegen holländische Gulden, Preußische Thaler eintauschte, weil er eine Excursion „ins Münsterland“ d. h. hier nach Deutschland machen wollte, um dort Schweine einzukaufen, mit denen er nach einigen Wochen das Bourtanger Moor wieder zurück zu passiren gedachte. Früher gingen die Hol-

länder auch eben so oft nach Deutschland hinüber, um Osnabrückſches Linnen zu kaufen. Dieß hat in neuerer Zeit, wo die Baumwolle ſich ſo breit gemacht hat, mehr aufgehört. Die Juden ſind die thätigſten Vermittler in dem Grenzverkehr zwiſchen beiden Völkern. Auch begegneten wir einem muntern Muſiker aus Oeſtreich, der uns erzählte, daß er ſeit Jahren die Claviere auf beiden Seiten des Bourtanger Moores ſtimme, daß er auf der deutſchen Seite die Schlöſſer und Edelſitze bereiſe, und dann wieder auf der holländiſchen Seite die kleinen Städte bis zur Nordſee hinab, um überall die Harmonie herzuſtellen, und gelegentlich den Leuten auch ein hübſches Stückchen zum Tanz oder Geſange aufzuſpielen. Die wenigen Katholiken, die es unter den calviniſtiſchen Holländern an der Grenze giebt, pflegen auch wohl aus Mangel an katholiſchen Kirchen in ihrem Lande des Sonntags das Moor zu durchpilgern um ein Gotteshaus ihrer Confeſſion im deutſchen Münſterlande zu beſuchen. Umgekehrt haben auch einige deutſche proteſtantiſche Edelleute, die nur katholiſche Unterthanen und katholiſche Kirchen in ihren nieder-münſterſchen Dörfern beſitzen, Kirchenſtühle in den kleinen ſchmuckloſen reformirten Gotteshäuſern der Bourtange oder anderer holländiſcher Gränzorte. Auch hörte ich hier und da von Holländern, welche Grundbeſitz im Emslande erworben hätten. Doch iſt dieß ſelten und kommt nur ſehr vereinzelt vor. Den Holländern erſcheint Deutſchland nicht als ein Eldorado. Dagegen iſt in neuerer Zeit eine merkwürdig regſame Auswanderung aus

Nordwestdeutschland nach Holland in Gang gekommen. Aus allen den kleinen Städten des Emslandes, des Hümmlings und weiterhin bis ins Oldenburgische und Osnabrückſche hinein ſind junge Induſtrielle und Kaufleute hervorgegangen, die ſich nach Holland wandten, und dort in den Städten der Provinzen Drenthe und Groningen irgend ein Gewerbe etablirten. Da ſie es als Kaufleute und Künſtler in Gewandheit, Biegſamkeit und Artigkeit den etwas ſteifen und phlegmatiſchen Eingeborenen zuvorthun, ſo hat das Publikum ſie gern. Sie gedeihen daher unter den „Mynheers“ und es giebt jetzt bis nach Rotterdam hin faſt keine holländiſche Stadt, die nicht ein Anhängſel von einer mehr oder weniger blühenden und zunehmenden deutſchen Colonie beſäße. Wie die deutſchen Feldarbeiter oder ſogenannten „Hollandsgänger“ jährlich ſchaarenweiſe in die Niederlande ziehen, werde ich noch weiter unten ſchildern. Daß es aber ausnahmsweiſe auch ganz ähnliche Wanderungen aus Holland nach Deutſchland giebt, erfuhr ich erſt hier. Aus einigen nicht allzugeſegneten Strichen der Provinzen Drenthe, Geldern und Overyſſel kommen nämlich auch Schnitter und Feldarbeiter hervor, um in der Aerndtezeit einigen Theilen Weſtphalens und der Rheinlande den Beiſtand ihrer Arme anzubieten.

Am meiſten ſetzte uns ein Spaziergang, den ein guter Bürger der Bourtange mit uns durch ſeine Gärten und Felder unternahm, in Erſtaunen. Denn obwohl der Boden nichts weniger als fetter Marſchgrund war, vielmehr ſich vor dem auf der deutſchen

Seite in nichts hervorthat, so waren doch Gemüse und Getraide unvergleichlich viel stattlicher als an der Ems, die Wurzeln nnd Rüben riesig, der Klee 3 Fuß hoch, der Kohl prachtvoll, durch die Bank 6 bis 7 Fuß hoch. Lauter „moyet Goot“ (schönes Gut.) Mein Holländer, indem er mich Alles Stück für Stück mustern ließ, wiederholte oft dabei die Phrase: „Ja dat is Leevhebberie! Unvermoeden Vleet overwend Alles (Ja sehen sie, das ist Liebhaberei. Unermüdlicher Fleiß überwindet Alles). Als ich ihm meine Verwunderung und meinen Beifall aussprach, äußerte er dann auch wieder ganz bescheiden, es käme wohl daher, daß sie hier überall Stallfütterung eingeführt hätten und diese sie in den Stand setze, tüchtiger zu düngen, als die Deutschen, und dann griff er mich beim Arm und citirte mir den Takt dazu schlagend einen holländischen Vers, der so lautete:

Zo lang ü tyd en Kracht besitt
Verzoem dan nit te werken,
Want Ouderdom met sachten tritt
Verrast uns eer wy't merken.

(So lang Ihr Zeit und Kraft besitzt, versäumt da nicht zu wirken. Denn das Alter mit sachtem Tritt überrascht uns, ehe wirs merken.)

Von den Rüben und den andern Dingen im Münsterlande sagte er, es wäre dort Alles „een beetje verkrumpen, een beetje schrager“. Ein Münsterländer, dem ich dieß Alles später erzählte gab dieß auch zu. Er sagte: „Ja de Hollanders sind veel niedscher up't Moor, als de Dütschen“. (Die Holländer sind viel

neidischer d. h. eifriger auf den Moor, als die Deutschen).

Eine holländische Inschrift auf einem alten Steine des Orts besagt, daß „die Fortresse allhier auf der Bourtange zum Dienste der Generalität durch die Beförderung des Wohlgebornen Herrn Wilhelm Ludwig Grafen zu Nassau und Katzenellenbogen, dem Statthalter und General-Capitain von Friesland im Jahre 1593 in kurzer Zeit in Defension gebracht sei". Fast 300 Jahre lang stand dieser Stein vor dem gegen Deutschland gerichteten Thor.

In frühern Zeiten, namentlich in den Kriegen der Holländer mit den Westphalen unter Bernhard von Galen mag die Bourtange eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben. Jetzt ist es vorbei mit ihrer militärischen Bedeutung. Vor ein Paar Jahren hat man sie, wie auch Coeverden und andere holländische Grenzfestungen gegen Deutschland, aufgehoben, und abzutragen angefangen. Es lagen hier jetzt nur noch 6 Mann in Quartier. Von den Mauern und Wällen stand nur noch hier und da eine kleine Ruine. Sonst konnte man die ganze Festung und Umgegend unter Wasser setzen. Jetzt hat man das wässrige Land zur Entsumpfung und zum Anbau an die Einwohner vertheilt, die dabei das Onus haben, die Abtragung der Befestigungen zu vollenden. Natürlich hat sich der Ort nun ganz umgewandelt. Neue hübsche Häuser und Anlagen sind innen und außen entstanden. Auch jenen Stein mit der Inschrift hat man vor dem Thore wegge-

nommen und nun über dem Eingange der kleinen Kirche eingemauert. —

Dieses Kirchlein selbst, deren Inneres wir auch besichtigten ist das Simpelste und Ungeschmückteste, was man von einem der Gottheit zu Ehren gebauten Tempel sehen kann. Es ist unglaublich, wie weit die holländischen Reformirten es in der Verbannung von allem Zierrath aus den Gotteshäusern gebracht haben. Die vier nakten Wände, mit einem oder zwei Bibelsprüchen, und mit dem Beil zurecht geschnitzte Bänke das ist Alles. Das Taufbecken ist eine zinnerne Schüssel von der Größe einer Kaffeetasse, und für die Aufnahme der Armengelder war ein ausgehöhlter Holzklotz mit eisernen Klammern an den Fußboden genagelt. — Dieß Alles war recht „bourtangisch". Das Schulhaus, das nahe an der Kirche stand, blieb uns verschlossen. Doch bemerkte ich, durchs Fenster blickend, daß die Phantasie der jungen Bourtanger den Tag zuvor mit dem eisigen Lande Labrador beschäftigt gewesen war. Denn auf einer Tafel konnte ich die mit großen Lettern geschriebene Phrase lesen: „Labrador, een zeer groot schiereiland, behoevende tot de lande aan de Hudsonsbai in Noord-America" (Labrador, eine Halbinsel, die zu den Landen an der Hudsons-Bai in Nord-Armeriko gehört).

Wir begnügten uns mit diesem Einblick in das Ostende von Holland, das man im Haag als das Sibirien der Niederlande betrachten mag und kehrten auf dem Wege, auf dem wir gekommen waren, ins deutsche Emsland zurück.

XV. Die Hollandsgänger.

Die Wanderburschen des Ackerbaus. — Arbeiter-Wanderungen an der Donau, und in andern Gegenden. — Aus den Haiden zu den Marschen. — Alter des Hollandsgehens. — Verschiedene Arten der Hollandsgänger. — Ihre Associationen, ihre Botenwagen, und Ausrüstungen. — Ihre Reise-Stationen. — Eine „Friesen-Eiche“. — Die für ihre Werkzeuge in den Haiden etablirten Schmieden. — Ihre Arbeiten in Holland. — Ihre Ersparnisse. — Ihre Heimkehr. — Ihr Empfang in den Haidedörfern.

Nicht nur unsere Künste, Gewerbe und Handwerker, sondern auch unser Ackerbau und unsere Landleute haben ihre Wanderburschen. Man findet die Erscheinung einer von Zeit zu Zeit zum Wanderstabe greifenden Landbevölkerung in verschiedenen Theilen Europa's. Sie zeigt sich überall da, wo sehr fruchtbare Landstriche von mannigfaltigem Anbau, in denen zur Zeit der reichen Aerndte Arbeit begehrt ist, mit dürftigen und von der Natur vernachlässigten Gegenden, in denen der Arbeiter viele und der Bodenprodukte wenige sind, nachbarlich zusammenstoßen. —

So zieht alle Jahr im Herbst die arme slavische Bevölkerung der Karpathen mit Gesang und in froher Aussicht auf Erwerb in die üppigen Landschaften an der ungarischen Donau hinab, um dort den Bewoh-

nern der „goldenen“ Insel Schütt und andern ungarischen „Paradiesen“ bei der Waizen-Aerndte zu helfen. So wandern die Thalbewohner verschiedener Alpendistrikte aus ähnlichen Gründen und zu ähnlichen Zwecken in die üppige Po-Ebene hinab. Eben so leisten in Spanien die kräftigen aber armen Bewohner der Gebirge Galliciens ihren castilischen und portugisischen Nachbarn an den Niederungen der Flüsse, den Beistand ihrer Arme.

Auch bei uns in Deutschland haben die Contraste der Natur- und Bodenverhältnisse in verschiedenen Provinzen unter unsern sonst so sehr an den Boden lebenden Bauern solche Bewegungen erzeugt, die nun schon seit Jahrhunderten Jahr aus Jahr ein so regelmäßig wiederkehren, wie die Schwalben- und Kranich-Züge. —

Eine der bedeutendsten Wanderungen dieser Art bringt der Gegensatz zwischen den armseligen Haide-Distrikten und den fetten ihnen anliegenden Marschländern des nordwestlichen Deutschlands zu Wege. In den wundervollen Triften von Holland und Friesland sproßt in jedem Frühling eine solche Fülle von schönen Gräsern und Wiesenkräutern und darnach im Sommer ein solcher Segen von Waizen und Roggen auf, daß die einheimischen Knechte den reichen „Mynheers“ nicht Alles rechtzeitig und schnell genug einheimsen können. Seit unvordenklichen Zeiten haben ihnen daher die Bewohner der deutschen Haiden Hülfe geleistet. Diese die nicht an das üppige Leben der Marschleute gewohnt sind, können sich in ihren

Dörfern während des an Feiertagen reichen Winters billiger durchbringen, und vermögen daher ihre Dienste für eine geringere Entschädigung anzubieten als die Knechte, welche die Marschenherren sich in ihrem eigenen Lande zuziehen könnten. — Es ist daraus das in einem großen Theile von Nordwestdeutschland bekannte sogenannte „Hollandsgehen“ entstanden. Dasselbe ist in der ganzen Osnabrückschen Gegend, im nördlichen Westphalen, in der südlichen Hälfte des Herzogthums Oldenburg, und in den Grafschaften Hoya und Verden, überhaupt vorzugsweise in allen Landschaften auf der linken Seite der Weser zur Sitte und zu einem eigenthümlichen Erwerbszweige geworden. Es setzt sich aber mit Variationen wie die Haidestriche selbst auch noch ins Innere der Niederlande fort. Auch dort hilft natürlich wieder der einheimische Haidebewohner seinen reichen Nachbarn in den Marschen und concurrirt mit den fremden Arbeitern aus Deutschland. —

In den Dörfern aller bezeichneten Striche thun sich im Frühjahr die arbeitslustigen Männer, die noch kein eigenes Besitzthum haben, die jungen Söhne der Bauern, zusammen, und beginnen ihre friedlichen Razzias in das lockende Niederland. Auch kleine Eigenthümer, schon besitzliche und verheirathete Leute schließen sich ihnen wohl an. Denn da in den Marschen andere Culturen herrschen und die Hauptärndten früher fallen als auf den Haiden, so können sie nachdem sie ihre dürftigen Roggen- und Buchwaizen-Felder bestellt haben, die Hüthung derselben während

des Sommers ihren Frauen und Kindern überlassen, und dann noch rechtzeitig zu der späteren Aerndte in der Heimath zurück sein. — Weil das guldenreiche Holland seit alten Zeiten ihr vornehmstes Ziel war, nennt man diese Leute gewöhnlich „Hollandsgänger“, hier und da auch „Frieslandsgänger“ oder auch wohl kurzweg „Friesen“.

Es giebt verschiedene Gattungen dieser „Friesen“. Denn obgleich ursprünglich wohl nur das Gras- und Kornmähen sie ins Leben rief, so haben sie doch in den aus lauter menschlicher Kunst und Arbeit hervorgegangenen Niederlanden noch so manche andere lohnenden Zweige der Thätigkeit gefunden. Man kann dort überall einen kräftigen Arm verwenden, beim Torfbaggern, beim Häuserbau, bei den Canalgrabungen, bei der Anlage von Schleusen und sonstigen Wasserwerken. Der eine hat sich mehr Talent für dieses, der andere für jenes angeeignet. Da alle diese und andere Arbeiten ihre verschiedenen „Saisons“ haben, so setzen daher auch die Hollandsgänger zu verschiedenen Zeiten aus. Einige, die zu Hause viel Muße haben, und die in den Niederlanden den ganzen Sommer hindurch erst beim Torfbaggern, dann beim Heuen, schließlich bei der Waizenärdte zu helfen denken, begeben sich schon im ersten Frühling, bereits im Anfange April auf die Wanderung, und kommen dann im Spätsommer mit den reichsten Ersparnissen, zuweilen mit 70 oder 80 blanken holländischen Gulden zurück. — Die Mehrzahl aber verläßt erst im An-

fange Juni zur Zeit der Heuärndte Haus und Hof, und begnügt sich mit der Aussicht, bei der Rückkehr nur 40 oder 50 Gulden in der Tasche zu haben. Die Zahl der auf diese Weise Beschäftigung suchenden Personen läßt sich natürlich nicht bestimmen. Doch muß sie sich wohl auf viele Tausende belaufen. Denn es findet sich zwischen der Weser und den Niederlanden kaum ein Geestdorf, in welchem das Hollandsgehen nicht eine mehr oder wenige bedeutende Rolle in dem Leben der Bewohner spielte.

Um durch Associationen ihre Reisen billiger und auch wohl gefahrloser zu machen vergesellschaften sich diejenigen, die sich aus einem Distrikte zu einem Hollandsgange entschlossen haben, zu kleinen Trupps. Jeder Trupp verschafft sich einen sogenannten „Boten-Wagen", und dieser wird mit allen den nöthigen schweren Reise-Effekten, Aerndte-Instrumenten und Viktualien bepackt. Namentlich mit den Sensen und den für sie nöthigen Apparaten. Der große Bedarf und Verbrauch von Sensen, von Seiten der Hollandsgänger hat in vielen Haidedörfern das Schmiedehandwerk sehr bedeutend gemacht, und es sind im Osnabrückschen wie in der Grafschaft Diepholz hie und da an ganz ablegenen Orten große von Wasser getriebene Hammerwerke entstanden, welche zum Theil für die Hollandsgänger arbeiten. Alsdann bekömmt der Botenwagen eine reiche Ladung von Speck und Schinken mit, die während des Winters in den räucherigen Hütten der Haideleute reiften und garten.

Zuweilen betheiligen sich auch wohl ihre Töchter und Frauen mit einer kleinen Spekulation an einer solchen Expedition. Sie haben im Winter Garn gestrickt oder Leinwand oder sogenanntes „Wolllaken“ gewebt, und sie geben davon und von andern Produkten ihrer Industrie und Haushaltung dem „Botenwagen“ eine kleine Portion mit. Der Vater sucht es ihnen in dem reichen Niederlande zu verhandeln und bringt dafür zuweilen ein sehr willkommenes Douceur zurück. Freilich haben in neuerer Zeit die strengeren Zollgrenzen und Douaniers diesen kleinen mit unserer Bauern-Wanderung verknüpften Handelszweig sehr beschränkt.

Viele aber auch machen von dem nomadischen „Botenwagen“ keinen Gebrauch, nehmen ihre Sense selber auf die Schultern, hängen sich die Wasserflasche und den Brod- und Speckfack über den Rücken und wandern nach dem philosophischen Grundsatze: omnia mea mecum porto leicht geschürzt nach Nordwesten hinaus.

Auf der Reise leben sie natürlich sehr sparsam. In Wirthshäusern kehren sie selten ein, — namentlich auf der Hinreise, wo mehr guter Wille als Mittel vorhanden sind, etwas häufiger auf der Rückreise, wo der Holländer die Taschen gefüllt hat. Wenn das Wetter nicht allzu schlimm ist, so übernachten sie unter freiem Himmel, in einem Walde oder unter einem Baume. Es scheint mir, daß sie eben so wie die Zigeuner seit alten Zeiten ihre bestimmten Striche

und Pfade haben, auf denen sie gehen, und ihre gewissen Nacht-Stationen, die sie zu benutzen pflegen. Wenigstens sind mir auf meinen Streifereien in jenen Gebieten solche Hollandsgänger-Stationen wohl hier und da vorgekommen. So steht z. B. am Rande jenes von mir geschilderten Waldes Stühe, im Herzogthum Oldenburg, eine wundervolle große und uralte Eiche, welche das Volk deswegen die „Holländer-“ oder „Frieseneiche“ nennt, weil die Hollandsgänger unter ihrem weiten Gezweige und auf dem hübschen Rasenplatze, den sie beschattet, auf ihren Reisen zu rasten pflegen. Es mag noch viele andere solche als Raststätze und Stationen unter dieser Klasse von Leuten berühmte Bäume in jenen Gegenden geben. —

Wie Alles in der Welt, so werden auch die Unternehmungen der Hollandsgänger durch eine gewisse Gewohnheit und Kundschaft geregelt. Manche haben ihre Freunde in West-Friesland, andere im Utrechtschen, andern ist das eigentliche Holland gelegener. Wieder andere pflegen nach einigen Distrikten von Brabant zu gehen. In frühern Zeiten ging bekanntlich von allen diesen Ländern eine großartige Wanderung der flandrischen und holländischen Stämme nach Osten aus, die friedlichen Wanderungen der Flaminger ins sogenannte Osterland. Diese Wanderung hatte freilich eine andere Bedeutung als das heutige Hollandsgehen unserer Haideleute. Die Flaminger kamen nicht in die Ostländer als zeitweilige Knechte sondern als culturverbreitende Colonisten und bleibende Ansiedler, die sich als Eigenthümer des von

ihnen angebauten und der Wildniß entrissenen Bodens bemächtigten. Diese Wanderung der Flanderer, Holländer und Friesen nach Osten hat jetzt aufgehört, da alle fruchtbaren Marschgegenden, welche sie locken und ihnen conveniren mochten, mit Bevölkerung gefüllt sind. Aber vielleicht ist die jetzt stattfindende Bewegung in umgekehrter Richtung von Osten nach Westen noch ein Nachhall derselben, gleichsam eine kleine Ebbe jener großen Fluth. Vielleicht spannen sich damals, durch die Ostwanderung vermittelt, jene Bekanntschaften im Westlande und die Einladungen dahin an. Jetzt hat nicht nur jeder östliche Haide-Distrikt, fast jedes Dorf seinen Lieblingsdistrikt im Westen, den er vorzugsweise ausbeutet, sondern auch jeder einzelne Hollandsgänger pflegt in den Marschen seine Bauern, mit denen er seit lange bekannt ist, und der seinen Heinrich aus Suhlingen, oder seinen Dirk vom Dümmersee oder seinen Kurt vom Hamborstel oder wie denn nun der Bursche und sein Dorf eben heißen mag, zur Zeit der Heuärndte erwartet. Oft freilich lösen sich solche Kundschaften auf oder es müssen neue angeknüpft werden. Dann zieht der Hollandsgänger in den Marschen von Gehöfte zu Gehöfte herum und sucht sich da, wo man noch nicht mit Arbeitern versehen ist, unter den möglichst besten Bedingungen anzubringen. Festen Lohn bekommen sie nicht. Vielmehr herrscht überall in Holland und Friesland die den Fleiß befördernde Sitte, ein Stück Arbeit z. B. das Abmähen eines Feldes in Bausch und Bogen zu verdingen, so viel für diesen Kamp,

so viel für jenes Feld. Je mehr sie in kurzer Zeit niederbringen, desto mehr verdienen sie. Da je nach Umständen, je nach der Lage, oder Sumpfigkeit des Feldes, je nach der Härte der zu schneidenden Halme, des jungen Grases, des Klees, des Schilfs, des Getraides, die Arbeit schwieriger und mühseliger ist, so gehört viel Klugheit dazu, um das Alles zu erwägen und abzuschätzen. Und der Umsichtige steht sich natürlich besser dabei, als der, welcher sich von dem kargen Holländer übertölpeln läßt. Gewöhnlich machen sich zwei oder drei Freunde, die sich gegenseitig ungefähr gleiche Kraft und gleichen Eifer zutrauen, zusammen, berathen sich mit einander und arbeiten gemeinschaftlich an der Abrasirung einer großen Fläche, die sie mit einander in Contrakt nehmen. Sie thun dabei zuweilen recht glückliche, zuweilen aber auch recht verkehrte Griffe, und sie haben ihre guten und schlechten Jahre. Wenn das junge Gras recht frisch und saftig steht, geht die Arbeit leichter von Statten, und sie machen einen guten Profit. Wenn der Frühling aber sehr trocken war und die Pflanzen hart und struppig wurden, oder wenn Mäuse oder Maulwürfe den Boden durchwühlten und häufige Erdhügel der Sense in den Weg warfen, und sie das nicht gleich beachteten, dann ist oft das Umgekehrte der Fall. —

Waren alle Umstände günstig und das Jahr recht ergiebig, so eilen dann die Hollandsgänger, — meistens im Monat August zu ihren Haiden, die Taschen voll mit blanken holländischen Gulden, zurück. — Da sie sich hierbei eben so wie beim Auszuge zu-

sammen schaaren, so langen sie in ihren Dörfern oft in ganzen Trupps, alle die Söhne des Orts, die im Frühlinge auszogen, auf ein Mal an, und da ist dann großer Jubel und Freude. — Den Ihrigen bringen sie mancherlei kleine Geschenke aus den Niederlanden mit und dazu auch einen hübschen Sparpfennig als Sorgenbrecher für den Winter. — Auch die Armen werden dabei nicht vergessen und gewöhnlich wandert einer der 60 oder 80 holländischen Gulden in die Armenbüchse. Dafür vergißt sie auch der fromme Pastor des Haidedorfs nicht. Er spricht am Sonntage öffentlich vor der Gemeinde dem lieben Gott seinen Dank dafür aus, daß er die Hollandsgänger glücklich zurückgeführt habe. Und eben so giebt er ihnen auch wiederum nächsten Frühling zur Zeit des Auszugs seine frommen Kanzelwünsche mit auf den Weg für eine ergiebige Aerndte in dem holländischen Egypten.

XVI. Aus den Dünen von Norderney und über den Sand im nordwestlichen Deutschland.

Schilderung der Insel Norderney und ihrer Dünen. — Die Dünenbewohner. — Sandboden und Kleiboden. — Die natürlichen Brunnen und Cisterne in den Dünen. — Die Wasserträgerinnen. — Die Dünenpflanzen. — Die Dünenthüren. — Die Dühnenthäler. — Die „Dellen." — Die Schaafheerden" in den Thälern. — Die „Leegten." — Die „Schlopps." — Die „Weißen Dünen." — Geographie der Dünen. — Das Wächter-Ei, oder die Mädcheninsel. — Winterspiele auf dem gefrorenen Sande. — Vergleich der Dünen von „Norderney" mit denen der holländischen und holsteinschen Inseln. — Binnenländische Dünen und Sandgebirge, und die Rolle, welche sie in der Culturgeschichte von Nordwestdeutschland spielen.

Die viel gelobte Insel Norderney ist im Wesentlichen ein drei bis vier Stunden langer und nicht ganz eine halbe Stunde breiter, von früheren Depositen von Dark, Torf und anderen Stoffen aufgesetzter Sandhaufen, componirt aus einer überschwenglich großen Masse winziger Steinpartikelchen, die sich unter dem Mikroskope als kleine äußerst zierlich abgerundete Krystallkügelchen, weiße Quarzsplitterchen, glänzende

Glimmerblättchen, oder auch schwarze oder gelbe und grüne Felskörner und Steinstäubchen darstellen, und die hier der erdumgürtende Ocean von vielen Gebirgen der Welt herbeiführte und im Wellenschlage seiner Brandung absetzte.

Am Strande, wo sie den Wogen enthüpften, nahmen Wind und Sonne diese kleinen losen Mineralkörner dem Ocean aus der Hand, die Sonne trocknete sie, der Wind gab ihnen Flügel, und sie sprangen nun schimmernd landeinwärts. Da sie aber so äußerst schwächlich und klein waren, so hemmte wieder fast jedes geringste Hinderniß ihren Fortschritt. Bei dem ersten besten Grashälmchen blieben sie zu Tausenden liegen, und wo erst ein Häuflein gebildet war, da gingen auch alsbald Millionen zur Ruhe, und so entstanden im Laufe der Jahrhunderte diejenigen Hügel und Berge von Sand, die wir Dünen nennen.

Da der Wind am Nordseestrande während des ganzen Jahres fast immer aus Westen oder Süd- und Nordwesten bläst, so geschah jene Aufhäufelung oder Aufrollung des Sandhaufens unserer Insel daher vorzugsweise aus Westen. Im Osten, wo kein heftiger und dominirender Luftzug einsetzt, blieb das Ländchen glatt, und man kann es demnach in eine bergige oder dünenerfüllte Westhälfte und eine ebene Osthälfte eintheilen.

Die kleine Inselbevölkerung hat sich in der westlichen oder Dünenhälfte zusammengedrängt. Denn nur hier waren die Bedingungen zu einer menschlichen Existenz gegeben. Die Dünen gewährten Schutz vor

den kalten und heftigen Stürmen und vor den Angriffen des Meeres. Hinter ihnen hat sich etwas fruchtbarer und und anbaufähiger Boden angesammelt. Da allein konnten die Insulaner ihre kleinen Kartoffel-, Kohl- und Bohnengärten anlegen, ein wenig Weide und Wiese erzielen und sogar auch einige niedrige Baumpflanzungen oder doch Büsche so weit in die Höhe bringen, als es der Alles niederdrückende und tyrannisirende Westwind gestatten wollte. Nur in den benachbarten Dünenthälern wachsen und hausen auch die wenigen Pflanzen und Thiere, welche die Insel besitzt, auch können nur da sich die natürlichen Ansammlungen süßen Trinkwassers bilden, welches den Insulanern so nothwendig ist. Die große dünenlose Osthälfte, wo Norderney in einer breiten flachen Landzunge ausläuft, ist aller dieser Dinge baar und daher auch völlig unbewohnbar und wüste. Dazu kommt noch, daß das Meer, indem es gegen das hohe Westende anprallte, daselbst einen tiefern Canal ausgegraben hat, der sich dicht an dieses Westende anschmiegt und um dasselbe gegen das Watt herumbiegt. Es entsteht auf diese Weise daselbst eine Rhede oder ein natürlicher Hafen, der durch die Dünen geschützt ist. Und auch die Lage dieses kleinen Naturhafens, des einzigen auf der Insel, von dem aus man bequem ins Meer aus- und einschiffen kann, hat seiner Seits dazu beigetragen, die Bevölkerung an denjenigen Fleck zu bringen, an welchem ihr Dorf liegt, d. h. in der Nähe der westlichen Spitze.

Je weiter man von diesem bebauten, bewohnten,

grünlich bewaldeten, und von Schiffen belebten Westgipfel der Insel ostwärts hinauswandert, desto dürftiger wird die dürftige Natur der Insel, desto spärlicher und ärmlicher der Pflanzenwuchs und schließlich endet das Ganze mit der völlig kahlen, sogenannten „Weißen Düne“ und mit dem bezeichneten langen Schweife ganz wüsten Sandes im Osten. Es ist in dieser Rücksicht ein melancholischer absteigender Climax. In vielen andern Beziehungen aber ist es zugleich ein aufsteigender Climax. Denn in derselben Richtung wird auch die Natur immer eigenthümlicher. Man hat unterwegs Gelegenheit alle die Phasen und Gestalten, welche Wind und Wellen mit dem Sande zu Stande zu bringen vermögen, zu studiren und je weiter ostwärts, desto besser. Man kömmt immer tiefer in die Eigenheiten der Sandgebilde hinein, und sieht sich zuletzt auf der sogenannten „Weißen Düne“ rings umher von der pursten Sandwelt umgeben.

Der poetische Reiz, den eine solche Wanderung durch die Sandwelt der Dünen zu üben fähig ist; und das Interesse, welches sie gewährt, sind noch nicht sehr Vielen bekannt. Unsere Maler und Poeten haben sich noch wenig damit beschäftigt, und die Aesthetik der Dünen ist daher bei weitem kein so zum Ueberdruß ausgebeutetes Thema, wie die der Alpen- und Gletscher-Scenen. Und doch giebt es eine solche Dünen-Aesthetik. Alle sinnigen Beobachter der Natur unter den Be- und Anwohnern des großen Dünen-Küstenstrichs von Jütland bis Frankreich sind sehr wohl damit vertraut und man findet unter ihnen Patrioten genug, die von

den Phaenomenen, den Formen und Farbenspielen in ihren meerumwogten Dünen mit fast eben so viel Bewunderung reden, wie die Bergbewohner von den Naturscenen in ihren Hochgebirgen. Ein Gast aus dem Binnenlande hört sie anfänglich wohl lächelnd und mit Verwunderung an. Er begreift den Dünen-Enthusiasten kaum. Nimmt er sich aber Zeit zur geduldigen Betrachtung und Untersuchung, so wird er am Schlusse derselben sich wohl selbst ein wenig zu der Ansicht bekehrt haben, daß *auch* in den Dünen die unerschöpfliche Natur uns wiederum Seiten und Scenen darbietet, die wir anderswo nicht an ihr gewahren können, und daß auch der Sand ein höchst merkwürdiger Stoff ist, durch welchen der Schöpfer, der dem Menschen die Oberfläche der Erde zum Wohnsitze bereitete, wiederum ganz eigenthümliche Resultate erzielte.

Ich möchte wünschen, daß es mir gelänge, Dich, werther Leser dieses Aufsatzes, ein wenig zu dieser Ansicht hinzuführen, indem ich Dich bitte, mich auf einer Wanderung von dem Dörfchen Norderney zu der „Weißen Düne", — und zu der „puren Sandwelt" — und von da in einem noch höhern Climax zu einer allgemeinen Betrachtung der Sandgebilde und Sandschöpfungen in unserem gesammten nordwestlichen Deutschland, zu begleiten.

Ulrich Kluin, Ulrichs Sohn, soll, wenn Du es erlaubst, mit uns gehen. Er ist ein alter erfahrener Insulaner. Und seine Familie, die „Kluins", sind ein sehr bekannter Name auf Norderney, ein uraltes

Geschlecht von Sanddünen-Bewohnern, das bereits seit Jahrhunderten auf der Insel hauste. Schon der Anblick dieses ehrlichen, kräftigen, frischen alten Mannes ist geeignet, uns von vorne herein mit einem gewissen guten Vorurtheil für die Dünen, in denen er aufgewachsen ist, zu erfüllen. Obgleich er schon Schwiegersöhne und Enkel auf dem Wasser schwimmen hat, und obwohl ihm der Nordwestwind schon über 60 Jahre lang um die Ohren heult, so ist er doch noch so frisch, so rothwangig, und so kraushaarig wie ein Jüngling. Seine Muskeln und Sehnen zeigen sich sehr elastisch in dem tiefen Sande, in dem wir waten. Seine Gesichtszüge sind von fast großartiger Zeichnung, fleischige Wangen, ein festes Kinn, eine lange derbe Nase und eine offene Stirn. — Und dieser Ulrich Kluin Ulrichs Sohn ist bei weitem nicht der einzige seiner Art auf der Insel. Vielmehr sieht man hier viele Männer-Gestalten von dem beschriebenen Façon. Auch unter den Frauen herrscht allgemein ein blühender Teint und gesunde Kraft, trotzdem daß ihre Nahrung dürftig und ihre Mühe und Arbeit reichlich ist. Die Hauptnahrung aller dieser Insulaner ist Fisch. Schon als Säuglinge bekommen sie fast nichts als Fisch und Kartoffeln zu essen. Von Milch, Butter und Fleisch ist wenig bei ihnen die Rede. Die kräftige Nahrung kann es also bei ihnen nicht thun. Die frische Seeluft kann es allein auch nicht sein. Denn diese theilen ja mit ihnen auch die benachbarten Festlandküsten und Marsch-Halbinseln in fast gleich hohem Grade. Und doch haben sie in diesen Marschen die bösen Marsch-

fieber und andere Krankheiten, von denen die Inselbewohner nichts wissen.

Die Insulaner selbst schreiben daher dieß Alles hauptsächlich ihrem Sandboden und ihren Dünen zu, auf denen man immer trockenen Fußes wandelt, die keinerlei Art von böser Ausdünstung von sich geben und stets eine gesunde Luft über sich haben und erzeugen. Sie behaupten, daß sie „auf dem Kleiboden“ (auf dem fetten Boden der Marschen des Festlandes) gar nicht leben können. Er hält nicht nur Regen und Feuchtigkeit weit länger an sich, als der Sand, sondern erzeugt auch beim Aufackern seines fetten Schlammes böse Dünste. Wenn ein Mal eine Insulanerin (was freilich selten geschieht), auf „den festen Wall“ (so nennen sie das Festland) hinüberheirathet, und sich „auf Kleiboden“ (in den Marschen) ansiedeln muß, so fängt sie bald an zu kränkeln und zu leiden. — Die dagegen, die vom Festlande zu den „Düneninseln“ versetzt werden, fühlen sich dort dann sehr wohl, genesen, wenn sie kränkelten, und sterben wohl, wie die Insulaner selber, erst im hohen Alter.

Schon diesem nach wird man es begreifen, daß die Insulaner für ihren Sandboden eine besondere Anhänglichkeit besitzen. Sie nähren kein Verlangen in die Ferne. Auswanderung nach America oder Australien, ist unter ihnen weit seltener als auf dem Festlande. In der Ferne leiden sie an Heimweh und Sehnsucht nach ihren Düneninseln, wie die Schweizer nach ihren Alpen. Dieß hat sich in der Neuzeit unter anderm recht auffallend bei der Insel Wangeroog gezeigt.

Da dieses Stückchen Land jetzt in Folge der Angriffe des Meeres ein ganz unzuverlässiger Wohnsitz geworden ist, so fand man es für nöthig, die Bewohner aus ihren alten Sitzen (oder wenigstens aus einem Theil derselben) zu versetzen und wies ihnen am Festlande bei Dangast einen neuen Platz an. Aber diese Verpflanzung ist so wenig zu allgemeiner Zufriedenheit ausgefallen, und von eben so melancholischen und rührenden Umständen begleitet gewesen, wie die versuchte Versetzung der von dem Felsgerölle bedrohten Graubündner von Felsberg. Obwohl Dangast eine kleine Halbinsel im Meere ist, obgleich es nur wenige Meilen von Wangeroog liegt, so haben es doch die dahin verpflanzten Wangerooger daselbst nicht aushalten können. Manche sind dem Heimweh und Krankheiten erlegen. Manche haben auf alle Weise getrachtet, nach ihrer alten in Auflösung begriffenen sandigen Insel zurückzukommen. Und namentlich sind von den Frauen und Mädchen nur wenige in der Fremde munter und am Leben geblieben. (So berichteten mir wenigstens die Norderneyer).

Als wir zum Dorfe hinaus waren, seine Gärten und niedrigen Gebüsche und alle die darin spazirenden Badegäste hinter uns hatten und in die Dünen eintraten, führte mich mein Kluin zunächst zu einigen derjenigen eigenthümlichen Dünengebilde, welche sie hier auf der Insel „Dobben“ nennen. Und gleich diese Dobben erschienen mir als ein Stückchen Dünen-Aesthetik, das weder die Maler noch die Dichter vernachlässigen sollten. Es sind darunter nämlich die natürlichen und

uralten Dünenbrunnen, die einzigen Brunnen, welche die quellenlose Insel besitzt, zu verstehen. Ich sage die „uralten“, denn schon der Römer Plinius, der einst vor 2000 Jahren diese Gegenden besuchte, spricht von ihnen, und sagt, daß die Anwohner der Nordseeküste, die alten germanischen Chauken, kein anderes Trinkwasser hätten, als was sie vom Himmel in Gruben im Sande auffingen. Es sind kesselförmige Aushöhlungen, die der Wind in den Dünen ausgebohrt hat. Solche vom Winde bewirkte Sandlöcher giebt es zwar viele in den Dünen. Aber nur einige sind zur Ansammlung des Himmelswassers geeignet. Dazu müssen sie recht tief, etwas geräumig, und von allen Seiten geschützt sein. Auch müssen sie ziemlich hohe Sandwände umher haben, damit aus ihnen eine hinreichende Wassermenge in der Nische zusammensickern könne. Die wenigen zu Wasserbehältern richtig gestalteten Dobben sind daher alle bei den Insulanern bekannt und zu ihren Eingängen führen kleine Fußpfade, welche die wasserschleppenden Mädchen allmählig ausgetreten haben. Manche Dobben sind recht versteckt, recht gemüthlich, so traulich geschützt und verschanzt, wie die Felsen-Grotten in Italien. Man rastet dort gern ein wenig am Rande des mit Wasser gefüllten Bassins, und die jungen Insulanerinnen, welche täglich dahin kommen, benutzen sie wohl zu ihren Plaudereien und zu ihren Rendezvous, wie die Töchter der Beduinen ihre Brunnenplätze in den Wüsten.

Obwohl, wie gesagt, selten solche regelmäßig gestaltete und grottenartige Wasserkeller daraus werden,

so sind doch auch sonst die Spiele, die der Wind mit dem Sande treibt und die Figuren und Formen, die er dabei zu Stande bringt, sehr interessant. Durch das Dünen-Labyrinth der Insel weiterschreitend, findet man auf die mannigfaltigste und verschiedenartigste Weise gestaltete Höhlen, Sandthäler, sandige Abhänge und Bergkuppen.

Gewöhnlich besteht das ganze Labyrinth aus doppelten oder dreifachen Reihen von Hügeln, die parallel neben einander her oder auch quer durch einander hin laufen. Zwischen ihnen bleiben mehr oder weniger große Vertiefungen, manchmal längliche Thäler, dann wieder breite muldenförmige Kessel. Ueberall hat der Wind vom Meere her tausend kleine Queerthäler und Einschnitte zu Stande gebracht und so die ganze Sandmasse in eine zahllose Menge kleiner Gipfel zerlegt. Hie und da hat er diesen Gipfeln Zeit gelassen sich zu begrasen und dadurch zu befestigen, und dann sehen sie wie andere ehrbare Berge aus. Viel häufiger aber hat er muthwillig sein eigenes Werk wieder angepackt und zu zerstören begonnen, hat sich in die Spitzen der Dünen eingebohrt und diese, indem er den Sand zu beiden Seiten aufwarf, ausgehöhlt.

Diese angebohrten Dünen sehen dann aus wie aufgeklopfte Nüsse oder aufgebrochene Krater. Die Seiten und die hohen Ränder des Kraters sind mit Gestrüppen und schwankenden Gräsern besetzt. In der tiefen Mitte aber, wo der Luftzug im Sande wirbelt, wächst nichts. Solche kraterartige Dünen sind besonders häufig.

Die breiten muldenförmigen Thäler nennen die Insulaner „Dellen“ (Engl. dales). Sie laufen der Länge der Insel nach parallel mit den Hügelketten der Dünen. Von ihnen verschieden sind die sogenannten „Leegten“. Dies sind Thäler, die queer durch die Breite der Insel setzen und die, indem sie die Dünen durchschneiden, am Meeresstrande ausmünden.

Die Dellen oder Binnenthäler sind oft ganz anmuthig, zuweilen mit einem ziemlich dichten Teppiche von Blumen und Kräutern geschmückt, recht abgeschlossen, einsam und ringsumher geschützt vor den wilden Stürmen und Wogen, die man draußen hinter dem Hauptdünenwalle immer wirthschaften hört. Die kleinen Stauden, welche in ihrem Sande sich nähren, haben alle ein auffallend mattes, etwas bläuliches Grün. Das helle saftige Grasgrün unserer Wiesen fehlt in den Dünen. Auch zeichnen sich fast alle diese Sandpflanzen in ihren Verzweigungen und ihren Blüthen mehr durch Zierlichkeit, als durch eine in die Augen fallende Farbenpracht aus. Sieht man sie aber näher hin, so hat man seine Freude daran, wie am Sande selbst, wenn man ihn unter das Mikroskop bringt.

Manche dieser Pflanzen sind so niedlich, daß sogar die Kluins und die anderen derben Insulaner, die sonst nur für Fischfang und Schiffbruch ein Auge besitzen, sie beachtet haben, sie zu pflücken und in ihre Häuser zu schleppen pflegen. Dies thun sie besonders mit denen, die, auch vom Boden getrennt, ihre natürliche Gestalt und ihre Figur noch länger bewahren.

Die Hippophaë rhamnoides (den Sanddorn oder Meerkreuzdorn) hängen sie in ihren Stuben auf, um den ganzen Winter über mit seinen zahlreichen traubenartigen und hochgerötheten Beeren Parade zu machen. Und dieselbe Ehre thun sie einer gewissen Distelgattung an, die auf dem Sande eine ungemein phantastische und gefällige Verästelung ihrer feinen Zweiglein zu Stande bringt.

Manche Pflanzen scheinen sich ihre eigenen kleinen Dellen ausgesucht zu haben. So findet man in dem einen Thale wohl die zierliche Parnassia palustris in zahlreichen Exemplaren und jede mit einer Fülle von Blüthen prangend, während die schöne Pyrola rotundifolia ein anderes Thälchen mit ihrem Aroma erfüllt. Manche Sandabhänge sind mit dreifarbigen Stiefmütterchen getiegert. Hier ist die Pimpinell-Rose oder das Haiden-Röslein (Rosa pimpinellifolia) zahlreich, dort die Zwergweide. Hie und da ranken die gewundenen purpurrothen Zweige des Brombeerstrauchs auf dem kahlen Boden hin und „sonnen sich", wie ein Dünenschilderer gesagt hat, „auf dem Sande, wie Schlangen".

Im Ganzen findet man in den Dünen Stellvertreter der Moor-, Haide-, Marsch-, Geest- und Salzboden-Flora zusammengedrängt. Manche dieser Gewächse gedeihen in dem Sande vorzugsweise gut, wie es ja auch auf dem Festlande die märkischen Rüben und andere Gemüse thun und wie denn auch überhaupt der Sand alles das Wenige, was er sparsam und mühselig hervorbringt, häufig von besonders

guter Qualität erzeugt. Sein Getraide ist zwar dürftig, aber die Körner ausgezeichnet nahrhaft und mehlreich. Auch behauptet man, daß die wenigen Kühe, die er zu nähren vermag, süßere Milch und die Schaafe feinere Wolle, so wie die Weinstöcke auf dem Sande besseren Wein geben. Einige Gewächse sind den Düneninseln ganz eigenthümlich und man sucht sie vergebens auf dem Festlande.

Doch wagte es keine aller der genannten Pflanzen über den ihre Thäler vom Meere trennenden Dünendamm hinüber zu steigen und auf die windige Außenseite desselben den Fuß zu setzen. Man findet sie alle nur auf der Südseite dieses Walls, wo sie sich im Lichte der Mittagssonne baden. Die rauhe gegen den Ocean gekehrte Front der Dünen beherrscht, neben einigen andern dickleibigen Halophyten (Salzpflanzen), vorzugsweise der sogenannte „Helm“ oder Sandhafer, eine mit rauhen, stachlichten, langen und lanzenartigen Blättern versehene Pflanze, die den Winden, der Salzluft und den Wogen zu trotzen vermag und welche in dem noch von der See feuchtem Sande der Dünen so eigentlich recht lebt und webt, — mit ihm emporwächst, — den Damm schützt und befestigt. Dieser berühmte Helm (bei den Botanikern Arundo Arenaria geheißen) hat, wie ein Botaniker treffend gesagt hat, „etwas Ritterliches“. Er steht überall auf der äußeren Kante der Dünen auf Wachtposten und hat mit seinen 20 bis 30 Ellen weit im Sande fortlaufenden Wurzeln die Dünen gepackt und sie in ein schützendes Netz von zähen Fäden eingesponnen.

Er ist gleichsam der Schäferhund der in den Dellen weidenden Florakinder, und es ist, als wenn die Natur ihn mit allen dazu nöthigen Qualitäten expreß ausgestattet hätte.

Viel ärmer als die Flora ist die Fauna unserer kleinen Düneninsel. Vögel kommen freilich zuweilen in Menge besuchsweise vom „festen Wall“ herüber. Auch bringt der Südwind von dort mitunter Schaaren von Libellen, Mücken und anderen Insekten herbei. Auch sind natürlich die Möven und andere Seevögel auf ihnen besonders häufig. Aber viele auf dem „festen Wall“ ganz gemeine Thiere, z. B. unter den Vierfüßern der Hase, der Fuchs sind hier gar nicht zu finden. Ja sogar die Frösche sollen auf mancher der Düneninseln noch fehlen, und auf denen, wo sie sich finden, erst jüngst herbeigekommen sein. Eben so giebt es viele Insekten und Schmetterlinge, die auf den Inseln nie erscheinen.

Das einzige vierfüßige Geschöpf, daß in der That ein wenig zur angenehmen Belebung dieser einsamen „Dellen“ beiträgt, sind die Kaninchen oder wie die Insulaner sie nennen, die „Knienen“. Ueberall an den sandigen Abhängen und Klüften sieht man die breiten und weiten sorgfältig ausgehöhlten Eingänge zu den Klausen dieser ächten Sandthiere, und zuweilen hat man das Glück ein Pärchen mit seiner gewöhnlich sehr zahlreichen Familie, — Alle, Aeltern wie Kinder, in röthlich brauner Uniform — wo nicht bei ihren heiteren Spielen zu ertappen, doch so eben scheu, eines

hinter dem andern, in ihre Verstecke hineinschlüpfen zu sehen.

Jüngst hat sich zu diesen alten Dünenbewohnern auf Norderney noch ein ganz ungebetener Gast gesellt, nämlich die Ratte, von der diese Insel bisher noch frei war. Kluin und Genossen behaupten, sie seien „aus einem Franzosen“ d. h. aus dem Wracke eines französischen Schiffes, welches hier strandete, herausgelaufen. Sie haben angefangen zum Schreck der Inselanwohner sich ziemlich schnell in den Dünen zu vermehren, und diese unternehmen jetzt jährlich im Herbst mit Flinten und Hunden einen Feldzug gegen diese unwillkommenen Fremdlinge, um ihnen wieder die Wege zu weisen.

Halb und halb kann man auch noch die Schaafe oder doch wenigstens die „Lammer“ (die diesjährigen Schaafe) zu der gewöhnlichen lebendigen Staffage dieser Inselthäler zahlen. Denn sie bleiben den ganzen Sommer über in den Dünen und führen daselbst ein halbwildes Leben, bis man sie gegen den Winter wieder einfängt. Zuweilen fanden wir in einem ganz entlegenen und einsamen Bergkessel zwei oder drei dieser Thiere, die da ganz sich selbst überlassen friedlich unter ihren Zwergweiden und Pimpinell-Rosen weideten, dann aber scheu wie Rehe aufschauten und mit Entsetzen vor uns die Flucht ergriffen. Nur die alten milchgebenden Schaafe werden von den Hirten bewacht, täglich auf ihre spärliche Dünenweide hinausgeführt und des Abends heimgetrieben. Jede Insulaner-Familie hat deren höchstens eines oder zwei, die ihnen

des Abends das knappe Portiönchen Milch, das sie zu ihrem alltäglichen Getränk, dem Thee, gebrauchen, herbeibringen. Selbst in der Finsterniß der stürmischen Herbstnächte findet jedes Schaaf sich sein Haus und seinen Stall im Dorfe heraus und kündigt der beim Theekessel harrenden Familie durch ein sanftes und bittendes Blöcken, oder wie sie hier sagen „Blären" seine willkommene Ankunft an.

Ungefähr in der Mitte des Dünen-Labyrinths kamen wir zu einer jener sogenannten „Leegten" (oder Querthäler), die ein ganz eigenthümliches Terrain-Phaenomen der Dünen bilden. Es war ein lang gezogener ziemlich breiter Riß der sich vom Meere aus tief in die Dünenmasse hineingefressen hatte, und sich wohl eine halbe englische Meile weit ins Innere erstreckte. Der Anblick solcher Leegten ist nichts weniger als reizlos und hat sogar wie fast alles Eigenthümliche seine malerische Seite. Sie haben einen vollkommenen glatten und platten Boden, auf dessen compakten Sande man so leicht dahin schreitet, wie auf einer fest angeschlagenen Lehmtenne. Daher auch ihr Name „Leegte" der vom Plattdeutschen „leeg" (niedrig flach) abgeleitet ist. Diese Bodenplatte, die bei der Thalmündung wohl ein Paar hundert Schritt breit ist, nach dem Innern der Insel aber schmäler wird, steht in einem recht interessanten Contraste zu dem chaotischen und zerrissenen Sandgehügel zu beiden Seiten. Jetzt war das Thal vollkommen trocken und gangbar. Zuweilen aber ist es mit Wasser gefüllt wie ein See, in welchem sich alle Sandkörner voll-

kommen eben und horizontal nach dem Gesetze der Schwere deponiren. Nach dem Meer zu entwickelt sich „die Leegte“ bedeutend und durchbricht hier die vorderste Dünenkette, mit einem breiten Thore, das von der hohen See her, sogar aus großer Ferne, sichtbar ist. Die Insulaner nennen eine solche Oeffnung in der Dünenkette ein „Schlopp“, vermuthlich von „schlopen“ = ausschleifen oder abbrechen.*) Für diese „Schlopps“ (Schlupfe) haben sie auf ihren Inseln auch gewöhnlich eigene Namen. So hieß z. B. das bei unserer Leegte „dat Spanjes-Schlopp“ (des Spaniers Schlupf). Ein spanischer Dreimaster, der hier einst, indem er das Dünenthor für eine Durchfahrt oder einen Hafen nahm, auf den Sand lief, und dessen Mannschaft längere Zeit in dem Thale („der Leegte“) campirte und die Schiffsgüter barg, gab Veranlassung zu dieser Benennung. Wahrscheinlich hat die ganze Zerlegung der Dünenkette in Inseln mit solchen „Leegten“ begonnen, und vermuthlich waren die jetzigen tiefen Meeresarme, oder sogenannten „Dieps“ oder „Gats“, welche die Inseln von einander trennen, in alten Zeiten solche sandige Dünen-Querthäler. Wahrscheinlich werden die jetzigen Leegten im Laufe der Zeiten noch zu ferneren Zerstückelungen der Inseln führen, und sind alle auf dem Wege, zu Meeresarmen umgestaltet zu werden.

Jenseits unserer so regelmäßig gestalteten Leegte

*) z. B. „ein Schiff schlopen“, d. h. „ein Schiff aus einander nehmen.“

begann wiederum die wilde Dünenwirthschaft. Doch waren sie hier schon viel kahler; die rauhen und struppichten Pflanzenbündel noch seltener. Man kann jede Maus, die in diesen blaßgelben Sandbergen haust, auf hundert Schritt erkennen. „Ja“, sagte Kluin zu mir, jedes Mäuschen mag man spüren. Aber einen von uns Insulanern kann man doch nicht finden, wenn er sich nicht finden lassen will. Wir kennen die Landesgelegenheit noch besser wie die Mäuse.“ Er erzählte mir dann, wie er ein Mal gegen einen Grafen S. aus Schlesien, und gegen einen Fürsten M. aus Rußland, die als Badegäste auf der Insel gewesen wären, dieselbe Behauptung geäußert habe, und wie diese beiden Herren, da sie den Kopf dazu geschüttelt, mit ihm darüber eine Wette entrirt hätten. Sie wären mit ihm in die Dünen hinausgeritten, hätten von einer in ihm selbst bestimmten Dünengegend angehalten und ihm dann die Freiheit gegeben. Er hätte sich nur 5 Minuten Zeit erbeten. Nach dieser Frist sollten die Herren ihm folgen dürfen und dann nicht wieder auffinden können.

Wie verabredet so geschah es. Nachdem Kluin 5 Minuten lang unterwegs war, setzten die Herren mit ihren Dienern aus. Sie folgten den Fußstapfen des Flüchtlings, die anfänglich deutlich genug im Sande zu erkennen waren, die sie aber nach einiger Zeit verloren, wieder fanden und wieder verloren, und die sie endlich zu suchen müde wurden. Nach einer Stunde gaben sie die Jagd auf, riefen den Insulaner und dieser trat alsbald hervor, indem er

seinen Herren erzählte, was sie bei dieser Ecke, was bei jener gesprochen und gethan hätten, und so bewies, daß er sie beständig im Auge gehabt, ohne daß sie ihn hatten gewahren können. Er war so geschickt von einem vereinzelten Grashaufen auf den andern gesprungen und hatte zuweilen auch so auf gewisse kleine Stellen, wo der Sand sehr fest ist und keinen Eindruck des Fußes annimmt, benutzt, daß dadurch seine Spur gänzlich verwischt und verloren gegangen war. Dann hatte er hie und da hinter einem kleinen Schilfgestrüpp so stille und unkenntlich in seiner hellgrauen Jacke wie ein Kaninchen gekauert oder sich hinter einer Sandwehe so knapp und regungslos zusammengedrückt, daß ihn niemand vom Sande unterscheiden konnte, er dagegen seine Jäger überall umgab und belauschte, die so den Preis bezahlen mußten.

„Wenn von uns Eingeborenen einer in den Dünen sich verstecken will", setzte Kluin hinzu, „so soll kein Gensdarm vom festen Wall ihn finden, er müsse denn Hunde mit sich haben." Man sieht, diese Eingeborenen sind wie die Kaninchen wahre Sandhasen.

Gegen das Ende der Dünenketten in den sogenannten „Weißen Dünen" werden aber doch die Hügel zuletzt so gänzlich kahl, daß sie, glaube ich, sogar die Versteckkunst eines Insulaners bankerott machen müßten. Die sogenannten „weißen Dünen" sind die schönsten Sandberge, die man sehen kann. Es sind langgestreckte Rücken und Kuppeln, auf denen auch nicht ein einziges Gräschen wächst. Sie sind wohl eine Viertelstunde

lang, und gleichen den schönen reinen Schneefeldern, mit denen man wohl die Alpenrücken bedeckt findet. Es ist bewundernswürdig, wie der Wind diese Gipfel soregelmäßig wie Buonarotti seine Dome abgerundet hat. Und es bleibt unerklärlich, wie er auf dieser Stelle so völlig runde Kuppeln bildete und conservirte, während er an andern Stellen, nach Dem, was ich sagte, gerade die existirenden Gipfel zerstörte und kraterartig aushöhlte. Auch ist es mir unbegreiflich, wie und warum keinerlei Gesäme, das doch so leicht von den andern benachbarten Dünen hergeführt werden konnte, hier wurzeln wollte. Die Insulaner behaupten aber, daß es hier schon seit ihrer Vorväter Zeiten so gewesen sei, und daß seit unvordenklichen Jahren, diese Dünen „die weißen Dünen“ geheißen hätten.

Ueberhaupt beweis't der Umstand, daß die Landeskinder auch für einzelne Dünengipfel bestimmte, feste und bleibende Eigennamen adoptirt haben, wie ausdauernd und constant doch auch die Hauptformen bei diesen bloß aus losem Sande bestehenden Hügeln, welche Wind und Wellen scheinbar so leicht verändern, hin- und herwerfen und so launenhaft wie die Wolken und Wellen gestalten und auflösen können, sein müssen. Mein Begleiter bezeichnete mir in dem Dünen-Labyrinthe, das uns umgab, und das wir vom Gipfel der weißen Dünen überblickten, mehre markirte Spitzen und nannte mir ihre beim Volke gangbare Benennungen. Eine hieß z. B. „Litjeste Kopp“ (der kleinste Kopf), eine andere „Whithelms Kopp“ (der weiße Helm-Kopf). Der Hauptgipfel der weißen Dünen

heißt „de Dickwittdüne“ (die dicke weiße Düne). Eine Partie Dünen im Süden heißen „Grode Dünen“ im Munde der Leute gewöhnlich verkürzt zu „Groo-Dünen“, was nicht etwa mit große Dünen zu übersetzen, sondern als „Grüne“ oder „Grünland-Dünen“ zu deuten ist. „Grode“ (zusammenhängend mit dem Englischen „grow“ = wachsen) nennen die Ostfriesen grünes mit Gras bestandenes Neuland. Die besagten „Groo-Dünen“ mögen diesen Namen im Gegensatz zu den „weißen“ Dünen empfangen haben, weil sie im Vergleich mit diesen, die völlig kahl sind, in Folge ihres spärlichen Pflanzenwachsthums einen etwas grünlichen Schimmer auf der Oberfläche zeigen. Auch die Thäler oder Dellen in den Dünen haben wohl ihre eigenen festen Namen, z. B. „die Kiebitz-Delle“. Dieß Alles, sage ich, beweist, daß doch auch bei den Dünen Bestand im Wandel ist.

Die weißen Dünen auf Norderney haben ihre ganz eigenthümlichen Naturreize. Ihre Umrisse sind so äußerst hübsch und zart abgerundet, lauter ganz gemach anschwellende und äußerst allmählig in einander verschmelzende Halbkugeln, Kuppeln und Wellenlinien. Weil fast beständig, selbst bei heiterm Wetter, ein leiser Luftzug über sie wegstreicht, der den lockern Sand etwas aufhebt und dicht am Boden forttreibt, so erscheinen ihre Kuppeln fast immer in einen feinen Staub eingehüllt, der sie wie ein zarter Dunstschleier umgiebt und die Linien noch mehr verschwimmen läßt. Man glaubt gleichsam hohe Anhäufungen von weißen, weichen Eiderdaunen vor sich zu haben, und wundert

sich fast, wenn man auftritt, festen Boden unter dem Fuße zu finden. Wahrscheinlich haben auch die Eiderdaunen und die Sanddünen von demselben Wurzelworte ihren Namen, nämlich von „dühnen“ oder „dinen“ d. h. „sich aufblähen“, „sich dehnen“, „aufgedunsen sein“, woher auch der wolkige „Dunst“ abgeleitet ist. Wie der Dunst aus Nebeltheilchen so häufen sich die Dünen aus Sandpartikelchen auf. Man mag hiebei nebenher den Geist der Sprache bewundern, der diese in der Natur zusammengehörigen Dinge: „Daunen“, „Dunst“, „Dünen“, auch im Lexikon zu einander stellte.

Wenn man die Oberfläche dieser weißen Dünenrücken näher betrachtet, so erscheinen sie auch im Detail wieder ungemein zierlich gestaltet. Der Wind hat äußerst feine Zeichnungen hineingebildet, lauter kleine bunt geformte Sandrillen und Runzeln, die alle nach einem gewissen System geordnet zu sein scheinen und in allerlei parallelen, geschlängelten und dann sich wieder kreuzenden Linien bunt durch einander spielen und in einander übergehen, als wenn der ganze Berg guillochirt wäre. Man scheut sich fast, mit den plumpen Stiefeln zuzutreten, und diese unterhaltenden Zeichnungen zu zerstören. Ueberhaupt guillochirt und skizzirt hier im Sande Alles, was sich darin bewegt. Auch jede Welle am Strande entwirft beständig mit krausen Umrissen ihre eigene Silhouette oder ihr Portrait. Auch die großen hohen gebogenen Grashalme des „Helms“ werden eifrige Zeichenmeister in den Dünen. Alle einsam stehenden Halme be-

schreiben mit ihren herabhangenden Spitzen, indem sie sich um ihre Wurzeln schwingen zierliche äußerst genau abgezirkelte Kreise auf dem Sande, große und kleine je nach der Länge des zeichnenden Halmstifts. Dabei knistern ihre klapperdürren Blätter und Binsen beständig. Auch klirren die kleinen wandernden Sandkörner an einander und bewirken ein leises raschelndes Geräusch, so daß „ein ewiges Gezirpe, Gewimmer und Geflüster durch die öden Dünen zu streichen scheint".

Im Osten fallen die weißen Dünen mit einem ganz schroffen Abhange gegen das niedrige Ende der Insel ab, und das Sandgebirge hört hier sehr plötzlich auf. Es ist als wäre hier ein Sandkatarakt. Die steilen Sandwände bilden zuletzt einen weiten Busen, indem sie sich in einem ziemlich regelmäßigen Bogen um eine ganz flache Arena herumziehen. Die Stürme haben mit mächtigen Blasebälgen eingegriffen und eine Art sehr geräumigen Amphitheaters zu Stande gebracht. Man glaubt sicher, es müßten da unten auf dem abgezirkelten Blachfelde große Schauspiele aufgeführt werden und die Zuschauer müßten an den Abhängen herum sitzen. Aber es ist nichts als leblose Sandöde und der Eindruck, den man von solchen Naturspielen in den Dünen, von solchen Sand-Amphitheatern empfängt, ist derselbe wie der von den Ruinen einer ehemals lebenreichen Stadt in der Wüste.

Die völlig hügellose Westhälfte der Insel, die gleich bei diesem das Dünen-Labyrinth abschließenden Katarakte und Amphitheater folgt, trägt bei den Eingeborenen den Namen: „Wichter-Ee",

was im friesischen Landes-Dialekte soviel als „die Mädcheninsel“ heißt.

Dies langgestreckte „Wichter-Ee“, auf dem wie gesagt, keine Hütte, kein Strauch und kein Baum steht, bot an dem Tage, an welchem ich es von den weißen Dünen aus beschaute, einen ganz eigenthümlichen Anblick dar.

Obgleich es ein so sonniges, stilles, wind- und wolkenloses Wetter war, lag doch eine etwas dunstige Luft über Meer und Insel und wir vermochten daher nicht — wenigstens nicht nach Osten hin — das Ganze zu übersehen. Nach Westen hin, wo die Sonne am Himmel herabstieg, war Alles helle, so auch nach der freien hohen See zu. Zu beiden Seiten des weißen Streifens erkannten wir das Meer etwa eine halbe Stunde weit. Dann wurden Land, Wasser und Himmel etwas schimmerig und das Ende des Wichter-Ees steckte ganz im Nebelschleier und schien in Luft und Wasser aufgelöst, gleichsam in den Himmel hineingewachsen. Die Insulaner kennen diese Spiele, die der Nebel mit ihren Inseln treibt, wohl und sagen dann: „das Land ist am Himmel“.

Im Winter an hellen Frosttagen gefriert der lange, breite und flache Meeresstrand von Wichter-Ee zuweilen fest wie Felsen und bildet dann eine wundervolle Rennbahn. Und die Insulaner benutzen dieselbe wohl zu ihren berühmten „Klootscheten“ *). Bei

*) „Kloot“ = Kloß oder Kugel und „scheten“ = schießen oder schieben.

diesen in ganz Friesland und Holland beliebten Kugelspielen theilen sich die Dorfbewohner in zwei Parteien, welche hölzerne Bälle vor sich her treiben und in weiten Würfen sich zu übertreffen suchen, wobei es sich dann um einen ausgesetzten Preis handelt. Im Winter nun treiben sie die Kugeln auf dem gefrorenen Sandboden stundenweit bis an den äußersten Zipfel von Wichter-Oe hinaus, wo ihre Insel und ihre kleine Welt — am Ende ist. —

Der Gipfel der hohen weißen Dünen ist gewissermaßen der Montblanc des Norderneier Sandgebirges. Bei hellem Wetter erspäht man von da aus die benachbarten Inseln und überblickt das Haf wie das Meer weit und breit. Unwillkührlich erhebt sich daher auf diesem Standpunkte auch unser geistiges Auge zu einer weiteren Umschau und zu einer Vergleichung des so eben etwas näher betrachteten Ländchens mit den sich darbietenden andern gleichartigen Ländchen in der Nähe und Ferne. Bloß um des winzigen Erdflecks Norderney willen eine so eingehende Untersuchung und Schilderung anzustellen, könnte fast als eine Verschwendung von Zeit und Kraft erscheinen.

Wir halten aber unsere Bemühung besser belohnt, wenn wir zu unserer Genugthuung gewahren, daß fast Alles, was wir in den kleinen Dünenthälern unserer Insel beobachteten, auch auf andere Gegenden paßt, und daß wir uns eigentlich nicht bloß mit einem einzigen Eilande, sondern vielmehr mit sehr weit verbreiteten Erscheinungen und Zuständen beschäftigen. —

Man hat schon häufig im Allgemeinen die Bemerkung gemacht, daß alle die Inseln, von deren Kette Norderney nur ein Glied ist, sich in Bezug auf ihre Größe, Gestalt, Naturprodukte ꝛc. in hohem Grade ähneln, ja fast in allen Zügen so sehr einander gleich sind, wie Produkte, die aus derselben Werkstatt und zu demselben Zwecke gestaltet hervorgingen, so zu sagen wie Schuhe, die über denselben Leisten geschlagen wurden.

So viel ich weiß, hat sich aber noch Niemand die Mühe gegeben, dieß durch eine angestellte Vergleichung etwas näher nachzuweisen. Und doch ist diese Sache für jeden denkenden Menschen nicht wenig interessant. Denn die Bildung und Gestalt dieser Inseln ist scheinbar aus chaotischen und stürmischen Elementen und Bewegungen, aus den wilden Meereswogen, den Winden und Fluthen hervorgegangen. Man sollte hier die unregelmäßigste und bunteste Zerreißung als Resultat erwarten, und doch ergiebt sich bei Vergleichung eine so große Uebereinstimmung, wie sie sich etwa dem Naturforscher darstellt, wenn er z. B. den Bau von Conchilien derselben Gattung untersucht, und diese Harmonie ist denn wieder ein Beweis dafür, daß auch der Prozeß *selbst* nicht so ganz chaotisch war, daß sogar in den wilden Bewegungen des Oceans ein Gesetz, eine Regel, eine Wiederkehr walten muß, die wir freilich nur in ihren Produkten oder Resultaten erkennen, ohne sie jedoch in dem Detail ihrer Ursachen nachweisen zu können.

Wenn ich hier, um den Blick und Horizont des

Besuchers von Norderney zu erweitern, jenen Versuch anstelle, so will ich dabei vorzugsweise die zunächst gelegenen Inseln Baltrum, Langeroog, Spiekeroog und Wangeroog ins Auge fassen, weiter hin aber auch die ganze zahlreiche und über 70 Meilen lange Inselkette mit in den Vergleich ziehen, welche sich von hier aus westwärts bis zur Nordspitze von Holland oder bis zum Texel, und ostwärts bis zu dem westlichsten Vorgebirge von Jütland dem sogenannten „Blaawandshuk“ (Blauwasserhaken) hinzieht.

Zuerst mag ich darauf aufmerksam machen, daß die Inseln alle fast in einem gleichen Abstande vom Festlande liegen. Dieselbe beträgt durchweg etwa 2 bis 3 Stunden. Fast überall ist das sogenannte Watt oder Haf zwischen Inseln und Festland ein langes 2 bis 3 Stunden breites vom Meer überfluthetes Thal und die Inseln und ihre Dünen lassen sich als eine Hügelkette betrachten, die sich in einem auffallenden Parallellismus mit den Umrissen des Festlandes hinzieht. Wo dieses nach Norden vordringt, da gehen auch die Dünen und Inseln nordwärts vor. Wo dieses sich nach Süden herumschwingt, da schwingt sich auch die Insel- und Hügelreihe südwärts herum.

Es mag sein, daß die ganze jetzt in viele Glieder zerlegte Kette ehemals einen ununterbrochenen Sanddamm bildete. Sie wurde aber mit der Zeit in etwa 20 bis 25 Stücke zerrissen, die mehr oder weniger alle ungefähr von demselben Umfange sind. Ueberall in fast gleichen Tempos und Abständen durchbrach das Meer ein Mal die Kette, und bildete sogenannte

Dieps oder Gats, d. h. Meerengen zwischen den entstehenden Inseln.

In der mittleren oder Ostfriesischen und Oldenburgischen Partie der Inseln, die wir, wie gesagt hier vorzugsweise im Auge haben, betragen diese Abstände fast regelmäßig 3 bis 4 Stunden und so groß und lang sind daher auch die dadurch entstandenen Sandbankstücke, auf denen die Inseln liegen. Im Westen namentlich bei den letzten holländischen Inseln waren die Tempos, in denen das Meer einbrach, etwas größer, und die dazwischen bleibenden Inseln (Terschelling, Vlieland, Texel ꝛc.) sind daher auch länger.

Die so entstehenden Abschnitte des ursprünglichen Plateaus des Landes sind größtentheils bei der Fluth von Wasser bedeckt. Nur die kleineren, mittleren und höheren Partien bleiben beständig trocken, und bilden die eigentlichen Festland-Inseln, die auf ihren breiten Sandbänken mithin daliegen, wie Gerichte auf großen Präsentirtellern. Bei allen ist jedoch dieser Präsentirteller oder diese Bank im Süden oder nach dem Lande zu viel breiter als im Norden oder nach der See zu. Hier gegen die See hin, wo die hohen Wogen des Meeres branden, ist die Bank zu einem gewöhnlich nur einige hundert Schritte breiten Strandstreifen abgeschmälert. Im Süden dagegen erstreckt sie sich weiter. Dieß trifft durchweg mit wenigen Ausnahmen bei allen Inseln zu.

Die Meerengen, „Gats“ oder „Dieps“, welche die Inseln trennen, setzen zuerst alle in mehr direkt

südlicher Richtung gegen das Festland ein und wenden sich dann mehr nach Südosten herum. Sie verästeln und verlaufen sich auf dem Watt in mehre Zweige, sogenannte „Baljen“, die wie kleine Flußsysteme aus ihren Hauptstämmen und Nebenzweigen bestehen.

Alle diese kleinen merkwürdigen Fluß- oder Baljensysteme, durch welche die Fluth zum Watte aufsteigt, und die Ebbe wieder ins Meer abfließt, sind eben so ähnlich unter einander, wie die Figuren der Bänke und Inseln, welche sie formen und abschneiden. Sie sind sämmtlich ziemlich gleich groß, sie laufen alle in der Hauptsache aus Südosten nach Nordwesten, indem sie sich um die Bänke oder Präsentirteller der Inseln herumschwingen, und man könnte auch in dem Detail ihrer Verzweigung noch manche Aehnlichkeiten nachweisen. Sie haben alle im Osten oder hart an den Westenden der Inseln tieferes Wasser, während sie sich alle westwärts oder bei den Ostenden der Nachbarinseln verflachen.

Dieselbe Richtung aus Südosten nach Nordwesten bieten auch im Großen wieder die Hauptmündungsarme oder Buchten der Ströme Weser und Elbe dar. Und dieselbe Richtung findet man auch in den Haupt-Axen der großen Meerbusen des Dollart, der Zuydersee, der Jade und anderer vom Meer hier eingerissener Busen. Die angegebene Richtung aller dieser Gewässer stimmt mit der Richtung des heftigsten und hauptsächlichsten Windes der Nordsee, welcher aus Nordwesten nach Südosten bläst, so wie auch zum Theil wenigstens mit der Richtung der Fluth, die aus Westen

an der Küste heransteigt, überein. Die Configuration und Gestaltung aller Objekte an der Küste, ihrer Meerbusen, Flußmunde, Baljen, Inseln und Bänke scheint daher das Resultat dieses seit den urältesten Zeiten hier dominirenden Windes und jener hier vorherrschenden Meeresströmung zu sein.

Soviel von der Umgebung der Inseln. Vergleichen wir diese nun selbst weiter unter einander, so zeigt sich fast bei allen, wie bei Norderney, ein mit Dünen erfülltes höher gehobenes Westende, und ein flaches bloß ein wenig über der Fluth erhabenes Ostende. Bei Spiekeroog, bei Wangeroog, bei Baltrum überall ist die ganze Osthälfte der Insel ohne Dünen und eben, ein ganz wüstes sandiges flaches Anhängsel wie das bei Norderney beschriebene Wichter-Ee. Meistens ist dieses flache Ostende zugleich etwas breiter, so daß es aussieht, als seien die Dünen hier durch Sandwehen ausgebreitet. Die Inseln bäumen sich gleichsam mit ihrem gehobenen Dünenhaupte gegen Westen auf, und der Westwind streut sie gegen Osten in einer langen Sandwehe auseinander.

Bei allen ist die Nordwestspitze der vorzugsweise angegriffene Punkt. Hier packt sie der heftige Nordwest und rollt sie gleichsam von da her auf. Sie mögen Tüchern oder Teppichstücken verglichen werden, die der Wind auf der exponirten Seite kräuselt und in Unordnung brachte, während sie an den geschützten Enden schlicht blieben. Wie auf Norderney hat man daher auch auf den übrigen Inseln hauptsächlich die

Befestigung des Westendes durch Kunst, durch Anlage von sogenannten „Flaken“ (oder aus Zweigen geflochtenen Zäunen oder Mauern, an denen der Sand sich aufhäuft,) und, mit Strohgeflechten, mit Anpflanzungen von Bäumen, Büschen und Rasenbildung nachzuhelfen getrachtet. Namentlich sind die holländischen Dünen-Inseln überall an ihren Nordwestenden, mit Steinbastionen und Dämmen gegen die Wuth des Meeres und des Nordwestwindes gewappnet, wie ein Pferdehufen mit Eisen.

Die Dünen aller Inseln bieten durchweg so ziemlich dieselbe Physiognomie dar, die ich so eben bei denen von Norderney zu zeichnen versuchte. Ueberall sind es zwei- oder dreifache Reihen von Sandbergen. Ueberall sind sie vom Winde so kraterartig zerwühlt wie die von Norderney. Ueberall aber findet man auch die schönen, hohen, gefällig abgerundeten Sandkuppeln wieder. Fast auf jeder Insel giebt es einen hohen Dünen-Montblanc, der auch fast auf jeder wie auf Norderney „de Witte Düne“ (die Weiße Düne) genannt wird. Auch hat fast jede Insel eines oder mehrere solcher langgestreckter sonderbarer Sandthäler, oder sogenannter Leegten und Schlopps, wie ich deren bei unseren Norderney geschildert habe. Langeroog z. B. hat drei oder vier solcher Einschnitte, die der Regen und die Fluthen noch immer mehr ausweiten, und die sich vermuthlich dereinst mal ganz zu Dieps oder Meerengen umgestalten werden, wodurch dann die lange Insel mit der Zeit in eben so viele kleine Stücke zerfallen wird.

Auch die Vegetation und Fauna der Inseldünen ist von Blaawandshuk in Jütland bis zum Helder in Holland so ziemlich dieselbe. Ueberall die rauhen struppigten Halmgewächse auf den vom Winde gepeitschten Gipfeln, das blasse Colorit der Pflanzen, und die bläuliche Farbe und dicken Blätter der Halophyten. Ueberall aber auch in den Thälern oder „Dellen“ die wegen ihrer Zierlichkeit bewunderten Kinder der Flora, die hübschen Parnassias, die schönen und aromatischen Pyrolas, die Zwergweiden und die Pimpernell-Rosen. Ja diese Dünensandflora geht wie die Dünen selbst längs der ganzen Küste von Holland und Belgien bis nach Frankreich hin, wo zuletzt freilich aber die Dünenkette noch auf dem Festlande selber steht und keine Inseln mehr bildet. Fast eben so weit haben sich auch die kleinen Sandthiere, die Kaninchen, verbreitet, die wie auf den deutschen so auch auf den holländischen Nordsee-Inseln noch jetzt ihre Höhlen bauen, obgleich die holländische Regierung schon vor 200 Jahren, weil sie den Dünenwall unterminiren, ihre Vertilgung beschloß und strenge Maßregeln gegen sie ergriff.

Endlich ist auch der geologische Bau der Inseln überall derselbe. Die dünne Schicht von halbverkohlten Gräsern und Schilfen der sogenannten „Darg“ findet sich wie auf Norderney so auch in dem Körper aller übrigen Inseln unter dem aufgeschütteten Sande wieder, und eben so die vergrabenen Ablagerungen von fettem Kleiboden, die durch Aufschlickung wie in unsern Marschen entstanden sind, und die, weil sie

sich nur in ruhigem Wasser bilden konnten, zu beweisen scheinen, daß alle diese Inseln einst mit dem Festlande zusammenhingen und nur halbzerstörte und mit Sand bedeckte Stücke weit verbreiteter Marsch- und Wiesenstriche sind.

Wie man nun in ähnlich gebauten und auf dieselbe Weise eingerichteten Muschelschaalen oder Conchilien den Hausherrn, (die Schnecke) immer an derselben Stelle angeheftet findet, so entdeckt man denn natürlich auch bei diesen so gleich gestalteten Inseln immer die Bevölkerung in derselben Gegend versammelt und concentrirt.

Da die Dünen den Hauptschutz gegen die See und alle Bedingungen zur Ansiedlung und zum Anbau gewähren, so sind daher auch die meistens dünenlosen und flachen Osthälften der Inseln gewöhnlich wüste und ohne Spur der Bebauung. Die wenig zahlreiche Menschheit, welche sie zu tragen und zu ernähren vermögen, hat sich fast überall hinter und in den Dünen in der Westhälfte der Inseln zurückgezogen und zwar immer auf die Südseiten dieser Westhälften, wo die kleinen Schiffsflotten ruhig vor Anker liegen können, und wo auch für die Kirchen und für die Wohnungen am stilleren Haf weniger gefährdete Baustellen gefunden werden konnten. Weil die Insulaner zugleich der Meerenge, die schnell aufs hohe Meer hinausführt, so nahe als möglich zu sein wünschen, so findet man das Hauptdorf jeder Insel daher meistens dem äußersten Westende ziemlich nahe, wo wie ich sagte die Dieps oder Watts tiefer

und fahrbarer sind. Wie die Bauplätze der Dörfer, so gleichen sich auch auf allen Inseln die übrigen Einrichtungen der Bewohner, ihre Beschäftigungen, ihre ganze Haus- und Ackerwirthschaft. Auf den meisten Inseln sind die Schaafe das Hauptstallvieh, wie Kaninchen das vornehmste Wild. — Ueberall auch findet man die kleinen buschartigen von heftigen Seewinden niedergehaltenen Wäldchen und Gärtchen wieder. Und deßgleichen sind die „Dobben“ oder Wassercisternen statt der Brunnen und Quellen allgemein. — Endlich ist es auch derselbe gesunde, derbe, feste friesische Menschenschlag, der sich vom Texel in Holland an bis zu den Domänen des nordischen Königs von Dänemark über die ganze Inselkette verbreitet und überall in der Hauptsache seine alte Sitte gewahrt hat.

Es versteht sich von selbst, daß bei aller dieser Uniformität in den allgemeinen Zügen und sogar zuweilen im Detail doch wieder überall kleine Abweichungen und Besonderheiten erscheinen. Und wollte man sie, was hier unmöglich ist, bezeichnen, so könnte man danach fast jeder Insel wieder je nach den Bedingungen ihrer Zustände und ihrer Lage oder Weltstellung einen besondern Charakter vindiciren und sie als ein eigenes eigenthümliches Ländchen für sich darstellen. — Einige treten in Folge ihrer Nähe bei bedeutenden Strommündungen und Handelsstraßen als besonders wichtig in der Geschichte hervor. So z. B. Borkum an der Ems, — Texel beim Helder, — Helgoland an der Weser- und Elbemündung. (Dieß Helgoland

ist ein ganz apartes von allen übrigen völlig verschieden gebildetes Ländchen.) Bei einigen Inseln ist das Anhängsel von fruchtbarem Boden größer als gewöhnlich und daher Ackerbau und Viehzucht bedeutender, so z. B. bei mehren der holländischen Inseln, auch bei Neuwerk und bei Föhr und andern an der deutschen Küste. Einige bestehen fast bloß aus ganz kümmerlichem Sandboden, wie z. B. das ärmliche Jüst. Einige kleinere Inseln sind berühmt als Brütplätze der Seevögel. So z. B. Rottum bei der Ems, Norderoog an der Küste von Schleswig. Es ist begreiflich, daß danach der Charakter und der Unternehmungsgeist der Insulaner und ihre Beschäftigungen und Gewerbe wieder vielfach modificirt werden. Die einen sind weit mehr Schaafs- und Viehzüchter als die andern. Einige sind in der Hauptsache Fischer und vorzugsweise Schellfischfänger, oder Austernfänger. Andere haben sich besonders dem Wallfischfange im Norden gewidmet. Wieder andere vernachlässigen den Fischfang, und treiben dagegen mehr Handel und Schiffahrt. Andere wie z, B. die Bewohner der sogenannten „Halligen“ kleben ganz unternehmungslos an den Trümmern ihrer Inseln, wie Schiffbrüchige an ihren Wraks. Auch war dies Alles zu verschiedenen Zeiten je nach dem Wechsel der Umstände etwas verschieden. Untersucht man die Sache durchs Mikroskop, so findet man am Ende in Wesen, Sitte, Sprache, Kleidung wieder so viel Besonderes, daß ein Kundiger sogleich zu sagen weiß, von welcher Insel der Gast komme. — Alle Inseln gehen leider,

wie es scheint einem unabwendbaren Untergange entgegen. Manche, die früher noch ihr helles „Auge“ *) offen hatten und als bewohnte und bekannte Ländchen existirten, haben ihr Auge längst geschlossen.

Der Ocean fegte ihnen die Aecker und Häuser vom Rücken und sie stehn nur noch als dem Schiffer gefährliche Untiefen, „Platten“ und „Kliffs“ auf den Landkarten, wo sie noch mit ihren alten Inselnamen figuriren. So das ehemalige „Band“, bei Norderney, das jetzt nur noch ein Leichnam von Insel, eine nackte sandige Plate ist. So die sogenannte „Alte Mellum“ bei der Weser, auf der man die Reste und Fundamente eines ehemaligen Schlosses findet. So das berüchtigte „Hooge Riff“ bei dem Emsmündung, auf dessen Rücken ein Forscher bei der Ebbezeit Reste von Wohnungen, ausgemauerte Brunnen und sogar Spuren von Ackerfurchen entdeckt hat. Und so viele andere. Auch die jetzt noch bestehenden Inseln scheinen mehr und mehr im Meere zu zerschmelzen und zu vergehen. Auf manchen findet man bloß noch einige traurige Ruinen des alten jetzt fast völlig niedergewehten Dünenschutzes. Auf einer (Wangeroog) scheinen es Wind und Wellen gerade zu unserer Zeit besonders abgesehen zu haben, und die Klagen von diesem bedauernswerthen bei jedem Nordweststurme unbarmherzig behandelten Eilande schallen jetzt so laut durch die Welt, wie einst der Jammer jenes von den

*) Die Friesen nennen sehr poetisch ihre im Meere schwimmenden Inseln „Oogen“ (Augen).

bröckelnden Felsen bedräuten Dorfes Felsberg in Graubünden. — Seine Schutz- und Trutzwehr gegen die Angriffe des Oceans, seine Sanddämme und Dünen werden jährlich mehr und mehr ausgebnet. Man sagt, daß der Anwachs des Festlandes und seiner in neuerer Zeit immer fester werdenden und sich ausbreitenden Eindeichung in hohem Grade auf die fortschreitende Zerstörung der Düneninseln hinwirke. Das Meer so behauptet man, wenn es an den hohen Kunstwällen des Festlandes abgewiesen wird, fällt auf die Inseln zurück und hilft sie zerstören. Das Festland aber hat diese Inseln selber zu seinem eigenen Schutze sehr nöthig. Denn sie bilden seine äußersten Vorbastionen, die überall den ersten Angriff der Wogen abwehren. Der feste Wall arbeitet also durch sein stetes Anwachsen, wie es scheint, an seiner eigenen Entmantelung und zukünftigen Schutzlosigkeit, und richtet die Dünen zu Grunde, wie wenn in der Schlacht ein Truppenkorps auf seine eigenen im Vordertreffen stehenden Bundesgenossen schießt.

So ungefähr, sage ich, steht es mit diesen von Dänemark bis Frankreich *hinter* dem Sande und *auf* dem Sande gebauten zahlreichen Inseln. Aber da wir nun ein Mal auf unserer weißen Düne, auf deren Gipfel wir noch immer rasten, eine so erkleckliche Masse dieses wunderbaren Stoffes, den wir Sand nennen unter uns haben, da wir rings umher von Sandbänken, Sandplaten und Watten, von einer wahren Sandwelt umgeben sind, so mögen wir darin

eine Aufforderung finden, die Blicke von unserm hohen sandigen Standpunkte aus, noch etwas weiter schweifen zu lassen, und zum Schlusse überhaupt der bedeutsamen Rolle zu gedenken, welche dieser Stoff, diese überschwenglich zahllosen kleinen Quarz- und Krystallsplitter, Glimmerblättchen und Kügelchen von den mannigfaltigsten Felsarten, in den gesammten Strichen der nordwestdeutschen Niederungen sowohl in dem Haushalte der Natur als in dem der Menschen gespielt haben und noch spielen. —

Die ganze weite Ebene der Weser-, Ems- und Elbe-Mündungslande war einst wie die heutigen Watten und Bänke vor uns vom Meere überspült, bis zu den Wesergebirgen im Südwesten und den Harzbergen im Südosten hinauf. —

Auch da tummelten sich die Wogen einst in Ebbe und Fluth. Da führten sie Sand herbei und deponirten ihn in weitgedehnten Ablagerungen. Sie und die Winde rollten ihn zu Dünen, Hügelketten und Inseln auf und diese Sandhöhen und Inseln stecken noch jetzt, nachdem das Meer abgelaufen ist, in der Oberfläche des trocken gewordenen Festlandes. Die meisten der zahlreichen Sandberge unserer Haiden sind vermuthlich nichts als ehemalige vom Meere aufgerollte, einst von der Brandung umtobte, darauf landfest gewordene Dünen-Inseln. — Und diese Sandgebirge, von denen die Ebenen in allen Richtungen durchwebt sind, leisten uns Festlandsbewohnern, wenn nicht so wesentliche, doch fast eben so mannigfaltige Dienste wie den Langer- und Wangeroogern ihre

Dünen. Da wir dieß bei dem ziemlich allgemeinen Abscheu, in dem wir den unfruchtbaren, unsere Schritte hemmenden Sand gewöhnlich halten, häufig übersehen, so mag es, sage ich, nicht hors de prospos sein, wenn ich diese Gelegenheit ergreife, den norddeutschen Leser mit diesem meistens so gering geschätzten vaterländischen Stoffe in etwas zu versöhnen, der obwohl meistens nur ein Uebel gescholten, ebenso oft für uns wie für jene Insulaner eine große Wohlthat ist.

Es wäre vielleicht nicht schwer darzuthun, daß ohne die Beimischung des Sandes unsere nordwestdeutsche Ebene wohl eben so unbewohnbar gewesen wäre, wie die Nordsee-Inseln ohne Dünen. Jedenfalls hätte sich ohne ihn die Geschichte unseres Landes ganz anders gestaltet. Der Charakter der Vegetation, die Bildung der Wälder, die Ansiedlungen der Menschen die Lage der Städte, sind vielfach durch den Sand bedingt gewesen. Mit und auf dem Sande beginnt die ganze Urgeschichte unseres Landes. In den hochaufgeführten Sandstrichen und an den unsern Boden inkorporirten Dünen ließen sich die ersten Bewohner nieder. In dem Sandgehügel der Geest finden wir die alten Steinaltäre und Gräber unserer Vorfahren, die sogenannten Hünenbetten. Von diesen erhabenen, festen, trockenen Sandhügeln aus konnte die Bevölkerung erst allmählich und in neuerer Zeit in die sumpfigen Niederungen der Moore und Marschen vorschreiten, die keine solche Antiquitäten und Monumente frühester Bewohnung keine Hünenbetten auf ihrer Oberfläche besitzen.

Karl der Gr. war froh, wenn er einen solchen von diluvianischen Stürmen und Wogen aufgewirbelten Sandhügel, eine ehemalige Düne, in unsern Niederungen entdeckte, auf deren Gipfel er seine weit ins Land hinausschauenden Dome errichten konnte. An solche Sandhügel lehnte er seine kirchlichen Stiftungen und um sie herum blühten in der Folge die Städte von Bremen, Verden und andere auf.

Ja nicht bloß von diesen Städten, auch von einer großen Menge der Flecken und Dörfer der nordwestdeutschen Haiden kann man sagen, daß sie an irgend eine Sanddüne angeklebt sind, an welcher ihr Leben wurzelte, auf der ihre Kirche gebaut wurde. Es sind so zu sagen fast lauter „Dünkirchen“. Wie demnach der Sand fast alle, oder doch sehr viele der politisch und culturhistorisch wichtig gewordenen Punkte in diesen Ländern bestimmte, so verdanken die Bewohner derselben ihm auch Vieles von Dem, was sie in ihrer eintönigen Fläche noch an anmuthigem Wechsel von Thal und Berg besitzen, die meisten freien Gipfel, die meisten Aus-, Fern- und Ansichten. — Manche dieser Sandberge, — soll ich hier an den Weiherberg bei Bremen, oder an das Sandgebirge der Wingst mit seinem Walde Dobrok an der Grenze des Landes Kehdingen, oder an den einst eben so bewaldeten „Hümmling“ im Niederstift Münster, oder an die reizend zerklüfteten Sandhügel am Rande der Geest bei der hannoverschen Stadt Nienburg, und an so viele andere hübsch zerrissene Sandränder der Geest erinnern? — sind mit schönen Wäldern oder Korn-

feldern geschmückt und präsentiren sich als eine wahre Zierde der Landschaft. —

Ich gebe zu, daß es hie und da Striche zwischen Ems und Elbe giebt, in welchen die besagten kleinen reizenden Quarzkrystalle zu reichlich gesäet sind, und in welchen, wenn das Auge nichts als Sandhügel neben Sandhügel wie die Wellen des Meeres gewahrt, und Wagen und Pferde unaufhörlich in dem Sande ächzen und mahlen, der Reisende durch dieses stets wiederholte toujours perdrix etwas gelangweilt wird. Allein dagegen giebt es wieder andere Partien namentlich in den großen Moor-, Sumpf- und Marschstrichen in denen der Sand etwas ganz köstliches oder, um es mit einem Worte zu sagen, geradezu das Salz und die Würze des Landes ist.

Durch die mächtigen und weiten Moore des Emslandes, an die ich hier wieder Beispielsweise erinnern mag, ziehen sich einzelne schmale Sandrücken hin, welche wie ich schon bei einer anderen Veranlassung sagte, das Volk dort „Tangen“ oder „Zangen“ nennt. Auch sind mitten in jenen unabsehbaren Mooren hie und da einzelne Sandhügel aufgeweht. Diese Hügel und jene sogenannte „Tangen“ durchflechten den ganzen Morast wie Adern, und sie sind auch die Pulsadern oder Knochen seines Lebens. Nur längs dieser natürlichen Sandrücken konnte man durch den Sumpf verkehren, gehen und fahren. Sie bestimmten wie ich zeigte, die Richtung der Landstraßen. Und nur an ihnen und an jenen einzelnen verstreuten Sandhügeln konnte man auch die neuen Moor-Colonien begründen. Ja das

ganze lange Emsthal, von Münster bis nach Ostfriesland hinab ist eigentlich nichts als eine langgestreckte, sandige, blühende und eben durch den Sand blühende Oase mitten im Moore. Die Ems fließt hier nämlich in lauter Sandboden. Ihre Gewässer haben überall zur Rechten und zur Linken Sandhügel, Dünen aufgeworfen und an und zwischen diesen Sandhügeln und auf ihren ins Moor hinausragenden Spitzen und Halbinseln siedelt die ganze Bevölkerung des Landes dicht zusammengedrängt. Auf ihnen sind die Städte Lingen, Rheine, Meppen gebaut, und, wie sie auch alle Dörfer und Schlösser und Edelhöfe des Landes. Wäre der Sand nicht da, so würde die Gegend eben so öde und wüste sein, wie die unbewohnbaren Moräste zu beiden Seiten. Man hat bisher an das Beispiel der Sahara denkend nur von feuchten bewässerten Oasen mitten im wüsten dürren Sande gesprochen. Allein das angeführte Beispiel und überhaupt vielfach unser ganzes nordwestliches Deutschland kann uns lehren, daß es auch liebliche Sand-Oasen in mitten zu überflüssiger Feuchtigkeit giebt. — Ehemals, als noch Wein durch das ganze nördliche Deutschland hin gebaut wurde, waren die Sandhügel auch die Weingärten des Landes, wie denn noch jetzt der nördlichste deutsche Wein, der nicht ganz mit Recht so gering geschätzte Grünberger im puren starren Sande reift. Solche erhöhte Sandrücken in den Mooren und Haiden sind gewissermaßen eben solche „Dogen“ (Augen) wie unsere Friesischen Dünen-Inseln im Meere.

Wo er nicht von Haus aus war, da haben in

den Sümpfen, Marschen und Mooren die Menschen sich den ihnen so werthvollen und nützlichen Sand vielfach zu verschaffen getrachtet, und ihn zur Erhöhung der Bewohnbarkeit und Anbauung des Landes benutzt. Mit großen Kosten haben sie auf Schiffen und Wagen den Sand herbeigeführt, haben die „Wurthen“ aus ihm zusammengeschaufelt, auf denen sie ihre Häuser bauten. In dem Bremer Blocklande, im Hannöverschen St. Jürgener Lande und in hundert ähnlichen Fluß- und Sumpfstrichen des deutschen Nordwestens stehen seit Jahrhunderten die Häuser auf solchen künstlichen Sandhügeln. Auch für ihr Vieh, das in der ewigen Ueberschwemmung watet, bereiteten sie hie und da einige kleine ein Paar Fuß hohe Sandhaufen, auf denen es im Trocknen rasten und schlafen konnte. Auch ihr Kartoffel- und Gemüse-Garten ist zuweilen nur auf einer künstlichen Unterlage solchen mühevoll und weither geholten Sandes geschaffen. Und wo im Innern der großen Moore der Sand äußerst rar und schwer zu haben ist, da karren sie wenigstens ein Häuflein davon herbei, um dem Heerdfeuer des Hauses eine trockene Unterlage zu bereiten. — Wie freut sich der Wanderer nicht in den unergründlichen und klebrichten Marschen, wenn er einen kleinen schmalen Sandstreifen gewinnt, den hie und da die Einwohner von einem Dorfe zum andern als einen Fußpfad bereitet haben. Und welche große Massen von Sand schleppen nicht noch täglich die Eisenbahnen in unsere niedriggelegenen Städte z. B. in Bremen herein, wenn dort irgendwo eine alte Sumpfstelle

ausgefüllt, ein neues Terrain für Häuser und Straßen gewonnen werden soll. Karl der Gr., Napoleon und andere große Straßenbauer unserer Gegenden haben in diesen Ländern fleißig Sand schaufeln und karren lassen, um die ihren Chausseen und Heerstraßen so nöthige feste Basis in den Sümpfen zu schaffen. Und mitten in unsern Moräſten, unter der Haide, oder dem wieder darauf gewachsenem Torfe entdecken wir hie und da schmahle Sandstreifen, welche unsere Alterthumsforscher entweder für Werke und Culturversuche der römischen Imperatoren oder des großen Frankenkönigs halten.

Dies etwa sind die Anschauungen und Bilder, welche ein Reisender in den Sandbergen von Norderney gewinnen konnte, und dies ungefähr ist der Gang der Gedanken und Betrachtungen, zu denen ein Besucher der dortigen „weißen Dünen“ in Mitten ihrer sandigen Umgebung sich veranlaßt fühlte, und die ich dem Leser mittheilen wollte, als eine Anregung dazu, diesen Gang der Ideen und Beobachtungen selbst noch weiter zu verfolgen, wenn es sein Geschick, wie sich das wohl ereignen kann, mit sich bringen sollte, noch ein Mal in unseren trostlos gescholtenen nordwestdeutschen Sanden zu wandern.

Doch! — Siehe! während wir, auf unsern weißen Dünen lagernd meditirten, hat sich der Tag zum Schlusse geneigt, und schon sinkt die Sonne von Norderney prächtig und majestätisch zum Untergange ins Meer hinab. Es ist an diesem Sandstrande ein

Schauspiel, das wohl geeignet ist, alle Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und jeder andern Erwägung ein Ende zu machen. Ueber die Rücken von tausend tanzenden Wellen ergießt sich ihr röthlich schimmerndes Abschiedslicht. Jede glänzt wie ein goldenes Vließ. Am Rande des Horizonts zieht sich ihr purpurner Ball zu einem Ovale auseinander, als zögere sie noch, das kühle Bad zu nehmen. Endlich streckt sie einen Fuß aus und bald schlüpft sie ganz hinein und überliefert das Regiment der Mutter Nacht und den Sternen. Wir aber eilen über die stillen Sandpfade durch die dunklen „Dellen“ und „Leegten“ zwischen den knisternden und flüsternden Halmen bei den grasenden „Lämmern“ und den friedlich in ihren Höhlen schlummernden „Knienen“ — nur zuweilen ein Mal den halblauten Klageton einer großen Silbermöve, die auf einem Dünengipfel sitzt — oder auch, wo ein „Schlopp“ sich öffnet, das Gebrause der Meeresbrandung vernehmend, — zu unserem trauten und uns schon von weitem mit seinen Lichtern und Feuern winkenden Dörfchen von dem wir aussetzten, zurück. —

XVII. Der Schellfischfang von Norderney.

Schellfisch, Dorsch, — Schellfisch bei Schottland, bei Norwegen und an den deutschen Küsten. — Schellfischfang der Helgoländer, ihr Köder aus Grönland. — Wanderungen des Schellfisches im Sommer. — Ankunft an den deutschen Küsten im September. — Probefahrten. — Das Wurmgraben „auf der Graft“. — Der Dreizack der Weiber. — Schilderung des „Wants“ oder Fischereigeräths. — Die „Lienen“ und „Backs.“ — Gefahr von den Schiffswracks. — See-Ungethüme. — Der Fang der Holländer mit dem Netze. — Wie die Norderneyer den Fisch abschlachten. — Zahl der gefangenen Fische. — Gefahren des Fischfangs. — Warum unsere Insulaner die Schwimmkunst nicht kultiviren. — Alte und neue Zeit unter den Fischern. — Die Fischmärkte an der Nordsee. — Der Schellfischhandel in Bremen. — Bremer Köchinnen und Norderneyer Fischer.

Der Schellfisch ist nach dem Häring in allen Gewässern im Norden des britischen Canals und im Westen von Jütland und Scandinavien, seines schmackhaften Fleisches wegen, der wichtigste Seefisch. In unserem deutschen Meere spielt er dieselbe Rolle, welche östlich von Jütland in den baltischen Gewässern, sein Bruder, der Dorsch, und weiter westlich auf den Bänken von Newfoundland, sein Vetter, der Kabeljau, übernommen haben. Allerdings steht er indeß dem Häringe sowohl, als dem Kabeljau an national-ökono-

mischer Bedeutung nach, zum Theil weil er doch nicht in so großen Massen, wie diese beiden erscheint, zum Theil, weil man es noch nicht versucht oder verstanden hat, ihn durch Einsalzen oder Trocknen zu einem conservirbaren und weit versendbaren Handelsartikel zu machen. Er muß überall frisch und in der Nähe seines Fangorts verspeist werden.

In der neueren Zeit hat man allerdings angefangen, ihn zu räuchern. Namentlich haben dies die Schotten gethan, an deren Küsten gleichfalls ein bedeutender Schellfischfang betrieben wird. Sie bereiten ihn für den englischen Markt, wo geräuchter Schellfisch (smoked haddock) in neuerer Zeit eine beliebte Zukost zum Frühstück und Thee geworden ist. Seit zwei Jahren haben diese Schotten auch sowohl auf Helgoland, als auf Norderney ein Etablissement für das Räuchern der Schellfische begründet.

Der Schellfisch ist ein Wanderfisch, der das kalte Wasser liebt. Im hohen Sommer scheint er sich in die kühleren Tiefen des Meeres und nach dem hohen Norden zurückzuziehen. An den Küsten von Norwegen fängt man ihn das ganze Jahre hindurch. Im deutschen Meere, bei Helgoland und Norderney, sowie auch bei Schottland erscheint er meistens zuerst gegen Ende September und wird dann den ganzen Herbst hindurch wohl bis Mitte December gefangen.

Im December hört der Fang an der deutschen Küste gewöhnlich auf und sistirt auch meistens im Februar und März, vermuthlich von Sturm, Eis und Kälte gestört.

In Schottland dagegen, wo sich an den Küsten keine so große Massen Eis bilden und ansammeln können, wie auf den Sandbänken und Watten unserer deutschen Inseln, geht der Fischfang den ganzen Winter fort. Uebrigens bleibt der Fisch auch unseren Küsten im Winter nicht sehr fern. Denn gleich im März oder April, wo sie von Eis frei werden, ist er wieder da, und wird dann den Mai hindurch bis zum Juni gefangen. Dann aber wird es ihm bei uns vermuthlich zu heiß und er verschwindet, indem er, wie gesagt, wahrscheinlich nach dem Norden wandert.

Von allen Inseln an der deutschen Küste hat Norderney den größten Schellfischfang, theils weil diese Insel, mit Ausnahme Helgolands, die bevölkertste ist und daher natürlich auch die stärkste Flotte besitzt, theils aber auch weil die Natur sie mit dem für diesen Fang so nöthigen Köder, einer Art auf den Sandbänken hausender Würmer, reichlich versehen hat.

Die vornehmsten Concurrenten der Norderneyer in diesem Geschäfte sind die Helgolander, die vor ihnen den Vortheil voraushaben, daß ihre Insel weiter ins Meer hinaus liegt, während sie wiederum auf der andern Seite unter dem Nachtheile laboriren, daß ihnen der bequeme und schöne Köder der Norderneyer fehlt, nämlich eben jener im Sande lebende Wurm, der sogenannte „Pierer", der in den tieferen Gewässern, welche Helgoland umgeben, keine für ihn passende Sandbänke findet.

Da nun dieser Wurm zu zart und vergänglich ist, als daß er transportirt werden könnte, und da

mithin die Helgolander sich ihn nicht durch den Handel verschaffen können, so haben sie auf anderen Köder bedacht sein müssen. Sie werden von einem sehr entfernten Lande, nämlich von Grönland aus, damit versehen. Die Wallfischfänger bringen ihnen von dort die Eingeweide der Seehunde. Auch benutzen sie gewisse Theile der Eingeweide des Wallfisches. Zuweilen indeß, wenn diese Dinge nicht zu erlangen sind, müssen sie sich mit Ochsenleber und anderen Surrogaten behelfen. Doch beißt der Schellfisch alle Mal eifriger auf den Norderneyer „Pierer", als auf diese Helgolander Surrogate, was man deutlich wahrnimmt, wenn man eine Partie Angeln mit Würmern und eine andere mit Seehundseingeweiden oder Ochsenleber und dergleichen versieht.

Wenn die Zeit da ist, wo man die Ankunft des Fisches erwartet (Ende September) gehen zunächst einige Schiffe von Norderney aus, um den „Fang zu probiren". Täglich ein oder zwei. Anfänglich fangen sie nur kleine Haifische, Butten und andere solche hier gewöhnliche Seethiere. Dann auch ein Paar Schellfische, einige von der Avantgarde des großen nahenden Heeres. Diese Erstlinge sind meistens klein, unansehnlich und nicht sehr schmackhaft und werden auf der Insel selber verzehrt.

Bleibt es immer stilles und gutes Wetter, so mehren sich die Schellfische sehr allmählig und gradatim, denn das ganze Heer zieht wohl sehr gemach heran. Tritt aber ein Sturm dazwischen, so scheint es, daß die ganze Masse in Bewegung

geräth und plötzlich dem Lande zugeführt wird. Denn dann, nach einem solchen Sturme, hängen wohl eines Tages auf ein Mal alle Angeln der auf Probe Ausgesegelten mit zappelnden Schellfischen voll. Nun geräth bei ihrer Heimkehr die ganze Insel in Aufruhr. „Der Schellfisch ist da!“ und Alles rüstet sich, ihm entgegen zu ziehen. Die Schiffe, die kleinen „Slups“, und das Fischergeräth hat man längst in Bereitschaft gehalten, und das Wichtigste ist nun, den Köder, die besagten Würmer, schnell in gehöriger Quantität zu schaffen. Dieß ist die Sache der Insulanerinnen, die zum Würmergraben auf das Watt hinausgehen, während die Männer die Schiffe flott machen.

Der Norderneyer Schellfischwurm ist etwa so lang und dick wie der kleine Finger der menschlichen Hand. Er lebt und wühlt beständig im Sande, einen halben bis einen Fuß tief unter der Oberfläche. Er verschlingt auch beständig den Sand, mit dem sein ganzer Körper oder großer Magen fast immer gefüllt erscheint. Nachdem er die verdaulichen, vegetabilischen oder animalischen Substanzen, die in dem wässrigen Sande vertheilt sein mögen, sich assimilirt hat, giebt er die Steinchen wieder von sich. Da er selten oder nie an's Tageslicht kommt, so müssen die Weiber nach ihm graben. Wenn sie sich dazu des gewöhnlichen Grabscheits bedienten, würden viele Würmer dabei zerschnitten, verstümmelt und zum Köder unbrauchbar werden. Sie haben daher die sogenannte „Gräpe“ erfunden, das heißt ein Grabscheit, dessen Schneide in mehre Zacken zerschnitten ist, und der dem Dreizack

des Neptuns gleicht. Die Würmer, die man mit diesem Eisen treffen sollte, werden dabei höchstens aufgespießt oder zwischen den Intervallen eingeklemmt, und bleiben also meistens unzerstückelt.

Da zuweilen wohl vierzig oder fünfzig Schiffe auf ein Mal auf den Fang ausgehen, und jedes Schiff zu einer Fahrt im Durchschnitt 3000, die ganze Inselflotte also jedes Mal wohl 150,000 Würmer braucht, und weil dazu die Würmer schnell zur bestimmten Stunde zur Stelle geschafft werden müssen, so muß das Geschäft recht flink von Statten gehen. Und alle Weiber, erwachsene Töchter, Schwiegertöchter und Nichten der Fischer, greifen dabei zu. Sie sind hoch aufgeschürzt, wie die Männer mit großen Wasserstiefeln versehen, und so, ihren Dreizack in der einen Hand, ihre „Püsse“ *) (flachen Eimer) zum Einsammeln der Würmer in der anderen, ziehen sie in kleine Trupps „auf die Grafft“ (d. h. zum Würmergraben **). Die Arbeit drängt um so mehr, da die hunderttausend Würmer innerhalb der kurzen Dauer der niedrigsten Ebbe, wo das Watt von Wasser frei ist, herbeigeschafft sein müssen, und da die bald rückkehrende Fluth alles Graben unmöglich machen würde.

Recht interessant, aber nicht leicht zu beschreiben ist das Fischergeräth der Norderneyer oder wie sie es

---

*) „Pütte“, „Butte“, zusammenhängend mit dem Französischen „puiser“ (schöpfen) und mit „bouteille“.

**) „Se sind upper Grafft“, (sie sind auf der Grafft) sagen sie von Frauen, die aufs Würmergraben ausgegangen sind.

nennen ihr „Want“.*) Der Hauptsache nach besteht es in einem starken und dicken Strange, an welchem in gewissen Abständen dünne Angelschnüre befestigt sind. Die dicke Hauptschnur heißt „de Liene“ (die Leine). Die Nebenschnüre mit den Angeln werden „Schnor“ genannt.

Die Angelschnüre sind eine jede etwa zehn Klafter lang. Denn in solcher Meerestiefe wird meistens gefischt. Und da der Schellfisch fast immer hart am Grunde des Meeresbodens, wo er das beste Futter findet, hinläuft — in den oberen Wasserschichten hat er nichts zu suchen, — so muß er denn dort auch dem Wurme begegnen, der ihn ködern soll, und die Angeln müssen demnach auf den Boden herabhängen. Gewöhnlich befestigen sie die Angelschnüre an der „Liene“ in Abständen von etwa einer Klafter. Ist die „Liene“ aber noch neu und daher beim Eintauchen ins Wasser dem Zusammenschrumpfen unterworfen, so machen sie die Abstände etwas größer. Die Fischer nehmen dies Alles sehr genau und haben hölzerne Maßstäbe mit verschiedenen Einkerbungen, von denen sie bei der Adjustirung ihres Wants die „Liene“ hingleiten lassen, um die jedesmal nöthigen Abstände zu bestimmen.

Jede „Liene“ hat eine Länge von ungefähr

*) Dieses Wort „Want“ hat nach Stürenberg im Ostfriesischen viererlei Bedeutung. Erstlich heißt es „Tuch oder Laken“; zweitens werden damit eine „gewisse Gattung grober Bauernhandschuh“ bezeichnet; drittens das „Seitentanwerk der Schiffe“, und endlich viertens das „Fischergeräth beim Schellfischfang“.

achtzig Klafter, und ist mit eben so vielen Angelschnüren versehen. Vier solche „Lienen“ mit ihren achtzig Angeln machen zusammen Das aus, was sie ein „Back“ (oder Pack) nennen. Jedes Schiff nimmt im Durchschnitt zehn Back mit auf den Fang, die dem Gesagten nach circa dreitausend Angeln tragen. Die sorgfältigen Schiffer halten in ihren Hütten ihr „Want“ immer in der schönsten Ordnung. Jedes ihrer zahlreichen „Backs“ hat seine Nummer, und sie kennen das Alter, den Zustand und die Leistungsfähigkeit jeder „Nummer.“ Auch wird jedes Back für sich aufgerollt, an einen Haken gehängt und dabei seine zahlreichen Angelhaken, damit sie sich nicht verwirren, neben einander auf ein kleines Querholz gereiht, welches sie „das Split“ nennen.

In den Zwischenzeiten sind die Fischer immer mit ihren Lienen und Backs, mit dem Repariren des alten Wants und mit dem Anfertigen von neuem beschäftigt. Am meisten Mühe macht ihnen das Befestigen der drei tausend Angeln. Jede wird mit einem getheerten Schnürchen umwickelt und mit ihm so genau an die „Schnöre“ geheftet, daß sie daran sitzt wie angeschmiedet. Endlich müssen sie auch „Bojen“ in Bereitschaft halten. Es sind kleine kegelförmige und schwarzgefärbte Treibbaken aus leichtem Holz, die sie sehr geschickt zu verfertigen wissen. An der Hauptschnur befestigt, schwimmen diese Bojen auf der Oberfläche des Wassers und bezeichnen die Stelle, wo der Anfang der „Liene“ ausgeworfen wurde, halten auch hie und da den ganzen Apparat über Wasser.

Die Angeln aus verzinntem Eisen beziehen die Norderneyer aus Bremen und Hamburg. Sie werden im Innern von Deutschland verfertigt. Man muß dieselben oft erneuern, da sie leicht stumpf werden. Mit frischen Angeln, neuen Lienen und noch nicht viel gebrauchtem Want fischt sich's am besten, nach dem alten Sprichwort, daß „frische Besen gut fegen".

Da der Boden des Meeres an den deutschen Küsten überall eben, sandig und ohne Felsen ist, so wird das Fischergeräth hier nicht so leicht abgenutzt, wie z. B. an den felsigen und zackigen Küsten von Schottland oder Norwegen. Doch thun hier mitunter die Schiffswracks dasselbe, was dort die Felsen. Solche alte versenkte Schiffswracks stecken hier bei den Inseln herum überall auf dem Grunde und wenn die Fischerleinen sich an ihnen verwickeln, so gehen oft ganze „Backs" mitsammt der daran hangenden Beute verloren, oder werden doch oft stark beschädigt.

Zuweilen vertakeln sich die Lienen und Schnüre auch in irgend ein großes Seeungethüm, auf das es dabei gar nicht abgesehen war. Und sie bringen dann mitunter nothgedrungen große Rochen und andere Thiere an's Land, die sie wider Willen fangen müssen, um ihr „Want" nicht zu verlieren. Vor ein paar Jahren geschah dies mit einem Haifisch von enormer Größe. Derselbe hatte sich der Art in eine so große Menge von Schellfischangeln und Schnüren verwickelt, daß er sich weder selbst daraus zu befreien vermochte, noch auch die Fischer ihn los werden konnten, ohne ihre kostbaren Geräthe preiszugeben. Sie mußten sich

entschließen, ihn zu fangen. Er wurde daher allgemach mit den Schnüren und Leinen, in denen er steckte, in seichtes Wasser gezerrt, wo er sich nicht mehr so frei und heftig bewegen konnte. Als man ihn auf einer Uferſandbank hatte, mußte ein Pferd vorgespannt werden, das ihn völlig an's Land zog. Das Ungethüm, eine große Seltenheit in der Nordsee, wurde siebenzehn Fuß lang befunden und seine Leber allein wog vierzig Pfund. Leider war kein Naturforscher zugegen, der es im Namen der Wissenschaft oder für eins der deutschen Museen hätte in Besitz nehmen können. Nur das Gebiß, glaube ich, ist später noch irgendwo conservirt worden.

Auf den deutschen Nordseeinseln findet man so ziemlich überall dieselben Fischergeräthschaften wie auf Norderney. Aber so sehr unsere Leute ihre ganze Einrichtung und jedes Theilchen daran für unumgänglich nothwendig halten, so wenig geben andere Nordseefischer darum. Die Schottländer z. B., die auf Norderney angesiedelt waren und die ich daüber sprach, sagten mir, daß sie bei sich total verschiedene Vorrichtungen für den Schellfischfang hätten, und daß ihre Landsleute mit dem deutschen „fishing tackle“ nicht einen einzigen Fisch zu fangen im Stande sein würden.

Die Bewohner der holländischen Inseln fangen den Schellfisch auch wohl mit Netzen. Doch ist der so gefangene bei Weitem nicht so schmackhaft als der geangelte. Erstlich weil man mit der Angel natürlich nur den recht munteren und starken Fisch bekommt,

der einen recht gesunden Hunger hat, auf der Jagd nach Beute rührig ist und lustig zuschnappt, während man im Netze Alles zusammenfaßt, muntere und matte Thiere. Zweitens weil die Fische bei beiden Arten des Fanges auf andere Weise um's Leben kommen. An der Angel werden sie gleichsam abgeschlachtet. Auch veranlassen die deutschen Fischer dabei noch absichtlich ein gewisses Ausbluten des Fisches. Indem sie ihn nämlich von der Angel abpflücken, oder wie sie sich ausdrücken „scholen", kneifen sie ihm mit dem Daumen und Zeigefinger in die Kehle und reißen ihm mit einem schnellen Rucke die Kiemen aus. Der Fisch erleidet so auf der Stelle einen gewaltsamen Tod und blutet dabei, wie gesagt, auch etwas aus. In den holländischen Netzen erleidet dagegen der Schellfisch begreiflich einen ganz anderen und langsameren Tod, der seiner Schmackhaftigkeit nicht förderlich ist. Uebrigens ist auch der ganze Schellfischfang an den holländischen Küsten unbedeutend. Denn der Fisch erscheint, oder, wie meine Insulaner sich ausdrückten, „läuft" da nicht so häufig („he lopt do nich").

Auch nach seinem Tode muß man den Schellfisch, um ihm seine guten Qualitäten zu erhalten, noch recht sorgfältig behandeln, oder vielmehr möglichst wenig „behandeln". Die Fischer behaupten, daß dem Schellfisch nach dem Fange durchaus sein natürlicher, ihm anhängender Schleim belassen werden müsse. Wollte man ihn viel betasten und dabei jenen glitscherigen Ueberzug abstreifen, so würde er bald verderben. Daher nehmen sie ihn auch nicht an Bord

der Schiffe aus, überlassen diese Procedur vielmehr den Köchinnen der Städte, zu denen sie ihn bringen, und wo er sogleich auf's Feuer kommt. Aus eben dem Grunde sortiren sie auch gleich auf See die Fische nach ihrer Größe, indem sie beim Abpflücken von der Angel die größeren und kleineren in besondere Kasten werfen. So wie die Fische beim Fischen zusammengeworfen sind, so müssen sie liegen bleiben, bis sie auf dem Markt erscheinen. Vieles betasten und herumwühlen zu irgend einem Zwecke würde ihnen schaden.

Obwohl die Schellfische, wie gesagt, meistens mit stürmischem Wetter sich der Küste nähern, so ist dies Wetter selbst natürlich nicht zum Fange geeignet. Die rechte Zeit dagegen ist kurz nach einem Sturme. Dann beißen sie am eifrigsten. Und eine kleine Schlup bringt dann mitunter bei einer Fahrt wohl zweitausend Fische heim, die unter günstigen Umständen auf den Seeplätzen ihre paar hundert Thaler werth sind. Zuweilen wenn Wind und Wetter sehr günstig und Fische in Fülle da sind, segeln sie in einem „Etmaal" (24 Stunden) wohl zwei Mal aus und halten so zwei Ernten an einem Tage. Ihre Fahrten gehen in der Regel nicht sehr weit in die See hinaus. Meistens nur einige Meilen, mitunter auch wohl fünfzehn bis zwanzig Meilen weit. Und dabei ist es vorgekommen, daß sie diese Distancen in einem „Etmaal" hin und zurücklegten, so daß eine solche Fahrt dann fast den schnellen Razzias gleicht, die ein Adler von seinem Neste aus unternimmt.

Gewöhnlich geht Alles dabei ganz glücklich ab. Ja, meine phlegmatischen Fischer, wenn ich sie darüber befragte, wollten gar nichts von einer besonderen Gefährlichkeit ihres Gewerbes wissen. „Wir fahren eben hinaus“, sagten sie, „holen den Fisch und segeln wieder heim.“ Nichtsdestoweniger aber erinnerten sie sich dann doch wieder einiger besonders beklagenswerther Unglücksfälle, die sich ein Mal vor fünf, ein anderes Mal vor zehn oder zwanzig Jahren ereignet hätten. So stachen die Norderneyer z. B. einst — ich glaube es war vor zwölf Jahren — mit der gesammten Flotte ihrer Insel, mit allen ihren sechszig Schaluppen beim schönsten Wetter ins Meer gutes Muths hinaus, wurden aber unvermutheter Weise auf hoher See von einem entsetzlichen Unwetter überfallen. Der Sturm setzte so heftig und plötzlich ein, daß die wenigsten zu einem Einreffen der Segel Zeit hatte. Nicht weniger als siebenzehn Schiffchen „kenterten“, und wurden mit Mann und Maus von den Wellen verschlungen. Die Uebrigen retteten sich spornstreichs zur Insel zurück, wo sich nun in den Hütten Trauer und Wehklagen verbreitete, da fast dreißig Frauen und Familien sich ihrer Väter, Gatten und Ernährer mit einem Schlage beraubt sahen.

Merkwürdig ist es dabei, daß unsere Insulaner, obwohl sie ihr halbes Leben, fast wie ihre Fische, in oder auf dem Wasser zubringen, sich doch so wenig auf die dem Menschen so natürliche und auch ziemlich leichte Kunst des Schwimmens verlegen. Ich habe, so viel ich auch darnach fragte, nur wenige Norder-

neyer — etwa die beim Baden Angestellten, — finden können, die diese Kunst geübt hätten. Ja, sie selbst versicherten mich, daß keiner bei ihnen das Schwimmen verstehe. Dies nütze doch zu nichts, setzten sie gleich hinzu. Als ich mich darüber erstaunt zeigte und ihnen das Beispiel einiger Südsee-Insulaner vorhielt, bei denen jedes Individuum sich mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit, fast wie ein Fisch im Wasser gerirt, kamen sie mit Entschuldigungen und Gründen hervor, die entweder einen wunderbar tief wurzelnden Aberglauben, oder doch einen recht blinden Türkenglauben zu verrathen schienen. „Das Schwimmen ist durchaus überflüssig", sagten sie, „denn wenn des Lebens Hoffnung noch nicht aus ist, so bleibt man doch leben. Und wenn es Gott nicht will, so hilft auch alles Schwimmen nichts." „Aldann, setzte ein Anderer hinzu, ist das Schwimmen auch eher schädlich. Denn wenn das Schiff auf hoher See umschlägt, so hat der, welcher nicht schwimmen kann, einen desto schnelleren und leichteren Tod. Der gute Schwimmer dagegen quält sich noch lange vergebens." — „Ich", sagte ein Dritter, „kann nicht besser schwimmen als ein Stein, bin schon drei Mal über Bord gegangen und habe doch jedes Mal noch ein Strickende zu fassen gekriegt und bin gerettet worden. Dagegen sind auf Helgoland gerade zwei der besten Schwimmer, die sie dort hatten, vor Kurzem im Wasser umgekommen. Daraus sieht man deutlich, daß das Schwimmen nichts hilft."

Ich glaube, daß solche Ansichten und eben so die

Vernachlässigung der Schwimmkunst bei unserer ganzen Küstenbevölkerung ziemlich häufig sind. Unsere Seeleute sind in dieser Beziehung oft wahre „Landratten.“ Vielleicht kommt es zum Theil daher, daß sie, wie alle unsere Landeskinder und Bauern so wenig gewohnt sind, des Badens wegen ins Wasser zu gehen. Hätten sie das Bedürfniß und auch die Zeit zu baden, so würden sie wohl bald von selbst lauter gute Schwimmer werden.

Haben sie nun ihre Schlupen mit Fischen gefüllt, so eilen sie zunächst zu ihrer Insel zurück, um das Fischergeräth in Sicherheit zu bringen. Dies darf die Reise zu dem Fischmarkte nicht mitmachen, weil es unterdeß zu neuem Fange in Stand gesetzt werden muß. Die Weiber und Mädchen stehen schon an den Ufern, um es in Empfang zu nehmen und auf die Insel zu tragen. Es gehören dazu ganz solche starke Personen, wie diese Insulanerinnen es sind. Denn ein naß gewordenes „Back“ mit allem Schlamm und den vielen Seegewächsen, die beim Fischen darin hängen geblieben sind, wiegt wohl seine sechszig bis siebenzig Pfund, und drei solcher „Backs“ ist die für jede Trägerin bestimmte Ladung. Denn jedes Schiff, das, wie gesagt, zehn „Backs“ nöthig hat, kann selten über mehr als drei oder vier erwachsene Frauenzimmer verfügen. Dabei haben sie oft weit über die Watten durch's Wasser und über die Dünen zu waten und zu schleppen.

Zuweilen verkaufen sie ihre Fische schon auf der Insel selbst an die Schottländer, die, wie gesagt, dort

den „haddock“ räuchern, oder an Fischhändler, die aus der Ferne gekommen sind. Meistens aber machen sie sich nach der Ausschiffung ihres „Want“ und der überflüssigen Mannschaft alsbald selbst auf den Weg, um ihre Waare schnell auf den Markt zu bringen. Einige steuern westwärts zur Emsmündung, die Meisten ostwärts zur Weser, Elbe, Jade und den holsteinischen Flüssen. Welcher Hafen gewählt werden soll, wird oft erst unterwegs bestimmt. Sie beobachten ihre Concurrenten und die Wege, welche dieselben einschlagen. Sieht einer Viele in die Weser einbiegen, so geht er seinerseits in die Elbe. Auch erkundigen sie sich auf der Reise nach dem Preise und dem Begehr der Waare auf den verschiedenen Märkten und bestimmen darnach ihr Ziel. Seitdem eine Eisenbahn, (nämlich die Emsbahn) bis zum Meere, ganz in ihre Nähe vorgedrungen ist, ist Emden ein großer Schellfischplatz für das Innere von Deutschland geworden. Von da aus wird jetzt sogar Berlin zuweilen in kürzerer Zeit mit frischen Schellfischen versehen, als die Seeplätze Hamburg und Bremen selbst. Denn die Schiffe gebrauchen bei widrigem Winde oft mehr Zeit in diese Häfen zu kommen, als die besagte Eisenbahn bei ihrem Transporte bis Berlin nöthig hat.

Mit den Eisenbahnen und überhaupt mit dem rascheren Tempo der Zeit ist nun auch ein ganz anderer Schwung, wie in alle menschlichen Geschäfte, so auch in den Norderneyer Fischfang gekommen. „Ach, lieber Gott“, sagte einer der jüngeren Norderneyer Fischer zu mir, indem er ganz bedächtig seine

Schnüre und Angeln an der Leine befestigte — sie bringen auf einem Flecke sitzend und von einer Unmasse von wirrem Netzwerk umgeben, oft Tage lang mit diesem stillen Geschäfte recht gemüthlich zu — „ach du liebe Zeit! jaja! jaja! was würden unsere Alten die Augen aufreißen, wenn sie den Wandel der Dinge bei uns wahrnehmen könnten; wenn sie sähen, wie wir uns heutzutage abarbeiten und sputen! Alles hat sich geändert, und wir müssen ganz anders daran, als sie. Bei einem Wetter, wo sie sich noch lange besannen oder im Bette blieben, müssen wir schon hinaus auf die See. Und bei der Heimkehr geht es wie auf einem englischen Wettrennen zu. Einer trachtet dem Anderen den Rang abzulaufen. Nicht nur Fluth- und Ebbezeit, Wind und Wetter müssen wir im Kopfe haben, sondern auch noch die Abfahrtsstunde der Eisenbahnzüge in Emden und Bremerhafen und auch in Glücksburg und Husum, und es handelt sich dabei um eine Stunde früher oder später, um den Gewinn zu mehren oder den Verlust zu meiden. Ja, die Alten würden über unser Raffinement erstaunen und wir könnten Einen von ihrem Schlage gar nicht mehr gebrauchen,“

Auch in den Seeplätzen hat man Einrichtungen getroffen, um bei einer so schnell verderblichen Waare, wie frische Schellfische es sind, energische und förderliche Maaßregeln für den raschen Vertrieb derselben zu treffen. So wie die Norderneyer mit ihren kleinen nach Seewasser duftenden Schiffen, z. B. an der „Schlachte“ zu Bremen oder beim „Baumhause“ in

Hamburg oder bei der „Rathhausbrücke“ in Emden anlegen, läuft eine dazu angestellte und beeidigte Person in die Stadt und ruft an den Straßenecken die Ankunft der frischen Schellfische aus. Auch werden gedruckte Zettel mit dieser Nachricht in die Häuser der am meisten dabei Interessirten geschickt, namentlich auf die Comptoire der Handelshäuser, welche sich bedeutender Partien der Waare zu versichern wünschen. Es ist dies noch ein Ueberrest einer uralten Sitte, der zufolge ehemals jede angekommene Waare von einem Ausrufer in den Straßen proklamirt wurde. Es geschah dies einst selbst in den großen italienischen Handelsstädten, z. B. auch mit dem angekommenen Wein.

Das Handeln und Treiben, welches alsdann schon früh Morgens, wenn die Küche bestellt werden soll, an den Fisch-Verkaufsplätzen der besagten Seestädte, z. B. an der Schlachte zu Bremen, an Bord der Norderneyer „Schlupen“ beginnt, gewährt ein eigenthümliches Schauspiel, bei dem sich namentlich die Köchinnen der Stadt hervorthun, die mit einem Beutel voll klingender „Bremer Grote“ in der Tasche und mit ihren Kücheneimern unter dem Arme herankommen und, auf den mit Brettern verbundenen Schiffen von einem zum andern kletternd, die Waare mit kritischen Blicken mustern und sich nach dem Preise erkundigen.

Der Norderneyer hat einige Prachtexemplare von Fischen auf dem Deck des Schiffs ausgelegt. Er selbst sitzt bei der geöffneten Schiffslucke, die in den mit Schellfischen angefüllten Raum führt, einen Stock

mit einem eisernen Haken in der Hand, um die glitscherige Waare heraufzuholen. „Was kostet der Fisch?“ fragen die Mädchen. Der Fischer nennt einen Preis, den jene „übertrieben hoch“ finden, und von dem sie möglichst viel herabzudingen versuchen. „Wenn der Fischer sie zu dem Preise, den sie bestimmen, lassen will, so wollen sie eine ganze Parthie, zwei Dutzend oder mehr auf ein Mal nehmen.“ Der eigensinnige Insulaner schüttelt den Kopf, läßt aber doch endlich „einen Groten“ auf den Fisch ab. Die Mädchen sind zwar noch nicht damit zufrieden, sagen aber: „Fischer hier ist Geld. Nimm es und gieb die Fische!“ und damit reichen sie eine ganze Hand voll Geld hin. Der Fischer nimmt das Geld, fängt aber, ehe er seine Waare giebt, bedächtig auf seinem Brette an, alle die schmutzig aussehenden kleinen Bremer Groten zu zählen, was ziemlich lange dauert, weil eben so wie die Groten auch das Brett und die Finger und Alles umher etwas klebricht ist. Am Ende findet der Fischer heraus, daß die Summe bei Weitem nicht seinen Erwartungen entspricht. Er sagt der Köchin nicht geradezu, wie viel daran fehlt, sondern er streicht alle die kleinen Groten wieder zusammen, schüttelt den Kopf und giebt sie dem Mädchen zurück, das nach einigem Sträuben und nach der wiederholten Versicherung, daß es ganz hinreichend sei, sie wieder an sich nimmt. (Oft sind es freilich nicht blos Köchinnen wohlhabender Privatleute, sondern wirklich arme Personen, die gern ein Mal Fisch äßen und doch jedes Mehr oder Weniger bei ihren Ausgaben überwachen

müssen). Sie stehen daher 6 oder 8 an der Zahl nun wieder eine Zeit lang neben einander, ihre Hände unter der Schürze, ihre noch leeren Eimer unter dem Arme und starren durch die Schiffsluke in den Schiffsraum hinein, liebäugelnd mit den Fischen, die alle tausend mit erschrecklich großen, aber matten und todten Augen aus dem Raume heraufglotzen. Endlich, da der Fischer unbeweglich bleibt, vermehren sie die zuerst gebotene Summe noch um einige Groten und überreichen dem Fischer das Ganze wie zuvor. „Hier Fischer", sprechen sie, „hier hast du nun deinen Willen, hier ist Geld genug für dich, nimm nun und gieb die Fische". Der Fischer nimmt und fängt mit aller Gemüthsruhe wieder wie zuvor an zu zählen. Nach einer geschäftigen Pause findet er abermals einige Groten zu wenig, schüttelt abermals den Kopf, wirft die kleinen Münzen wieder zusammen und giebt sie zurück, indem er, ohne sich zu rühren, die Beine in die Schiffsluke hinabbaumeln läßt. So geht es lange hin und her, bis endlich die Mädchen ungeduldig werden, und Miene machen, ans Ufer oder zu einem andern Schiffe hinüber zu gehen. Dann im letzten Augenblicke fallen die entscheidenden Worte. Der Fischer läßt noch einen Groten nach. Die Mädchen müssen noch einen Groten zugeben und man wird endlich einig. Der Fischer springt auf, schleudert seinen Haken in den Schiffsraum hinab, holt schnell einen glitscherigen, schmutzigen, blutigen Fischleichnam nach dem andern hervor, und wirft sie den Weibern in die Körbe. Diese kommen ihm aber auch da noch

wieder mit allerlei Wünschen und Bemerkungen in die Queere. Sie wollen nicht „diesen kleinen garstigen Fisch“ haben. Sie deuten mit den Fingern auf „jenen großen“. Sie mahnen den Fischer, „den da aus der Ecke“ zu holen. Zuletzt sagen sie, er müsse noch „ein paar blanke“ (recht reine und silberne) auflegen, damit ihre Herrschaft sie nicht schelte, wenn ihr erster Blick auf so arg besudelte blutige Thiere falle.

Die Köchinnen gehen endlich lachend nach Hause und erzählen dann ihrer Herrschaft die wunderlichsten Dinge von dem komischen Benehmen dieser eigensinnigen, steifen, phlegmatischen, bizarren und habgierigen Insulaner. Die Insulaner aber ihrerseits, wenn sie nach Hause fahren, und wenn wohl ein Reisender zu ihnen kommt, malen diesem dann die geschilderte Scene so aus, daß dabei Alles zu *ihrem* Vortheil ausfällt, und geben den Bremer Köchinnen allein die Schuld von dem sonderbaren und umständlichen Verfahren bei diesem Schellfischhandel, erzählen auch ihren Frauen die lustigsten Geschichten von den kleinen Kniffen und Pfiffen derselben. Sie gaben mir übrigens zu, daß, wie sie selber, so auch die Bremer Köchinnen in der Neuzeit etwas coulanter und expediter geworden seien.

XVIII. Eine Schiffahrt zwischen den Nordsee-Inseln und Watten der Wesermündung nebst Bemerkungen über die Seetonnen und Baaken der Weser.

Die Watten und das Haf, als uralte Küstenfahrt Straße an der Nordsee. — Die Römische Flotte auf den Watten. — Heutiges Treiben der holländischen Wattfahrer. — Sonntagsscene auf den Watten bei Windstille. — Nebel-Phaenomene. — Die Seehunde und Delphine. — Nachtfahrt. — Die Wesermündung in der Morgensonne. — Die „rothe Tonne". — Die schwarze und weiße Tonne. — Die Adler- und Kreuztonne. — Tonnen- und Baakenwesen der Elbe und Weser. — Die Jungferbaake. — Die Mühlen- und Stunden-Glasbaaken. Der Barsenmeister der Weser. — Der Tonnenhof in Bremen.

Man findet wohl, daß Poeten und auch andere Menschen eine große Neigung hegen, die Welt in einem Schiffe zu bereisen, das ihnen eigen gehört und das sie selber commandiren.

Es war eine Lieblingsidee des Fürsten Pückler-Muskau, sich seinen eigenen Dreimaster bauen zu lassen, in diesem von Land zu Land zu segeln, da anzuhalten und da abzufahren, wo es ihm gefiele und zuweilen mit sich und seinen Gedanken auf dem großen Ocean allein zu sein. Childe Harold oder Lord Byron hat dann und wann ähnliche Pläne aus-

geführt, und unser Dichter Graf Platen hat ein Mal die Reize einer solchen Reise im „eigenen Schiffchen“ einen Fluß entlang sehr artig besungen. Man lebt da am Bord wie in seinem Hause, wie in seiner eigenen kleinen Welt, und da diese Welt so hübsch beweglich ist, so fährt man mit ihr wie auf einer schwimmenden Sternwarte in die große Welt hinein. Man hat gleichsam sein ganzes interieur seine ganze kleine Hauswirthschaft, oder Klosterzelle bei sich, und betrachtet von da aus die Außendinge mit philosophischer Gemüthsruhe. —

Wer sich keinen Dreimaster bauen lassen kann, der steigt doch wenigstens gern ein Mal als einziger Passagier in ein Canal- oder Flußboot, oder miethet sich, wie ich es im Herbste eines jüngst verflossenen Jahres that, eine Norderneyer Schellfisch-Barke, bedingt sich aus, daß Niemand außer ihm an Bord genommen werde, daß er der einzige Herr der Bewegungen des Schiffes sein solle, und fährt damit nach seiner Laune zwischen den Inseln und auf den Watten der Nordsee dahin. —

Das Schiffchen welches ich auf diese Weise bekam, und das nach der Frau seines Eigenthümers „Gertrude“ hieß, war für meine Zwecke und Stimmung gar nicht so übel eingerichtet. Es hatte eine kleine Cajüte mit einem Heerde auf dem bei einem ewigen Feuer der nie erkaltende Theewasserkessel zwitscherte. Zu den Seiten waren Cojen mit Strohsäcken zu unserm Nachtlager. Auf dem Decke war ganz hinreichender Raum zum spazieren und auch ein

Divan oder doch eine hölzerne Bank zum Ruhen und Meditiren. Wir hatten auch zwei reguläre Masten mit einem halben Dutzend Segeln, so daß, wenn der gehörige Wind auch dabei gewesen wäre, wir wohl hätten nach Norwegen und weiter segeln mögen. Auch ein Compaß fehlte nicht. Doch steckte er in einem beweglichen Kasten, den meine Schiffer bald auf Deck stellten, bald wenn es regnete oder schaukelte unter Deck in Sicherheit brachten. Die Mannschaft bestand aus drei gesunden kräftigen Männern: dem Eigenthümer oder Capitän, seinem Schwiegersohn, dem Nächsten nach ihm und einem jungen hübschen Burschen, der alle Verrichtungen des Stewart, des Kochs, des Schiffsjungen, des Untermatrosen, des Kellners und noch einige andere auf sich nehmen mußte.

So klein demnach unsere Gemeinde war, so war doch Gesetz, Ordnung und Unterordnung darin. Kaum waren wir unter Segel gegangen, so hatte mein Schiffer ganz die Würde und den Ernst eines Commandeurs angenommen und war auch viel einsilbiger, schweigsamer und strammer, als er mir auf der Insel Norderney, wo ich seine Bekanntschaft gemacht hatte, erschienen war. Da ich nicht gleich die Ursache von der so auffälligen Veränderung in seinem Benehmen erkannte, und in dem Glauben, daß ich etwas bei ihm versehen haben möchte, ihn darüber befragte, so deutete er mir mit ein Paar Worten etwas an, woraus ich verstand, daß wir beiden jetzt auf einem anderen Elemente seien, und daß er nun andere Pflichten habe, und sowohl mir als namentlich seiner

Schiffsmannschaft gegenüber eine andere Miene annehmen müsse. Kurz ein Schiffer auf dem Festlande, und dann derselbe Schiffer in Amt und Würden an Bord seines Schiffes, das ist ein so großer Unterschied, wie zwischen Festland und Wasser. Der Vicecapitain-Schwiegersohn folgte den Anordnungen seines das Regiment führenden Schwiegervaters sehr gefügig, und empfing dessen Befehle mit stillschweigender Subordination, obwohl er doch in seinem ganzen Benehmen seinerseits wieder durchblicken ließ, wie sehr er über der übrigen Schiffsmannschaft d. h. über unserem jungen flotten Burschen erhaben war. Dieser mußte beständig nach der Pfeife der beiden andern, und dazu noch nach meiner Geige tanzen. Er beeilte sich mit einer bewundernswerthen Promptheit, alle Winke zu verstehen und auszuführen und rollte beständig wie ein kleiner lautloser Kobold an Bord der Gertrude herum, indem er bald auf des Capitains Commando in den obersten Mastspitzen ein loses Strick befestigte, bald auf des Steuermanns Geheiß aus dem Schiffsraume eine Spiere, oder auf meine Bitte aus der Cajüte meinen Mantel hervorholte..

Gegen mich benahmen sich zwar alle drei recht freundlich und gefällig, obwohl ich bald merkte, daß ich trotz meiner am Festlande gemachten Bedingung, „daß ich alles leiten, und daß ich bestimmen wollte, wohin man segeln, wo man anlegen solle“, so ziemlich ganz in ihrer und der Elemente Hand war. Der Reiseplan wurde nach den Umständen oder vielmehr nach den von den Schiffern gedeuteten Umständen

ziemlich stark abgeändert, und es zeigte sich, daß man diese oder jene Insel, die ich zu betreten wünschte „nicht erreichen konnte“, und daß man jenen Hafen, den ich zu besichtigen dachte, „aus Rücksichten auf Wind und Wetter zur Seite liegen ließ“, und daß wir schließlich am Ende der Reise lieber ohne Weiteres in den Mund der Weser einliefen, ohne auch noch die Oldenburgische Jade und das Preußische Heppens und andere Punkte, die ich zu sehen wünschte, zu besuchen.

Wir hatten anfänglich das schönste Wetter von der Welt und strichen mit einem leisen Westwinde recht anmuthig über die überflutheten Watten und durch „das Haf“ dahin. Haf und Watten boten eine schöne, weite, glatte Wasserfläche dar, über die ein dünner die Ferne verhüllender Nebel herabhing. Das schöne stille Wetter und der liebliche Sonnenschein gefielen selbst den Ungethümen des Salzwassers, und dann und wann tauchte eins von ihnen, — bald war es ein Seehund, bald ein Delphin, — an die Oberfläche hervor.

Die Seehunde blieben uns in höchst respektvoller Ferne, doch konnten wir zuweilen deutlich ihren schwarzen Kopf im grünlichen Wasser erkennen und ihre Bewegungen beobachten. „He is neeschierig!“ (Er ist neugierig) sagte mein Schiffer. „Wenn man em fleuten deit, kann man em bowen holen“. (Wenn man ihm flöten thut, kann man ihn nach oben holen.) Aber der Seehund ist noch viel vorsichtiger als neugierig, und wir konnten bemerken, wie er uns be-

ständig beobachtend stets sorgfältig den Bewegungen unserer kleinen Gertrude auswich. Doch spürt er durch die Nase noch viel besser als durch die Augen. „He het so eenen Geruch, so abscheilich!“ (Er hat einen ganz abscheulichen d. h. einen äußerst feinen Geruch.) Wenn er auf einer Sandbank liegt, so riecht er die Feinde (d. h. natürlich die Menschen) weit eher als er sie hört oder sieht. Die Delphine sind viel weniger scheu. Sie kamen, indem sie ihre regelmäßigen Purzelbäume schlugen, oft so nahe an unser Schiffchen heran, daß wir das Getöse ihres Athmens und Wasserspritzens deutlich vernehmen konnten. Sie schienen sich dabei gar nicht um uns zu bekümmern, indem sie wie Pilgrimme einer hinter dem andern herzogen, und ihre gerade Straße geschäftig verfolgten, als ob sie ein wichtiges Ziel im Auge hätten.

Auch sonst tauchte auf dem Wattenspiegel noch Mancherlei auf, was unsere Aufmerksamkeit fesselte. Da das Wasser hier im Schutze der gegen das Meer vorliegenden Inselkette meistens ruhig und gefahrlos ist, so stellt „das Haf“ der Nordsee-Watten gewissermaßen einen natürlichen breiten Canal dar, der von der Elbe zur Weser, von der Weser zur Ems und weiter nach Holland hinläuft. Es ist eine sehr lebhafte Wasserstraße, auf der es fast beständig von kleinen Küstenfahrzeugen wimmelt. Wäre sie nicht da, läge gleich das hohe Meer vor der Küste des Festlandes, so könnte manche Art lokalen Transports und Verkehrs hier gar nicht statt haben. Die kleinen

Fahrzeuge benutzen diese Art von Schiffahrt, die halb Seefahrt, halb Binnen-Schiffahrt ist auf weite Strecken von Amsterdam bis Hamburg. Sie segeln zwar immer im Salzwasser aber so viel als möglich längs der Küsten im Schutze der vorliegenden Inseln fort. Man hat zu Zeiten auch schon ganz auf Fluß und Binnenfahrt eingerichtete Schiffe z. B. die „Pünten" der Ems oder sogar die äußerst unbehülflichen „Weserböcke" über die Watten durch das Salzwasser aus einem Fluß in den andern segeln lassen. Doch ist dieß nur in Nothfällen geschehen, wenn z. B. auf dem einen Fluß ein großer Mangel an Schiffen oder ein großes Werk schnell zu besorgen war, und den „Weserböcken" ist es das letzte Mal, als man sie auf der Ems zur Transportirung der zum Bau des Emscanals nöthigen Materialien benutzte, so schlecht bekommen, daß sie es nicht wieder versucht haben. Nie aber ist dieser natürliche Schiffahrtskanal zu einem großartigeren und gewichtigeren Unternehmen benutzt worden, als einst von den Römern, die auf ihm kurz nach Christi Geburt unter Germanicus ihre Heere und Kriegsmaterialien zu einem Angriffe auf Norddeutschland vom Rheinmunde zur Ems und Weser transportirten.

Meine Schiffer erkannten immer schon aus großer Ferne, wenn ich noch nichts auf dem Wasser schwimmen sah, als einen dunklen ungestalteten von Nebel umhüllten Körper, die Nationalität der Flagge — ob Friese, ob Holländer, ob Oldenburger, ob Eis- oder

Transalbingier — den Bestimmungshafen und meist auch die Ladung des Schiffes, das auf uns zu kam.

Manche dieser Fahrzeuge kamen uns so nahe wie die Delphine, so daß wir mit den Leuten reden und die Vorgänge an Bord erkennen konnten. Die Scenen auf dem Deck der holländischen Schiffe waren gewöhnlich die buntesten und ansprechendsten. Denn die Holländer haben immer ihre gesammte Familie oder wie meine Leute sich ausdrückten „de ganze Schole“ (die ganze Schule) an Bord. Da es wie gesagt ein schöner warmer Mittag war, so war bei ihnen jedes Mal Alles auf Deck. Zuweilen bemerkte ich daß die Frau des Schiffers am Steuer stand und das Fahrzeug regierte. Und die Herren Väter lagen auf den zusammengerollten Tauen und ließen ihre kleinen Kinder um sich herum spielen. Auf einem Schiffe, das bei uns vorüberfuhr, schrie uns eine ganze kleine Compagnie lustiger Knäbchen und Mädchen an. Sie hatten eine große Fahne aufgesteckt und marschirten jubelnd auf dem Deck zwischen den Masten einher, wie Sonntags die Dorfkinder um ihre Bäume und Kirchthürme.

Diese kleinen holländischen Watten- und Inselschiffer bilden eine ganze eigene Klasse von Menschen. Sie besitzen meistens kein Haus und Hof, nichts als das äußerst bewegliche Grundstück ihres kleinen Fahrzeuges. Sie werden an Bord der Schiffe geboren, wachsen an Bord der Schiffe auf, heirathen auch von Schiff zu Schiff, und segeln dann mit Weib und Kind das ganze Jahr hindurch von einem Nordseehafen

zum andern. Im Winter auch kommen sie nie unter Dach, sondern sehen zu, daß sie in Hamburg oder Amsterdam oder sonst in einem Hafen, in welchem sie eben einfrieren, ihr Schiff unterbringen, treiben daselbst ihre Wirthschaft an Bord desselben fort, und fangen, wenn das Eis aufgeht ihre Course wieder an, die sie fortsetzen, bis — ein Sturm sie wie das nicht selten geschieht, mit Schiff, Weib und Kind an die Küsten von Jütland oder anderswo zu Grunde gehen läßt.

Unter diesen Erlebnissen und mit der Beschauung dieses freundlichen Treibens auf den Watten beschäftigt, segelten wir an den Inseln Norderney und Baltrum und Langeoog recht gemüthlich vorüber. Aber leider wechseln auf dem Meere die Scenen gar schnell. Unser sanfter zephyrartiger Westwind hatte sich sehr bald völlig ausgeblasen, und der anfänglich so zarte und malerische Schleier des Dünennebels hatte sich allgemach außerordentlich verdichtet. Als wir bei Langeoog anlangten, war die Luft schon so „mistig" daß wir einen Büchsenschuß weit nichts mehr erkannten. Desto besser hörten wir das Getöse der Brandung von den benachbarten Inselstranden herüberbrüllen. Es klang mir ganz fremdartig und wunderlich entstellt, so daß ich wirklich anfangs nicht wußte, was es war. Meine Schiffer sagten es wäre „de Breck" *) d. h. der Wellenbruch, die Brandung. Sie behaup-

*) Die Engländer haben denselben Ausdruck in ihren „breakers" = brandende Küsten und Sandbank-Ränder.

teten der Nebel erhöhe und veränderte den Lärm der Wogen außerordentlich. Indem sie mir dieß klar machen wollten, bedienten sie sich ganz eigenthümlicher Ausdrücke, denen aber ein sehr richtiges Bild zum Grunde lag. „De See“, sagten sie, „trummelt up den Miß“ (die See trommelt auf dem Nebel). Der Nebel war ihnen darnach gewissermaßen ein großes ausgespanntes Trommelfell, auf dem Neptun und seine Wogen gleichsam die Pauke schlugen. —

Fast noch mehr als für das Ohr entstellte der Nebel die Dinge für das Auge. Eine wilde Ente, die in einiger Entfernung auf den Wellen auf und niederschaukelte, wurde, ehe sie als solche erkannt war, ein Gegenstand sehr verschiedener Vermuthungen. Zuerst schrie der Schiffsjunge, als er des Gegenstandes ansichtig wurde, „es wäre ein Wrack in Sicht“, dann meinte der Steuermann, „es wäre nur eine Tonne, oder ein Boot“. Ich hielt es auch dafür. Endlich da wir ganz nahe gekommen waren, erkannte der Capitain, der mit seinem Urtheil zurückgehalten hatte, das vom Nebel so gespensterhaft vergrößerte Ding als eine kleine schwarze Ente.

Da der Wind, mit dem der dicke Nebel einsetzte, sich aus Westen nach Osten gedreht hatte und conträr geworden war, so hielten meine Schiffer es für angemessen, das Watt zu verlassen und zwischen den Inseln durch in die hohe See hinauszustechen, vermuthlich weil sie dort einen bessern Luftzug zu finden hofften. Wir segelten oder vielmehr wir horchten und tasteten uns zwischen den Inseln Langeoog und

Spiekeroog durch. Die Sondirstange mußte immer arbeiten, um die schiffbare Tiefe herauszufinden. Auch lauschten wir zu beiden Seiten der Passage nach den Brandungen, die „auf dem Nebel trommelten“ und hielten zwischen ihnen die Mitte. So laut wir diese Inseln brüllen hörten, so wenig bekamen wir von ihnen zu sehen. Denn zu dem Nebel gesellte sich auch bald die Nacht und verschlang nun völlig das unterhaltende Treiben auf den Watten, das wir eine Zeit lang mit angeschaut hatten.

Auf welchen Wogen und Kreuz- und Querwegen wir in der Nacht gegen den Ostwind lavirend herumtaumelten, ist mir in Dunkelheit verborgen geblieben. Nur ein Mal hatten wir zu unserm Schrecken das Licht von Wangerooge, das sehr trübe in den Nebel hinausblinzte, ganz dicht vor uns. Wir waren ihm beim Lawiren zu nahe gekommen und suchten schnell wieder, wie erschreckte Fische, die den Fischer gewahrten, das Weite. Am andern Morgen endlich lag der breite Wesermund vor unsern Blicken. Der Wind, dieß wankelmüthige Naturgeschöpf hatte sich abermals von Osten nach Süden gedreht, und blies nun geradeswegs aus der Weser heraus, uns entgegen. Ich verlor zwar in Folge dieser Conjunktur, wie ich schon sagte, meinen Besuch in der Jade und in dem preußischen Kriegshafen. Doch gewährten die Umstände dafür auch wieder mehre andrere Vortheile. Denn erstlich hatte der Südwind den dichten Nebel, der mit der kalten Ostluft gekommen war, weggeblasen, und Alles, was die weite Fläche von Wasser und Sand-

bänken darbot war im hellen Sonnenschein deutlich genug zu erkennen. Wir nahmen keine Ente für ein Schiffwrack mehr und auch die Brandungen, die „Brecks“ und „Kabelungen“ spielten eine leisere Musik. Zweitens veranlaßte uns der conträre Wind zum beständigen Lawiren, was mir Gelegenheit verschaffte, die beiden Seiten des breiten Fahrwassers an vielen Punkten in Sicht zu bekommen, und dabei die verschiedenen Anstalten zur Bezeichnung und Sicherung des Seeweges, die Leuchtschiffe, die Baaken, die Feuerthürme und Seetonnen eines so großen Flusses, wie es die Weser ist, ganz in der Nähe ins Auge zu fassen. Auch kamen wir auf diese Weise den aus- und einsegelnden und hier und da vor Anker liegenden Schiffen häufiger in den Wurf, als es der Fall gewesen wäre, wenn wir auf der geraden Straße mit günstigem Winde rasch in den Fluß hineingeflogen wären. — Dazu kam noch, daß es gerade Ebbe war, und daß daher einige der gefährlichen Sandbänke und Riffe der Wesermündung mit ihren langgestreckten, öden Rücken aus dem Meere hervorragten, über die sonst bei Fluthzeit der einförmige Spiegel des Wassers sich gleichmäßig hinwegzieht. Es ist unglaublich, wie unschuldig diese den Schiffern so verderblichen und von ihnen so gefürchteten Sande und Platen bei sonnigem Wetter aussehen. Ein bischen weniger Wasser, ein schmaler Sandstreifen, der ein Paar Fuß über dem Niveau hervorragt, und sich lang hinzieht, das ist Alles. Sie haben nichts von der malerisch schreckhaften Physiognomie, welche die Schluchten,

Abgründe und Felsen-Schroffen in den Hochgebirgen besitzen, von denen man auf den ersten Blick begreift, daß sie dem Wanderer, der vor ihnen anlangt, mit Entsetzen erfüllen. Und doch ergreift es auch den Schiffer in Mark und Bein, wenn er einen dieser weichen niedrigen von Schlamm triefenden, aus lauter losen Sandkörnern componirten Bänken unverhofft dicht vor seinem Kiele gewahrt, als hätte er in einen gräßlichen Abgrund geblickt oder den Gesang der furchtbaren Sirenen vernommen. „De Tegeler", — so nennen sie gewöhnlich kurzweg die gefährliche Sandbank, welche auf unsern Karten unter dem Namen „die Tegeler Plate" verzeichnet ist, — oder die „alte Mellum" oder „der Schaarhörn" (die St. Ansgarius Bank) oder eine der andern Bänke, die ich jetzt hier und da nackt vor mir liegen sah, möchten wohl, wenn sie sprechen könnten, noch viel tragischere Geschichten und Trauerscenen, die bei ihnen passirten, zu berichten haben, als der St. Gotthard, oder der Splügen, die Via Mala, oder ein anderer der vielen gefährlichen Pässe über die Alpen.

Ueber alle die verschiedenen Anstalten zur Sicherung der gefährlichen Aus- und Einfahrt zwischen diesen Weserbänken hat Bremen die Oberaufsicht. Diese Republik nahm schon seit unvordenklichen Zeiten die Polizei und das Wasserregiment auf der Weser „bis ans Meer" hinaus, für sich in Anspruch, wie Hamburg dies auf der Elbe that. Man beruft sich deßwegen schon auf Privilegien de anno 1111, 1252 und 1396. Und im Jahre 1541 maintenirte

der Kaiser Karl der Fünfte die Stadt bei allen ihr von alten Kaisern gegebenen Privilegien dahin: „daß die Bremer auf dem Strome der Weser von ihrer Stadt an bis an die salze See an beiden Ufern des Weserstromes alle Obrigkeit, Recht, Gerechtigkeit Jurisdiction, Gebott und Verbott haben und üben und unter andern, daß sie auch die Seeräuber auf dem Strome der Weser zu Wasser und zu Lande verfolgen, niederwerfen, und zu Recht bringen, — auch bis Münden an der Fulda und bis Celle an der Aller unbehindert hinauf schiffen dürfen sollten". Auch wurden demnach jene Anstalten von frühen Zeiten her auf Kosten der Bremer Schiffer und Kaufleute ins Leben gerufen und unterhalten.

Die ältesten und auch die zahlreichsten unter ihnen sind die „Tonnen". Ihre Existenz reicht schon über das 15. Jahrhundert hinaus. Denn bereits in einem auf dem Bremer Staats-Archive aufbewahrten Dokumente vom Jahre 1425 wird gesagt, „daß die Wesertonnen über Menschengedenken an ihren Orten bei der Wesermündung gelegen hätten". Und in einem andern Dokumente vom Jahre 1426 wird gesagt, daß damals die wegen der Seetonnen bezahlten „Brüche" (Strafgelder) an die Mauerherren gekommen, d. h. zur Verbesserung der Stadtmauern verwendet wären. Uebrigens waren diese „Tonnen" in jenen alten Zeiten nicht für alle Fälle so zweckmäßig gestaltete Werke, wie sie es jetzt sind. Zuweilen waren es nur große Holzklötze oder Mastenstücke die man mit Stricken an schwere Steine an irgend einen aus

den Haiden herbeigeschleppten Granitblock gebunden hatte. Statt der Stricke hat man jetzt eiserne Ketten, und die Tonnen sind je nach den Zwecken, denen sie dienen sollen, je nach der Jahreszeit und den Erfordernissen der Lokalität, für die sie bestimmt sind, verschiedentlich construirt.

Da ich auf meiner lavirenden Einfahrt in die Weser fast jede dieser merkwürdigen Tonnen, die hier Jahr aus Jahr ein auf den Wellen hin und her schaukeln und baumeln in Sicht bekam, so suchte ich mich nach Kräften über sie zu unterrichten und ich vermuthe, daß dem deutschen Leser einige der von mir über diesen selten besprochenen Gegenstand gesammelte Notizen eben so interessant sein werden, wie die schon von vielen Reisenden gegebenen Nachrichten von den „Alpen-Hospizen", den „Gallerien" und den andern Anstalten zum Schutz gegen die Lawinen und andere Gebirgsgefahren. Die Etablirung und Ueberwachung jeder einzelnen dieser Weser- und Elbetonnen verursacht ziemlich viel Kopfbrechens und Mühe, in jeder steckt ein kleines Capital, und jede hat in den über diese Angelegenheit in Bremen und Hamburg geführten Büchern ihre eigene Rubrik, unter welcher gleichsam ihre fortlaufende Geschichte, die mit ihr vorgenommenen Veränderungen und die bei ihr statt gehabten Ereignisse verzeichnet werden.

Im Ganzen giebt es auf der Weser so weit Seeschiffe gehen d. h. bis Vegesack hinauf, etwas mehr als 100 (genau 116) Tonnen. Je mächtiger von Vegesack abwärts

der Strom wird, desto größer werden die Tonnen und desto stärker auch Alles, was sonst noch bei ihnen zu ihrer Befestigung nöthig ist. Sie sind daher in 6 Klassen verschiedener Größe getheilt, die den Abschnitten und Stufen der Mächtigkeit des Stromes entsprechen. Von Vegesack bis Brake liegt die erste oder kleinste Tonnenklasse; von da bis Bremerhafen die zweite. Andere Abschnitte machen der „Leuchtthurm auf dem hohen Wege“ und das „Leuchtschiff“ in der Nähe des äußersten Wesermundes.

Die größte und berühmteste aller Wesertonnen schwimmt weit draußen im Meere, noch 8 deutsche Meilen von Bremerhafen ins Salzwasser hinaus, bei dem ersten Anfange der Verengung der Meeresstraße durch die Platen und Sande, oder da, wo die Seeschiffer das eigentliche schließliche Ende der Weser annehmen. Diese äußerste und vornehmste Tonne ist etwa 16 Fuß lang und heißt die „Schlüsseltonne“ weil sie auf dem aus dem Wasser hervorragenden Kopfe mit einem vergoldeten großen Schlüssel aus Eisen, von der Gestalt des Schlüssels den die Stadt Bremen im Wappen führt, geschmückt ist. Diese bei allen Schiffern berühmte Tonne bezeichnet zugleich das Ende der Bremer Herrschaft über die Gewässer.

Auch die Hamburger haben eine ähnliche Tonne im Meere da liegen, wo sich das eigentliche Seethor ihrer Elbe zwischen den Bänken aufthut, und wo das Gebiet ihrer Wasserpolizei endet. Es ist die bei den Schiffern ebenfalls berühmte sogenannte „rothe Tonne“. Und endlich haben dieß neuerdings auch die Preußen

nachgeahmt, und haben nördlich von Wangeroog eine mit dem preußischen Adler geschmückte Tonne die „Adlertonne“ da ausgelegt, wo man vom hohen Meere aus zu dem Jade-Busen und zu dem preußischen Kriegshafen von Heppens einbiegt.

Die Bremer Schlüsseltonne ist noch ferner, um sie desto mehr zu markiren und auffälliger zu machen, mit einem hohen jetzt aus eisernen Stangen componirten *) Korbe geschmückt. Dieser Korb wird freilich zuweilen von den Wellen weggeschlagen. Aber dann vermissen ihn die Dampfschiff-Capitäne sogleich mit Schmerzen und der Bremer „Barsemeister“ (Aufseher der Tonnen) muß sich beeilen, den Korb baldigst in seiner althergebrachten Form wieder herzustellen. Denn auf dieser großen Wüste des Oceans ist jedes geringste Kennzeichen, sogar ein Korb unter Umständen, ein sehr wichtiger Anhaltspunkt zum Zurechtfinden.

Alle drei genannten Haupttonnen der Elbe und und Weser und Jade, oder die End- und Krönungspunkte dieser drei Flüsse liegen im Meere sehr nachbarlich bei einander, nur wenige Meilen von einander entfernt, während ihre Quellenpunkte im Innern des Landes so weit aus einander gehen.

Die Engländer haben bei ihren Häfen und Flüssen in neuerer Zeit sehr große und kostspielige Tonnen, durchweg aus dicken Eisenplatten gebaut. Allein diese entsprechen — wenigstens nach der in Bremen

*) Bis zum Jahre 1851 war es ein aus dickem Rohr geflochtener Korb.

herschenden Meinung — den Zuständen auf der Weser und Elbe nicht, wo man auf die Kälte und Eisbildung des Winters mehr Rücksicht zu nehmen hat als in England. Bei den eisernen Tonnen, die dem Wasser in ihrer Nähe schnell die Wärme entziehen, sollen sich — so behauptet man wenigstens auf der Weser — leicht große Eisflaken anbilden, die dann von den Wellen und Fluthen geschaukelt und gehoben, die Tonne der Gefahr aussetzen, mit sammt ihren Ketten und Steinen, an denen sie hangen, herausgerissen und ins Meer hinausgeführt zu werden. Vielleicht aber vertheidigt man in Bremen diese Ansicht auch nur deßwegen, weil man dort noch die Kosten der Neuerung scheut.

Die Wesertonnen bestehen aus schönen 2 Zoll dicken und durch eine Menge von eisernen Ringen und Verklammerungen zusammengehaltenen Bohlen vom besten Eichenholz, das aus dem Bückeburgischen und aus Westphalen auf dem Fluß herabkommt.

In England befestigt man die Tonnen mit mächtigen Ankern auf dem Grunde der Sandbänke. An unseren deutschen Flüssen liegen sie noch nach alter Weise an großen in das Meer versenkten Quadersteinen. Es sind aber jetzt nicht mehr wie ehemals solche rohe Granitblöcke aus den Haiden, sondern Sandsteine aus den berühmten Steinbrüchen von Oberkirchen im Wesergebirge in der Nähe der Porta Westphalica, denen man eine eckige quadratische Form gegeben hat, damit sie nicht so leicht fortgeschleift werden können. Je nach der Größe der Tonnen und je nachdem die-

selben weiter in die See hinaus oder in den Fluß hinauf liegen, sind auch die Steine von verschiedener Größe. Die für die Gegend bei Vegesack wiegen etwa 500 Pfund und von da gehen sie flußabwärts bis zu 3000 und 3500 Pfund, und der Stein für die Schlüsseltonne wiegt 40 Centner.

Die Steine sind durchbohrt und durch das Loch geht ein darin verzapfter Bolzen der Kette, die den Stein mit der Tonne verbindet. Diese Ketten bestehen aus eckigen, länglichten, etwa einen Fuß langen Gliedern, und sind ebenfalls aus dem besten schwedischen Eisen geschmiedet. Sie sind natürlich von verschiedener Länge, je nach der Tiefe in der die Tonne liegen soll, bei den äußeren Tonnen bis auf 25 Klafter lang. Die Länge der Ketten beträgt immer bedeutend mehr als die senkrechte Tiefe der Meeresstelle, damit die Tonne ein wenig Spielraum habe, und sich bei Ebbe und Fluth und dem Wellenschlage frei um ihren Stein herumbewegen könne. Eine kurze Kette würde zu sehr angespannt und bald aufgerieben werden.

Die Seetonnen sind die größten Tänzer von der Welt. Sie liegen nicht einen Augenblick ruhig, vielmehr hüpfen, springen, schaukeln und wiegen sie sich wie die Wassernixen Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch in allen möglichen Richtungen und Windungen. Da sie ungefähr die Gestalt von großen Seefischen mit dicken Köpfen haben, und beständig wie Delphine sich tummeln, so konnte ich jedesmal, wenn wir bei einem solchen an der Kette liegenden Ungethüm vor-

überkamen nicht umhin, mit Vergnügen dieses unterhaltende Treiben zu betrachten. Besonders arg werden sie beim Eisgange behandelt. Dann streifen die Eisschollen über sie weg, drücken sie nieder in die schäumende Fluth, als wollten sie einen Riesen ersäufen. Kaum aber ist die Eisscholle vorüber, so springt die farbige Riesentonne quickend und mit ihrer Kette klirrend wieder aus den Wellen hervor, hüpft und tanzt und bäumt sich hoch auf, als wollte sie triumphiren, daß man sie nicht habe unterkriegen können, bis sie auf ein Mal mitten in ihren Evolutionen wieder einen Eisschollenstoß von der andern Seite bekommt, der sie ganz aus der Fassung bringt und sie ihre Purzelbäume in den nassen Abgrund hinab wiederholen läßt. Wer ein wenig Phantasie hat, kann diesem Tonnentanze beim Eisgange auf unserm Flusse Stundenlang zusehen, indem er dabei denkt, wie das Leben und seine Wellen und harte Eisschollen ein eben solches Spiel mit uns Menschen treiben.

Die Weise, wie die Tonnen mit ihren Ketten verbunden sind, ist auf eine fernere Erleichterung ihrer mannigfaltigen Bewegungen berechnet. Die Glieder derselben sind nämlich nicht unmittelbar in die dicke eiserne Oese, welche das untere Ende der Tonne darbietet, eingehakt. Vielmehr sind sie dort mit dieser Oese in beweglicher Weise verzapft. Ein dicker Bolzen dreht sich locker in einem eisernen Steigbügel der oben an die Oese der Tonne befestigt ist, und eben so in einem solchen Steigbügel, der die Kette trägt. Diese Art der Verbindung oder Verzapfung macht es mög-

lich, daß der Tonnenkopf sich drehen kann wie er will, und daß der Drath der Kette nicht gezwungen ist, diese Drehungen alle mit zu machen. Größerer Vorsicht halber hat man bei den langen Ketten auch von 6 zu 6 Klafter jene Vorrichtung, jene nachgiebigen sich um sich selbst drehenden Zapfen wiederholt, so daß auch die einzelnen Stücke der Kette sich verschiedentlich drehen können, ohne daß die übrigen Stücke es nöthig hätten, diese Drehungen mitzumachen. Hätte man diese Vorrichtung nicht getroffen, so würden so starke Reibungen in der Kette entstehen, daß der Tonnenkopf bald abgedreht, oder die Kette zu schnell zerstört würde. Die Zerstörung der Ketten geht ohne dieß rasch genug vor sich. Sie sind schon nach zweijährigem Dienste so zerrieben und zerfressen, daß sie herausgenommen und durch andere ersetzt werden müssen.

So viel von der Befestigung der Tonnen, ihrer Ketten und Steine. Sieht man sich nun die Tonnen selber und ihre Gestaltung näher an, so kann man bemerken, daß es auf der Weser wie auf der Elbe und auf der Jade hauptsächlich zweierlei Tonnenformen giebt, erstlich sogenannte „Spitztonnen“ und zweitens „stumpfe Tonnen“. Die letzteren haben die Gestalt von Birnen mit einem flachen dicken Kopfe, der frei aus dem Wasser hervorragt, während das dünne Ende der Birne an der Kette im Wasser steckt. Unter welchen Proportionen das spitze Ende zulaufen, wie der Bauch der Tonnen abfallen und sich biegen müsse, darüber haben die Ansichten der Kenner sehr gewechselt, und sie sind dabei zur Adoptirung bald dieser

bald jener Figur gekommen. Die Spitztonnen haben ungefähr die Form eines abgerundeten und überall geschlossenen Weberschiffchens. Auf der Weser giebt es nur einige wenige permanente Spitztonnen, in besondern Lokalitäten. Die Schlüsseltonne ist z. B. eine Spitztonne und eben so noch einige in ihrer Nachbarschaft. Bei weitem die Mehrzahl der Wesertonnen sind stumpfe, wenigstens für Sommer, Frühling und Herbst. Für den Winter dagegen werden auf der Weser diese großen dicken stumpfen Tonnen ausgehenkt, und an ihre Stelle spitze gesetzt, die zugleich dünner und schmächtiger sind. Diese anders gestalteten und construirten Wintertonnen, „Eisbojer“ genannt, passen besser für den Eisgang. Es setzt sich an ihnen weniger Eis an. Auch streifen sie das bei ihnen angesetzte Eis leichter ab. „Sie reinigen sich leichter“.

Auf der Elbe sind die Spitztonnen häufiger. Sie bezeichnen dort die rechte Seite des Fahrwassers, während die stumpfen Tonnen die linke Seite bezeichnen. Auf der Weser wird dieser Unterschied zwischen rechts und links bloß durch die Farbe angedeutet. Alle Wesertonnen zur Linken sind schwarz, alle zur Rechten weiß angestrichen. Dieselbe Vertheilung der Farbe herrscht bei den Preußen auf der Jade und auch bei den Hamburgern auf der Elbe. Nur einige wenige Haupttonnen, die in ganz besonders wichtigen Lokalitäten liegen, sind feuerroth angestrichen. Auch die Weser Schlüsseltonne war ehemals roth, seit 1855 hat sie ein schwarzes Gewand angezogen. Auch haben

einige solche wichtige Tonnen noch sonst besondere Abzeichen. So z. B. „die doppelte Adlertonne", „die doppelte Kreuztonne", „die Flügeltonne". Von diesen ihren Abzeichen, („Adler", „Kreuz", „Flügel" ꝛc.) hat man in Bremen immer einen ziemlichen Vorrath. Sie sind aus Eisenblech geschmiedet und vergoldet, wie der schon von mir genannte „Schlüssel". Eine besondere Gattung kleiner Tonnen sind wieder die sogenannten „Wracktonnen", die zur Warnung auf alten versenkten Schiffen befestigt werden.

Die Farben der Tonnen werden, wie man sich denken kann, bald ruinirt, sowohl von den Wellen und dem Eise, als auch von den Seevögeln und anderen Thieren. Es setzen sich beständig eine Menge graue Muscheln, Corallen und Seepflanzen an, welche die Tonnen schnell dicht überziehen. Auch benutzen die Seevögel die Tonnen gern als Ruhepunkte, obgleich wie gesagt nicht viel Ruhe auf ihnen zu finden ist. Sie weißen sie daher beständig mit ihren kalkigen Excrementen an, und so kommt es, daß sehr bald die rothen, weißen und schwarzen Tonnen alle mit derselben grauen und schmutzigen Farbe bedeckt werden. In ihren Panzer von Muscheln und Pflanzen gehüllt, sehen sie wie alte lange im Meer versenkt gewesene Schiffswracktrümmer aus, sind mit langen Tangen und struppigen vegetabilischen Bärten bedeckt, und dazwischen lebt es und kriecht es von allerlei Gewürm, sechsfüßigen und hundertfüßigen, — übelriechend und widerlich anzuschauen — so daß Einem dabei der Appetit zum Austernessen völlig vergeht.

Demzufolge müssen die Tonnen jährlich ein Mal ausgehakt und durch frisch angestrichene ersetzt, oder wie man das nennt „verwechselt“ werden. Die Wesertonnen werden nach Bremen geschafft und dort in dem sogenannten „Tonnenhofe“ mit eisernen In-Instrumenten abgekratzt und dann neu angemalt.

Auf der Elbe bringt man sie nach Cuxhaven und der dortige treffliche, wissenschaftlich gebildete Amtmann, ein gelehrter Naturforscher hat diese Verhältnisse und Operationen benutzt, um höchst merkwürdige Beobachtungen über die in unsern Flußmündungen lebenden Seethiere und Pflanzen anzustellen und jenes interessante Werk abzufassen und zu publiciren, von dem ich schon oben gelegentlich sprach.

Wie interessant wäre es wohl, wenn auch in Bremen sich jemand des an unsern Wesertonnen klebenden wissenschaftlichen Stoffs bemächtigen, und dann Vergleiche zwischen den Elbe- und Weserthieren anstellen wollte!

Trotz aller der oben bezeichneten Vorschrifts-Maßregeln werden jährlich in den wilden Stürmen und Eisgängen nicht wenige Tonnen von ihren Ketten gerissen und in die See hinausgeführt, oder wie man das nennt „vertrieben“. Doch erlangt man sie meistens wohl an irgend einem Strande wieder. Manche findet man bei Helgoland. Viele treiben aus der Weser bis nach Jütland, und einige hat man von dem entlegenen Vorgebirge von Skagen zurückgeholt. Aus den über die Tonnen in Bremen geführten Büchern habe ich ersehen, daß es Jahre gab, in denen

nicht weniger als 13 Seetonnen und 13 Eisbojer verunglückten oder „vertrieben“. Die Steine und die Ketten, die beim Abreißen der Tonnen auf den Boden sinken, sind dann meistens unwiederbringlich verloren. Jährlich werden auf diese Weise viele hundert Centner Eisen und Steine in unseren Flüssen versenkt. In alten Zeiten hatte man von Seiten Bremens oft langwierige Verhandlungen und Correspondenzen mit dem Grafen von Oldenburg oder mit einem andern Küsten-Potentaten darüber zu führen, ob er die vertriebenen Bremer Tonnen wieder herausgeben wolle oder nicht. Auch drohten den Tonnen außer dem Vertreiben durch Stürme und Wogen noch andere Gefahren. So z. B. wird in dem oben angeführten Privilegium Kaiser Karls des Fünften gesagt, daß zuweilen böswillige Menschen die Tonnen ausgerissen hätten, um Schiffe stranden zu lassen. Auch nahmen sie wohl die Tonnen weg, um das Bergegeld für sie zu bekommen, indem sie nachher behaupteten, sie seien ihnen von der See zugetrieben.

Die 116 Tonnen der Weser und eben so die circa 90 Elbtonnen haben jede wo nicht ihren eigenen Namen doch ihre besondere Bezeichnung und Nummer. Die schwarzen Tonnen auf der linken Seite des Fahrwassers der Weser sind mit Buchstaben, und die weißen der rechten Seite mit römischen Ziffern bezeichnet, und zwar so, daß die Schlüsseltonne an der Mündung dabei als Null angenommen wird, und das Alphabet wie die Zahlen von da landeinwärts den Fluß hinauflaufen. Jede Tonne trägt ihre Bezeichnung mit

deutlichen Zügen — bei der bremer Tonne könnten diese Züge wohl etwas größer sein, — auf dem Rücken geschrieben, so daß ein im Nebel vorüberfahrender Schiffer, wenn er nur den Buchstaben in Sicht bringen kann, dann gleich weiß, bei welcher Station er sich befindet. Die Tonnen dienen demnach eigentlich einem doppelten Zwecke, theils nämlich um Gefahren (Sandbänke) anzuzeigen, theils um dem Schiffer als Leitersprossen oder Meilenzeiger zu dienen, die ihm angeben, wie weit er schon im Fluß hinaufgesegelt sei. Die Benennung der Tonnen ist aber begreiflicher Weise auch sonst für die ganze Verwaltung und Ordnung des Tonnenwesens durchaus nöthig.

Die Verwaltung und Inspektion des Tonnenwesens steht auf der untern Elbe unter der Leitung des „Commandeurs von Cuxhaven". Auf der Weser hat man dafür einen Beamten, der den Titel „Barsemeister" führt. Man setzt in dieses Amt gewöhnlich einen ehemaligen verdienten und erfahrenen See-Capitain. Auf der Ems nennt man (nach Stürenberg's Ostfriesischem Lexikon) ein gewisses Boot ohne Mast, das zum Hinanfahren an das Emdener Wachtschiff und an die Emstonnen dient „die Barse" *) Wahrscheinlich ist auch der obengenannte Titel des Wesertonnen-Inspektors „der Barsemeister" von dieser Schiffbenennung abgeleitet, obgleich ich nicht habe finden können, daß das zu seinen Verrichtungen und Reisen nöthige Schiff je, wie auf der Ems „Barse"

*) Das Wort ist vermuthlich verwandt mit „Barke".

genannt worden sei. Schon in alten Zeiten finde ich dieses Schiff auf der Weser „der Tonnen-Bojer“ genannt. So wird z. B. ein Mal in unsern Chroniken erwähnt, daß im Jahre 1537 „der Tonnen-Bojer“ der Weser als Kriegsschiff ausgerüstet und gegen den seeräuberischen Junker Baltasar von Esens benutzt worden sei. Später — wenigstens im Anfange dieses Jahrhunderts, — scheint man kein eigenes Schiff dafür gehabt, sondern nur gelegentlich ein beliebiges Fahrzeug gemiethet zu haben. Im Jahre 1849 schaffte man dafür ein sogenanntes „Buttak“ (auch „Butt-Ake“ geschrieben) *) an.

Leider ist auch der heutige Tonnenbojer auf der Weser ein Segelschiff. Wenn irgendwo aber, so wäre hier bei den Betonnungsgeschäften, wo so viele kleine Reisen und Bewegungen in allen Richtungen auszuführen sind, ein Dampfschiff an seiner Stelle. Doch hat man es in Bremen noch nicht zu einem Dampfer-Tonnenbojer bringen können.

Nach Dem, was ich bereits über die Tonnen und ihre Schicksale bemerkte, kann man sich denken, daß die Verpflichtungen und Geschäfte des Barsemeisteramts keine leichten sind.

Schon die Wahl der Stelle für die Fixirung einer Tonne, hat ihre großen Schwierigkeiten. Meistens sind es lauter von alten Zeiten her angenommene Stations-Plätze. Doch müssen sie zuweilen, wenn die

*) „Ake“ heißt ein Fischer-Fahrzeug. Und „Buttak“ wäre demnach ein Schiff zum Buttefangen.

Sandbänke sich veränderten, verlegt werden. Darüber kann der Barsemeister allein nicht verfügen. Vielmehr finden dann über eine solche wichtige Maaßregel Berathungen mit der ihm vorgesetzten Ober-Deputation von kundigen Männern, — statt, und wird eine solche Verlegung beschlossen, so wird der Schifferstand durch das Organ der Presse in möglichst weiten Kreisen davon benachrichtigt.

Die Position jeder Tonne muß natürlich astronomisch möglichst genau bestimmt werden, und dieß hat bei so kleinen Objekten und kurzen Distanzen seine nicht geringen Schwierigkeiten. Der Elbkommandeur von Cuxhaven und der Barsemeister der Weser sind fast beständig wie die Möwen auf dem Flügel, oder doch die Hälfte des Jahres bei ihren Sandbänken oder Flußmündungen beschäftigt, weil es dort stets etwas zu flicken und zu bessern giebt. Zuweilen müssen sie eine See-Expedition von mehren Tagen unternehmen, bloß um der „Schlüsseltonne“ wieder jenen „Korb“, von dem ich oben sprach, aufzusetzen. Mitunter sind sie 6 bis 7 Wochen en suite draußen, namentlich zur Zeit, wo die alten Tonnen abgenommen und abgekratzt, oder wo die Sommertonnen mit den Wintertonnen verwechselt werden müssen. Ihr Tonnenbojer ist mit allerlei Instrumenten ausgerüstet, deren sie bei ihren verschiedenen Operationen benöthigt sind. Hebemaschinen und Winden, um die schweren Ketten und Steine aus der Tiefe herauf zn holen. Dann mächtige eiserne Haken, mit denen sie aus den Wellen

die stets taumelnde Tonne fischen. Die letzteren sind dazu mit großen eisernen Ringen als Handhaben versehen. Endlich mit allerlei mächtigen Kneifzangen oder Klammern, um damit auf dem Boden des Meeres herumzutasten, wenn sie etwa glauben, einer auf den Grund versunkenen Kette wieder habhaft werden zu können.

Da alle diese und andere Operationen oft mitten im Sturme und Wogengetümmel oder vielleicht bei schon eingesetztem Eisgange durchgeführt werden müssen, so mögen die fremden Schiffer sich denken, daß sie ihr Tonnen und Baaken-Geld bei unsern Flüssen nicht für nichts und wieder nichts bezahlen. Manche Mühe aber, wie gesagt, könnte dem Bremer Barsemeister erspart werden, wenn man ihm ein Dampfschiff gäbe.

Indem wir, wie gesagt, bei beständig conträrem Südwinde zu meiner Freude ganz langsam in die Weser hinaufrückten und von den weißen Tonnen „VI“ und „VII“ zu den schwarzen Tonnen „L“ und „M“, von der „doppelten Adler-Tonne“ zur „rothen Spitz-Tonne“ herüber und hinüber lavirten, gelangten wir allmählig in Gegenden hinauf, wo die Sande schon einige Fuß höher werden, wo sie zuweilen ganz trocken liegen, und daher auch eine andere Art von Seezeichen ausführbar geworden ist. Die sogenannten „Baaken“ oder vielmehr die „festen Baaken“, denn auch die Tonnen (oder Bojen) werden wohl unter dem Namen Baaken begriffen und dann treibende Baaken oder „Treib-Baaken genannt. Die Tonnen dienen nur dazu, im Wasser selbst die Gränzen der

tieferen Fahrstraße anzuzeigen. Auch können sie bei den Mißhandlungen, denen sie von Seiten der Wellen ausgesetzt sind, immer nur sehr niedrig bleiben. Wo sich ein fester und höherer Grund darbot, da stellte man den Schiffern die hohen von Weitem besser sichtbaren Baaken auf. Es sind thurmartige aus dicken Eichenbalken construirte Gerüste, denen man wohl eine Höhe von 50 und mehr Fuß gab. Wo es nöthig war, befestigte man auch ihre Basis noch auf künstliche Weise. Man füllte z. B. wohl in der Mitte der Sandbänke ein großes Loch mit großen Steinen; schloß diese Steinmassen in dicke Ketten ein, durch welche dieselben Halt bekamen und baute dann erst auf dieses Fundament die Baake. Bei meiner Art zu schiffen, hatte ich das Glück diese curiosen Seeufergebäude an der Weser alle ganz aus der Nähe besichtigen zu können.

Jede der Baaken, so viele ihrer an der Elbe und Weser sind, ist nach einem andern Plane gebaut und jede zeigt eine ganz eigenthümliche Figur, so daß die Schiffer sie nicht leicht mit einander verwechseln können. Auch haben sie wie einige Tonnen ihre besonderen Abzeichen auf der Spitze. Die eine ist mit einem aus Eichenbalken gebildeten „Stundenglase“ gekrönt, die andere mit einer Balkenconstruktion, welche einem „Becher“ ähnlich sieht, die dritte mit der Figur einer „Windmühle“. Daher auch ihre Namen: „Becher-Baake“, „Stundenglas-Baake“, „Windmühlen-Baake.“

Die bedeutendste an der Weser macht mit ihrer großen Kugel auf der Spitze ungefähr die Figur eines

Frauenzimmers im Reifrocke, und heißt daher „die Jungfern-Baake.“ Sie soll schon sehr alt sein und sie steht unter andern schon auf einem alten Gemälde des Weser-Mundes, das aus dem 17. Jahrhundert stammen soll, und in dem Bremer „Schütting“ aufgehängt ist, abgebildet. Die meisten dieser Baaken sind schwarz angestrichen, denn das scheint die Farbe zu sein, welche auf dem Meere und gegen den hellen Himmel am weitesten gesehen wird. In Bremen und Hamburg bewahrt man genaue Zeichnungen und Pläne von der Bauart dieser Baaken auf, damit man sie genau in derselben Form wiederherstellen könne, wenn etwa ein Sturm sie ein Mal zerstören sollte.

Die Baaken können begreiflicher Weise den Schiffern nur bei Tage dienen. In alten Zeiten aber hatte man auch „Feuer-Baaken“, d. h. aus Holz gebaute Gerüste, auf deren Gipfeln man in einem eisernen Korbe mit Kienholz oder Kohlen ein flammendes Feuer unterhielt. An die Stelle dieser Feuer-Baaken sind in neuerer Zeit die soliden eleganten, aus Stein gebauten, mit vielfach künstlich gestärktem Lampenlicht versehenen Leuchtthürme getreten. Die Leuchtthürme vermag man indeß nur auf festem trockenen Lande oder in der Nähe desselben auf Felsen oder hohen Bänken auszuführen. Da es jedoch den Schiffern sehr erwünscht ist, auch weiter draußen in dem großen Watten-Labyrinthe noch eine Lampe angesteckt zu finden, so hat man, wie die schwimmenden Wegweiser oder die sogenannten Treibbaaken (Tonnen), eben so auch „schwimmende Feuer“ erfunden und hat noch weiter vom

Lande hinaus in den Sanden der Weser und Elbe einige Leuchtschiffe vor Anker gelegt, die man eben so mit den Tonnen in Parallele stellen kann, wie die Leuchtthürme mit den „Baaken“.

Diese Leuchtschiffe sind aber eine nicht immer zuverlässige Aushülfe. Zur Zeit des Eisganges, der sie allzu sehr gefährdet, müssen sie eingezogen werden, und die von ihnen bedienten Partien des Wassers bleiben dann in manchen Jahreszeiten dunkel. Das Bremer Leuchtschiff bildet eine Mittelstation zwischen dem Leuchtthurme von Wangeroog und dem neuen „Bremer Leuchtthurm auf dem hohen Wege.“ Es liegt in der Nähe der „Tegeler Plate“ und man geht jetzt mit dem Plane um, dieses bewegliche Licht mit einem auf dieser Plate zu errichtenden hohen Leuchtthurme zu vertauschen, und dann das Leuchtschiff zu fernerer Vervollständigung des Wegweiser- und Beleuchtungs-Systems der Weser noch weiter ins Meer hinauszulegen, wo es denn zugleich eine permanentere Station bilden könnte, weil es dort vor dem Eisgange geschützter wäre.

Ich will mich indeß hier auf die großartigen Leuchtthürme nicht weiter einlassen. Ich wollte, wie gesagt, nur die viel häufiger übersehene und doch so wichtige und interessante Angelegenheit der Seetonnen, die mir auf meinem kleinen Kreuzzuge beim Weser-Munde so natürlich und so überall in den Weg kamen, in einem kleinen Capitel abhandeln.

Uebrigens bot bei dem schönen Wetter, das wir genossen, außer den Tonnen und Baaken unsere Ein-

fahrt in den Fluß noch sonst gar manches anziehende Schauspiel dar. Der günstige Südwind hatte viele Schiffe aus dem Hafen erlöst, und ein großer Dreimaster nach dem andern zog mit geblähten Segeln an uns vorüber, um das hohe Meer zu gewinnen, und dann seine weite Fahrt nach den transatlantischen Welten anzutreten. Die Leute an Bord hatten ihr Seemannskostüm, ihre dicken Friesjacken und ihre „Südwestern“ übergezogen. Dagegen eilten die Dampfböte vom Ocean her in den Fluß hinein, (unter ihnen ein großer Americaner) an deren Bord die Passagiere überall, nach überstandenen Leiden, die hübscheste Sonntags-Toilette gemacht hatten, um in dem vor Augen liegenden Hafen in gefälliger und moderner Weise ans Land treten zu können.

Ich selbst aber lawirte ihnen mit meinen Norderneyern, so gut ich konnte, nach, und langte dann endlich wieder in der guten Stadt Bremen an, die wie ich sagte das Alpha und Omega derjenigen kleinen nordwestdeutschen Kreuz- und Querzüge gewesen ist, welche ich dem deutschen Leser geschildert habe, und die ich hiermit vorläufig abbreche.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
914.35 K82N C001 v.2
Nordwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Was
3 0112 089206939